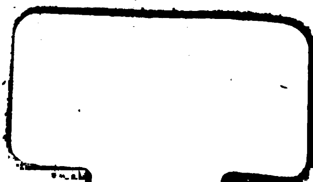
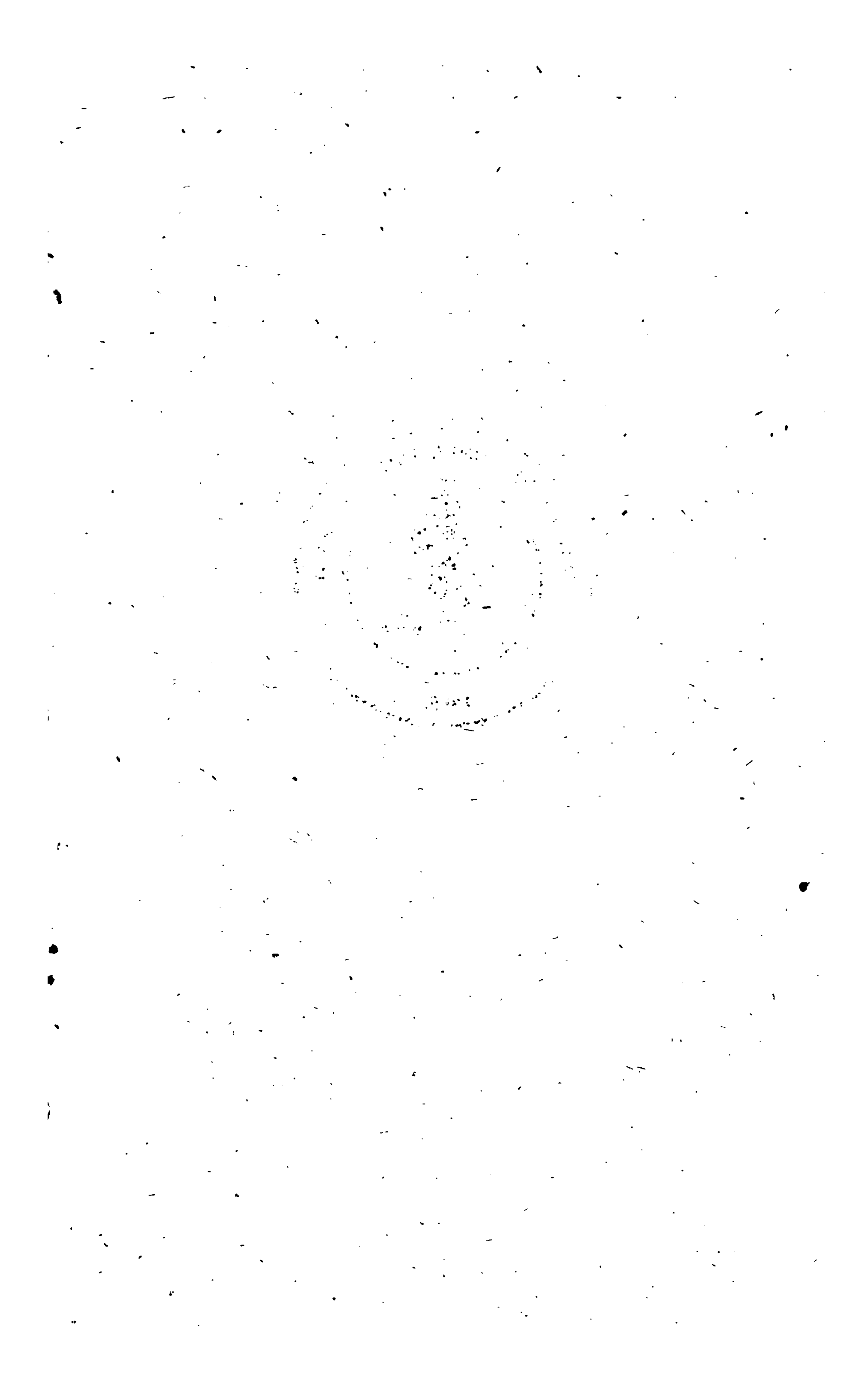
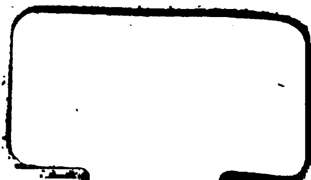


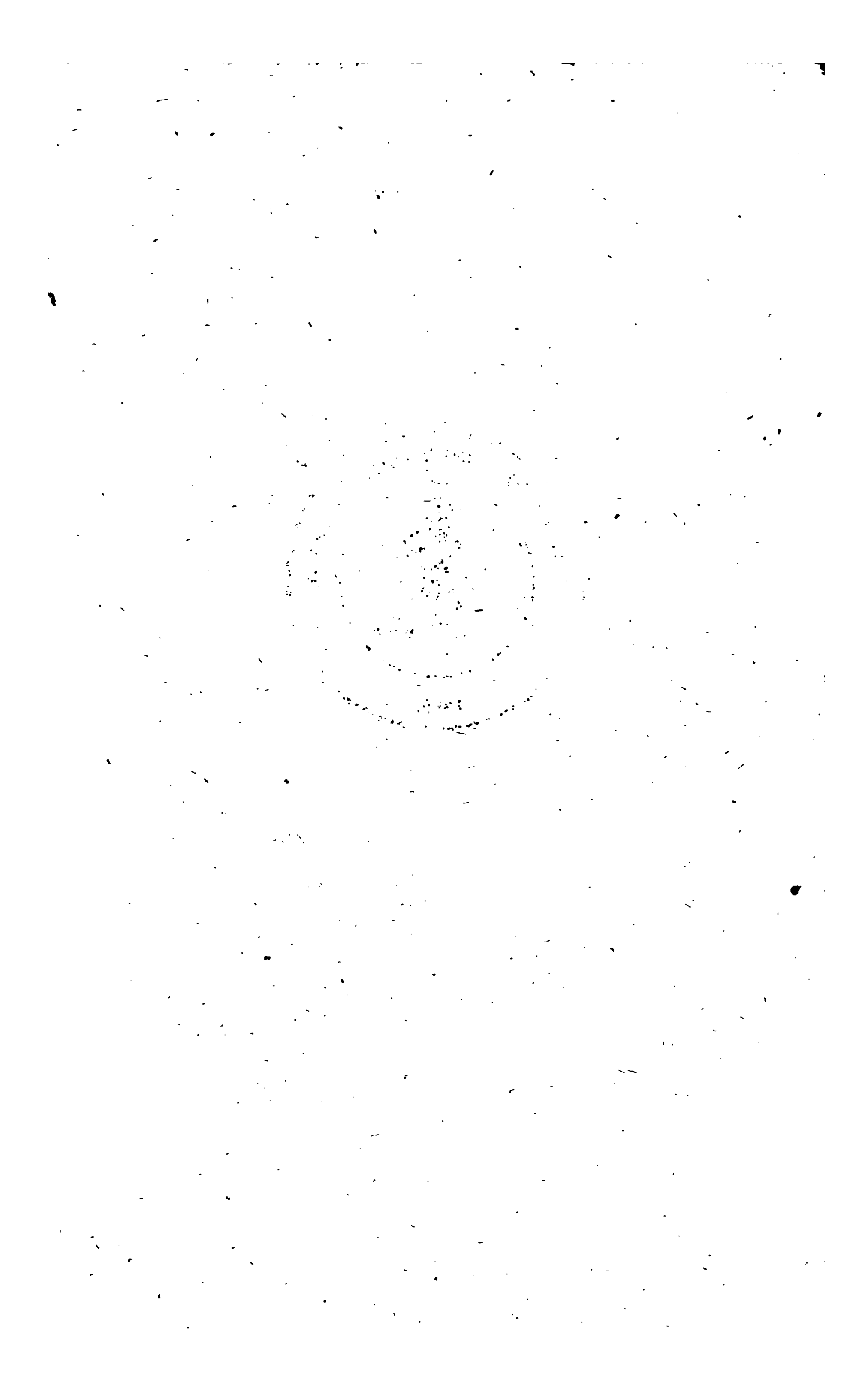

STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969






STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969





Auswahl des Besten

aus

Friedrich Rochlitz'

sämmtlichen Schriften

Vom Verfasser

veranstaltet, verbessert und herausgegeben.

In sechs Bänden.

Fünfter Band.

Züllichau,
in der Darnmannschen Buchhandlung.
1822.

Camilla Caffareli.

Das Schicksal liebt es, augenfällige Erfolge in weltlichen Dingen selten an weite Gedanken und Plane, große Leidenschaften und Wagestücke Hochgestellter, oder auch an die reinen Gesinnungen und wohlwollenden Entwürfe edler Tugendfreunde; öfters aber an vorübereilende Schwächen, Aufwallungen und Thorheiten leichtgesinneter Gemüther und zweydeutiger Charaktere zu knüpfen, als wolle es uns immer von neuem und immer klärer versinnlicht vorhalten: für den Gang und die jedesmalige Lage der Welt seyd ihr alle nur Werkzeuge in meiner Hand, könnt ihr alle nicht freyer spielen, als der geworfene Würfel im engen Brete, und was durch euch weithin Ausgreifendes, dauernd Entscheidendes auf Erden geschieht, habt ihr selbst gar nicht beabsichtiget! als wolle es selbst solche Säulen im Mittelpunkt der Ereignisse zwingen zum geheimen Gefühl eigenen Unvermögens beym Anschein alles bezwingender Kraft, zum Gefühl ihrer engbegränzten Menschlichkeit bey aller Vergötterung der Zeitgenossen, damit der Vollgenuß ihres Daseyns unterbrochen, ihr Uebermaaß gerächt, und das ewige Gleichgewicht der Dinge wiederhergestellt werde —.

Mag denn auch nur Einer der Angestaunten, die, gleichsam das Siegel der Erwählung an der Stirn tragend, durch tausendfache Gefahren und selbst durch den Sturz ganzer Nationen unangetastet hinschritten; mag auch nur Einer von denen, die die Weltgeschichte zwangen, ihre Epochen nach ihnen zu messen — das wirklich gewollt, ja nur vollkommen um das gewußt haben, was durch sie endlich zu Stande gekommen ist? —

Beklagenswerth ist aber ein jeder, und vornämlich der Zeitgenoß entscheidender Ereignisse, wenn er, kurzsichtig und blöde — z. B. bey den Zügen eines Attila, nur den Sieg roher Kraft, bey dem schiefen Fenster zu Trianon oder dem Modehandschuh einer Anna von England nur das Berücken fein angelegter Intrigue erblickt! beklagenswerth nicht minder, wenn er, klügelnd und rechnend, sich nicht höher erheben kann, als — dort, zu scheuem Anstaunen der Uebermacht, hier zu verzichtender Anerkennung, das sey nun einmal so, und in das, was sey, habe man sich verstummend zu fügen — —

Das Schicksal eines der lachendsten Paradiese auf Erden, des Vaterlands großer, herrlicher Geister aller Art; das Schicksal der Wiege wiedergeborner Kunst und Wissenschaft, des damals auf alle Reiche der gebildeten Welt vollwichtig einwirkenden florentinischen Staats — dies Schicksal, und alle seine unabsehlichen Folgen, wurde für Jahrhunderte entschieden, oder wenigstens rein ausgeprägt, fest hingestellt und bestätigt, durch ein kleines Abenteuer zweyer ver-

liebter Jünglinge; und was man, seit mehr, als hundert Jahren, durch den angestrengtesten Kampf, was man durch gewaltsame Hinopferung von Tausenden vergebens zu erringen versucht hatte, das fing sich in den seidenen Locken eines schönen, listigen Mädchens. Und wenn ihre Stunde kömmt, sagt die Schrift, wird ihnen der Faden der Weberin werden zur ehernen Fessel, und die Schlinge des Vogelstellers zur eisernen Haft. —

Florenz war länger als ein Jahrhundert vom Streit um Monarchie oder Republik, und vom noch heftigern, über die Oberherrschaft in der letztern, zerrissen worden; es waren, wie in solchen Zeiten immer, während der Verwilderung der Menge, Einzelne, durch die großen Ereignisse, großen Verhältnisse, großen Anstrengungen in jenem Streite, geistig so hoch gehoben worden, daß ein Zeitalter der Ruhe kommen mußte, wenn, selbst durch jene Einzelne, über die Nation nicht gänzliches Verderben gebracht, vielmehr durch weitere Verbreitung dessen, was jene für sich errungen, dieser aufgeholfen und der Welt Seegen zugewendet werden sollte. Darum ließ das Geschick — so wird der Glaube annehmen, und die Erfahrung aller Zeiten ihm nicht widersprechen — darum ließ das Geschick die Republik fallen und die Monarchie sich entwickeln.

Die Art dieser Entwickelung war der, der römischen Monarchie unter Octavius Augustus, im Allge-

meinen sehr ähnlich. Unter den vielerley dabey vereinigten Motiven waren Tugend und reiner Wille ohnstreitig die schwächsten; Herrschbegier und persönliche Interessen die stärksten: Verstand, Weltklugheit, gewandte Verstellung, Beharrlichkeit und Geld die entscheidendsten Hülfsmittel.

Es hatten sich, in jenen Kämpfen und in der durch sie verbreiteten Verwilderung, die Parteyen der Mächtigen und Großen, die nicht wenige von wahrhaft hochgesinnetem Adel unter sich zählten, gegenseitig fast ganz aufgerieben; wenigstens sich in alle dem, was bey Welthändeln gilt, aufs äußerste geschwächt. Ehe sich nun die Ermatteten zu neuen — allem Ansehen nach, eben so vergeblichen Kämpfen erholeten, erhob sich zwischen ihnen, leise und klüglich, ein Haus, an das bis dahin, wenn die Rede vom Regieren und nicht vom Handel war, Niemand gedacht hatte; und dies Haus — das Haus des größten florentinischen Fabrikanten und Wechslers, war es, das den Preis allein davon trug. Jedermann weiß, daß von der Familie Medici gesprochen wird.

Es war für diese Neuaufgekommenen — eben für sie — bey jener allgemeinen Erschöpfung des Adels, und dem fast zur Verzweiflung getriebenen, ruheliebenden Bürger; bey dem Glanz und Reichthum ihres Hauses, und dem entscheidenden Einflusse desselben auf sehr zahlreiche Handarbeiter und Pöbel; es war endlich bey dem Geist, den Kenntnissen, der Bildung, dem Ansehen, bey der

Dreistigkeit und Gewandtheit, die das Haupt derselben, Sylvester von Medici, wirklich besaß — es war bey alle dem, wie es scheint, nicht eben schwer, (1378) zu der höchsten Würde in dem republikanischen Florenz zu gelangen: aber diese Würde über die zeitherige Gebühr zu behaupten, und sie den Nachkommen zu sichern, auch dann noch, wenn die erschöpften Großen des Reichs neue Kräfte gesammlet haben, ihre alten Vorrechte von neuem geltend machen, und ihren Leidenschaften die Eifersucht, der Neid und die Habsucht der Nachbarn neuen Spielraum gewähren würden: — das war unendlich schwerer. Und dennoch gelang es diesen Männern von Geist und Klugheit, von Energie und Ansehn, es gelang ihnen so vollkommen, daß Florenz durch eine lange Reihe von Jahren unter ihrer Verwaltung — so nannten sie klüglich ihre Oberherrschaft — zu einer geistigen und politischen Ueberlegenheit, zu einem Glanz und einer Herrlichkeit, und doch dabey zu einer so würdigen Ruhe und wahrhaft glücklichen Existenz gelangete, als es nie, weder vorher, noch nachher, genossen hat.

Diese Vorzüge errang, gestaltete, befestigte für den Staat, — und für sich selbst — bekanntlich zuerst, und am herrlichsten, der große Cosmo von Medici, der Mann, dem alle Geschichtschreiber jener Zeit, die Namen eines Vaters des Vaterlands, des weisesten, hochherzigsten und glänzendsten aller Privatleute, die je die Welt gesehn — feststehend, gleichsam sprichwörtlich, und zwar nach seinem Tode, beylegen. Cosmo re-

gierete den Staat fast vierzig Jahre lang, klüglich den Schatten von Freyheit schonend, der allein noch dem Volke, statt dieser selbst, die es nicht mehr verstehen, nicht mehr vertheidigen, ja nicht mehr ertragen konnte, übrig geblieben war. Cosmo ging in dieser Schonung so weit, daß er sogar die ungeheuern Handelsgeschäfte seines Hauses immerfort unter seinem Namen betreiben ließ, und nur Kaufmann und Pfleger der Gerechtigkeit in seinem Vaterlande heißen wollte. Sein Geist, seine Staatskunst, seine Mäßigung, der Adel seiner Gesinnung und sein Ansehn, waren so groß und so allgemein anerkannt, daß selbst die meisten Fürsten Europa's ihn in ihren öffentlichen und Privatangelegenheiten zum Schiedsrichter wählten, und sein Tod (1464) nicht nur in Florenz, sondern in der ganzen gebildeten Welt, als ein unersetzlicher Verlust betrauert ward.

Der vollgültigste Beweis von dem, was Cosmo über seine Nation, was er auch über Andere vermochte, zeigt sich vielleicht darin, daß, ohngeachtet er in gefahrvoller, höchst bedenklicher Zeit das Ruder des Staats einem Sohne hinterlassen mußte, der, bey vielen Vorzügen des Geistes und Charakters, doch gewiß nichts weniger, als ein Regent — einem Sohne, der sogar sein ganzes Leben hindurch nur Tage lang gesund, in der Folge aber von einer Gicht zerrissen war, die ihm nur Kopf, Herz und Zunge dienstbar ließ — daß, sag' ich, Florenz auch unter dieser schwächern Verwaltung aller der Vortheile theilhaftig blieb, die Er errungen, ausgebildet und befestigt hatte.

Pietro, (so hieß Cosmo's Sohn und Nachfolger,) starb im dreyundfunfzigsten Lebensjahre, und hinterließ seinen beyden Söhnen, in deren erster Jugendblüte, die ungeheure Erbschaft des Ruhms, der Größe und der Schätze des Hauses, so wie der ausgezeichneten Gunst des Volks, das nun schon gewohnt war, von Mediceern beherrscht zu werden, und an ihren glorreichen Namen seinen Ruhm, seine schönsten Hoffnungen und alle seine Bilder von Bürgerglück zu knüpfen.

Lorenzo und Giuliano von Medici, jener noch nicht volle zwanzig, dieser achtzehn Jahre alt, gehörten unter die geistvollesten, gebildetsten und liebenswürdigsten Jünglinge in Florenz; beyde von der Natur — selbst durch ausgezeichnete Schönheit — beyde auch durch ihre Erziehung und alle ihre Verhältnisse geeignet, Lieblinge und Idole eines Volks, besonders eines italienischen, zu werden. Lorenzo — feurig, kühn, ehrgeizig, verschlagen; Giuliano — sanft, bescheiden, munter, verliebt, zutraulich. Es ist ein neuer und kein geringer Beweis für die Weisheit ihres Vaters, daß er diese beyden höchst verschiedenen Charaktere so zu leiten gewußt, daß sie mit inniger Liebe und Ergebenheit einander umfingen, und in solcher Vereinigung auch, ohngeachtet ihrer sich vielfältig durchkreuzenden Interessen, ihr ganzes Leben hindurch verharreten.

Mit so viel Geist, Sorgsamkeit und Humanität diese Brüder auch die höchsten Staatswürden übernahmen, und ganz im Sinn ihrer Vorfahren zu verwalten

begannen; so konnte es doch, bey ihrer Jugend, bey der ausschweifenden Vergötterung, womit das gemeinere Volk sie verfolgte, bey den sich wieder sammlenden Kräften des alten Adels und der mächtig erwachenden Eifersucht der benachbarten Staaten — nicht an Versuchen fehlen, sie zu stürzen und vielleicht die, auf jetziger Stufe der Nation, blos verderblichen Scenen der Guelfen und Gibellinen zu wiederholen; noch waren aber diese Versuche nur neue Mittel zur Befestigung ihrer Macht geworden.

Unter den alten, berühmten Häusern, die die Uebermacht dieser Neulinge immer mit geheimen Grimm getragen hatten, zeichnete sich das, der Pazzi vor allen aus. Der große Cosmo, der ihr Gewicht richtig anzuschlagen wußte, hatte sie durch Verheyrathung an seine Familie zu schließen gesucht: Verbindungen aber, die ohne Herz geschlossen werden, fesseln auch keine Herzen; und wenn die Vermählung von Cosmo's Enkelin an eins der Häupter dieses Hauses die äußern guten Verhältnisse und den freundlichen Verkehr beyder Familien mit einander herstellete: so konnte selbst dieses, in gewissen Lagen, nur desto gefährlicher werden, indem es den Uebelgesinneten Gelegenheit gab, manches Geheime zu beobachten, ja auch manches Gefährliche auszuführen, was sonst nimmermehr hätte geschehen können.

Das Haupt der Pazzi war jetzt Giacomo — ein Mann von ruhigem Verstande, festem Blick, gesetztem,

würdigem Wesen, ernstem, verschlossenem Charakter; und unter den sehr zahlreichen jüngern Mitgliedern dieses Hauses zeichnete sich vornämlich Franzesco aus — ein Jüngling von großen Talenten, den Jahren nach zwischen jenen beyden Brüdern Medici mitteninnenstehend, mit diesen aufgewachsen, mit ihnen immerfort geheim rivalisirend in Geist, in Witz, in Schönheit und Liebenswürdigkeit; übrigens ungeduldig, aufbrausend, ehrgeizig, verwegen, und heftig in allen seinen Neigungen, doch aber dabey, in Folge sorgsamer Erziehung, nicht ohne Besonnenheit und Urtheil; von Grundsätzen einzig nur die, der Rinterehre anerkennend, einzig nur sie achtend, und bey alle dem so leichten Sinnes, und so verliebt, als kaum Giuliano selbst.

Auch Franzesco trieb, der damaligen italienischen Sitte gemäß, Handelsgeschäfte im Großen, und hatte ein Hauptcomptoir in Rom, welches oftmals seine Anwesenheit verlangte und ihm in dieser Stadt ein großes Ansehen gab. Selbst am Hofe des Papsts Sixtus IV. genoß er dieses Ansehen, und hatte mit Sixtus' Neffen, (oder vielmehr älterm Sohne,) dem Fürsten Forli zu Imola, die vertrauteste Freundschaft errichtet. Sixtus, vom gemeinen Barfüßer, durch Geist, List und Beharrlichkeit allmählich bis zur dreyfachen Krone hinaufgeklimmt, seitdem mit tiefer Politik in alle Staaten eingreifend, ein mächtiger Nachbar und kaum verhehlter Gegner von Florenz, ein erklärter aber des groß- und freydenkenden mediceischen Hauses — Sixtus mußte alle Machthaber der Republik, ganz besonders aber die Mediceer, stets

in gespannter Aufmerksamkeit erhalten, und die Auszeichnung, die er eben jetzt dem unternehmenden jungen Pazzi erwies, so wie dessen Verbrüderung mit Farli, entschuldigt es wenigstens bey der Weltklugheit, daß Franzesco'n der Befehl nach Rom gesandt wurde, sein Geschäft dort zu beendigen, und zurück in seine Vaterstadt zu kommen; doch dürfte schwerer zu rechtfertigen seyn, daß dieser Befehl so geschärft und Franzesco genöthigt ward, urplötzlich und zum großen Nachtheil seines Vermögens abzureisen.

Franzesco Pazzi kam nun nicht ohne Erbitterung nach Florenz. Daß er von den Anhängern der Medici, obschon nicht von diesen selbst, kalt empfangen und als ein Freund des Papstes nicht zu seinem Vortheil ausgezeichnet ward; daß man nicht nur ihn, sondern allmählich auch die andern Glieder seines Hauses von den bedeutendern Staatsämtern entfernt hielt: dies konnte jene Erbitterung nicht mindern; und daß bald darauf bey neuen Streitigkeiten über die Besitznahme einer sehr beträchtlichen Erbschaft, wozu die Pazzi wie die Medici Recht zu haben glaubten, die letzten allein, und, wie es scheint, mehr durch Uebermacht, als durch überwiegendes Recht, den Sieg davon trugen: dies mußte sie nur noch erhöhen und schärfen. Franzesco und mehre der jüngern Mitglieder der Pazzi konnten ihre Rachbegier kaum noch zurückhalten; da trat der würdige und mäßige Giacomo unter sie: Seyd ihr in einem sturmbefallenen Schiffe dem Untergang nahe, sprach er — dann helfen euch Klagen, Beschuldigungen und Pla-

ne nichts; ihr müßt klug die Segel einziehen, müßt gefaßt und gleichgültig einen Theil des Guts wegwerfen, um den andern und euer Leben zu erhalten: aber ihr dürft dann auch in Geduld die Zeit erwarten, wo der Himmel wieder Stille giebt, und ihr nun das Schiff, sicher und glücklich, dem Ziele — eurem Ziele zuführen könnt.

Wenn Giacomo mit solchen Warnungen die gefährliche Flamme im Herzen der Seinigen auch nicht erstickte, so dämpfte er sie doch für den Augenblick; und weiter wünschte er auch nichts. Ohngeachtet diese Flamme im geheim immer weiter um sich griff; ohngeachtet beyde Familien einander ganz richtig beurtheilten, und die eine die andere mit Laurern umgab, dauerte doch das äußere gute Vernehmen fort, und z. B. keine öffentliche Feyerlichkeit, kein Fest des einen oder andern dieser Häuser kam zu Stande, ohne daß beyde einen lauten und schmeichelnden Antheil sich gegenseitig bezeigten. Franzesco und Giuliano fanden einander noch leichter wieder; und da der Letztere an den Angelegenheiten des Staats nicht eben beträchtlichen Antheil nahm, einen desto lebhaftern aber, so wie Franzesco, an den Freuden der jetzt so herrlich aufblühenden Künste, an den Genüssen einer heitern Jugend und glänzenden Gesellschaftlichkeit: so neigten sich sogar allmählich ihre Herzen einander wieder zu, und sie waren nun ein unzertrennliches Paar, wenigstens da, wo es einen sorgenfreyen Genuß des Lebens galt, und sich keine Veranlassung zu besonderer, persönlicher Rivalität zeigte.

Lorenzo hatte sich, seine Macht und die Würde seines Hauses noch fester zu gründen, mit einer Tochter aus dem herzoglichen Hause Ursini vermählt, und jetzt gebar ihm seine Gemalin den ersten Sohn. Ganz Florenz nahm freudigen Antheil an der Geburt des Knaben, und der glückliche Vater wollte dafür ganz Florenz an der Taufe desselben freudigen Antheil nehmen lassen. Mit eigenthümlichem Sinn, feinstem Geschmack und königlicher Pracht waren die Festlichkeiten angeordnet, die er der ganzen Stadt gab; durch ein glänzendes Turnier, das alles überstrahlen sollte, was man jemals der Art in Florenz gesehen, wurden sie beschlossen. Die schöne Wöchnerin zeigte sich dabey zuerst wieder dem Volke, indem sie selbst den Preis austheilete, und die entzückte Stadt gab ihr an diesem Tage zuerst den Namen der Prinzessin — einen Namen, der bis dahin in dieser Republik fast so wenig durfte gehört werden, als vormals in Rom der, eines Königs, der ihr aber von nun an auf immer blieb.

Es gehörte damals in mehren Hauptstädten Italiens, vornämlich in Florenz, zur vornehmedlen Sitte und war als Erweis höherer Geistesbildung angesehn, die Werke des Homer (und Plato) immerfort zu lesen, und, wie einzelne Stellen daraus in der gesellschaftlichen Unterhaltung, so Anspielungen auf ganze Scenen jenes Dichters der Dichter oder Nachahmungen derselben bey Festlichkeiten und sonstigen ausgezeichneten Veranlassungen zu Schau zu stellen: ohngefähr so, wie es vor funfzig und mehr Jahren in Paris mit Voltaire's Dich-

tungen geschahe oder jetzt in Deutschland mit Göthe's geschieht. So hatte nun auch Lorenzo an jenem Tauftage die Loge, worin seine Gemalin sich der Menge zeigte, mit größter Pracht und sinniger Kunst angeordnet und ausgeschmückt zum homerischen Prunkgemach Here's,

„das der Sohn, ihr trauter Hephästos,
„Schön ihr gebaut, und die Pforte voll Kunst an die Pfosten gefüget."

Die Prinzessin erschien darin eben als Here selbst, umgeben von zwanzig der schönsten Jungfrauen der Stadt, alle zu reizenden Wesen der alten Fabelwelt erhoben und nach Schilderungen Homers bezeichnet und geschmückt.

Die vornehmsten Jünglinge traten mit ihren Gefährten auf den Kampfplatz: unter ihnen auch Giuliano und Franzesco, jeder mit seinen Freunden. Dem Herkommen gemäß, naheten sie sich zuerst der Hauptloge, um die Prinzessin, als Königin des Festes, zu begrüßen: und dieser Augenblick war nur allzubedeutend — nicht nur für jene beyden Jünglinge, sondern, woran diese jetzt am allerwenigsten dachten, auch für den Staat, ja, wie weit dessen Einflüsse reichten, für die Welt. Giuliano's und Franzesco's Augen trafen nämlich auf die junge, wunderschöne Camilla Caffareli, die als Iris im Gefolge jener Here war, und beyder Herzen wurden von den Reizen der Jungfrau innig ergriffen. Beyde gingen mit der ritterlichen Begeisterung, für dieses ihr Idol zu kämpfen; beyde mit dem geheimen Vorsatz, alles aufzubieten, um diese ihre Liebe zu verhern

ſichen und Theilnahme zu erringen, auf ihre Poſten, und das Rennen begann.

Es kämpften mehre aus den erſten Häuſern gegen ſie: beyde erhoben und geſtärkt durch ihre Göttin; beyde noch mehr erhitzt durch jugendliche Eiferſucht der Ehre, beſiegten alle, und blieben nun, als die einzigen, die einander den Preis ſtreitig machen konnten, auf dem Kampfplatz zurück. Die Erwartung war aufs höchſte gereizt; die Augen der entzündeten Sieger blitzten, ihre Herzen ſchlugen hoch, als ſie nun einander entgegentraten, und kaum legten ſie gegenſeitig ein, als eine, die Kämpfer zum äußerſten ſpannende Todtenſtille ſich über die anweſende Menge verbreitete. Gleicher Muth, gleiche Tapferkeit und Geübtheit, gleiche Anſtrengung und Hartnäckigkeit bey beyden, erhielten den Sieg lange zweifelhaft, und wenn man ihn in dieſem Augenblicke der größern Kraft Franzesco's im Geiſte ſchon zuſprach, ſo machte die Gewandtheit Giuliano's, daß man den Ausſpruch im nächſten Augenblicke widerrief. Noch hatte keiner von beyden über den Andern beträchtliche Vortheile erlangt, als der Zufall ſich einmiſchte, und, eben da beyde mit größter Heftigkeit von neuem gegen einander anrenneten, Giuliano's Roß einen Fehltritt that, ſo daß ſeine Lanze den Gegner nicht berührte, dieſer aber ihn, der durch den Unfall ein wenig geſtört war, mit ſo voller Kraft traf, daß Mann und Roß in den Staub ſanken.

Franzesco erklärte ſogleich laut, er verdanke ſein Glück nur dem Ohngefähr, der Preis gebühre dem Geg-

ner, und die schmeichelnden Kampfrichter traten schon auf seine Seite: da ergrimmte Giuliano im Innersten der Seele, daß er den vom Glück vorgezogenen Rival nun auch in einer Glanzfolie herzenerobernder Großmuth sollte schimmern sehen. Wem die Götter das Glück verleihen, rief er, dem dürfen es auch die Göttinnen nicht verweigern! Und hiermit führte er Franzesco'n selbst zur Prinzessin, die diesem auch, unter Beyfallrufen des Volks, gesetzmäßig den Preis reichte.

Diese Auseinandersetzung und die beym Empfangen des Preises gewöhnlichen Ceremonieen gaben beyden Jünglingen Zeit und Gelegenheit, sich Camillen durch Blicke zu nähern. Franzesco richtete in dem Augenblick, wo er den Dank erhielt, das Auge bescheiden, ehrfurchtsvoll und erkenntlich auf sie, als verdanke er ihr allein Ruhm und Sieg; aus Giuliano's, von Beschämung und Erbitterung brennendem Gesicht leuchteten aber glühende Blicke eines liebeflammenden Herzens. Beydes entging der Jungfrau keineswegs, beydes mußte sie erschrecken, mußte sie schüchtern und verlegen machen; dies wurde von jedem der geheimen Nebenbuhler bemerkt, von jedem nur auf sich selbst bezogen, und jeder fand darin Grund zur schönsten Hoffnung, weshalb auch der Eine wie der Andere beschloß, sich noch diesen Abend auf dem Balle, den die Prinzessin gab, Camillen mehr zu nähern und sein Glück weiter zu verfolgen.

Camilla erschien sehr selten öffentlich, und war darum von beyden Jünglingen heute zum erstenmale

erblickt worden. Sie war zwar eine Florentinerin, und von gutem Hause; ihr Vater hatte aber sich selbst, und sein Vermögen — ja, er hatte, so weit das von ihm abhing, selbst den guten Ruf der Seinigen zu Grunde gerichtet. Sich vielleicht wieder aufzuhelfen, hatte er dann, auf sehr unbesonnene Weise, Theil an mancherley Intriguen gegen die Mediceer genommen: nun war auch noch der Rest seiner Habe eingezogen, er selbst aber auf Lebenszeit verbannet worden. Was Camilla jetzt war und besaß, verdankte sie einzig der Großmuth der Prinzessin, welche sich ihrer erst aus Mitleid annahm, hernach sie achten lernte, und nun gern, wiewol selten, um sich sahe. Jene beyden jungen Männer erfuhren diese Verhältnisse leicht und bald, und beyde, da sie nur geneigt waren, zu lieben, nicht, sich zu vermählen — wünschten sich Glück zu dieser ungünstigen Lage des Fräuleins.

Der Zufall, der diesen Tag überhaupt seine ganze Geschäftigkeit zeigen wollte, hatte veranstaltet, daß Lorenzo, eben als das Turnier beendigt war, wichtige Briefe, die Händel des florentinischen Senats mit dem neapolitanischen Hofe betreffend, eingehändigt bekam; und die erhaltenen Nachrichten machten unumgänglich nöthig, daß irgend ein, auch von den geheimern Angelegenheiten des Staats vollkommen unterrichteter, des größten Ansehens theilhaftiger, durchgreifender, und den Mediceern ganz ergebner Mann, augenblicklich nach Pisa abreisete. Lorenzo berieth sich mit fünf Senatoren im geheim, und alle waren der Meinung, er könne diesen

Mann nur in seinem Bruder finden. Während sich dieser also, begeistert von Phantasieen der Liebe, zum Balle rüstete, kamen jene Männer mit ihrem Antrage zu ihm; und die Sache lag wirklich so, daß er, ohne unbesonnen und kindisch zu erscheinen, sich nicht weigern durfte. Sonach mußte er heimlich noch in dieser Nacht abreisen und seinem Nebenbuhler für diesmal das Feld räumen.

Dieser that auch wirklich, was in seinem Vermögen war, es bestens zu benutzen. Alle Augen waren auf ihn, den glücklichen Sieger, gerichtet, als er, zum vortheilhaftesten geschmückt, auf dem Ball' erschien; eben jenes sein Glück aber, so wie diese schmeichelnde Aufmerksamkeit, begeisterten ihn noch mehr und machten seine männliche Schönheit noch geltender. Nach manchen vergeblichen Versuchen gelang es ihm, sich Camillen zu nähern, und ihr durch Blicke und Worte zu erklären, er habe ihr weit mehr zu sagen, als was sich hier, umlagert von lauernder Neugier und gestört von zudringlicher Fröhlichkeit, sagen lasse. —

Camilla wird von allen Geschichtschreibern jener Zeit als ein Urbild der Schönheit und Liebenswürdigkeit, aber zugleich als ein nicht unverfälschter Charakter geschildert. Sie war hoch und schlank gestaltet, sagt einer der ältesten und einfachsten, dem hier nachgesprochen wird, da er über die Schöne mit so großväterlicher Treuherzigkeit sich äußert, und seine Aeußerungen auch durch den Verfolg der Geschichte am sichersten bestätigt wer-

den — Sie war hoch und schlank gestaltet, alle Glieder in vollkommener Ausbildung und im vollständigsten Ebenmaaß. Ihre Farbe war fast blendend weiß und aus ihren dunkeln Augen leuchtete das gefährlichste Feuer. Sie war zwar erst achtzehn Jahre alt, besaß aber gleichwol einen feinen Verstand, und hatte sich selbst immer vollkommen in der Gewalt. Sie brauchte über ihre Blicke, ihre Bewegungen, ihre Sprache kaum noch zu wachen, so natürlich war ihr die hinreißende Anmuth und der edle Anstand geworden, worin sonst selbst hohe weibliche Seelen nur durch große Achtsamkeit und Sorgfalt sich gleich bleiben. Sie war stets von heiterm, aufgeräumtem Wesen, das aber durch die sanfte Schwermuth, von welcher sie bisweilen auf Minuten plötzlich überfallen wurde, erst unwiderstehlich ward. Ihr Herz war sanft und hatte keine Leidenschaft, bis auf die eine — den Ehrgeiz, zu dem sie, nach italienischer Weise, von Kindheit an sich geneigt fühlte, und den erst ein stolzer Vater, und jetzt eine weltkluge, erfahrne Hofmeisterin, aufs sorgsamste nährte. Sie wußte sehr gut, daß sie schön, daß sie, wenn sie wollte, unwiderstehlich war, und hatte schon als junges Mädchen den Plan gefaßt, ihre Vorzüge einzig zur Wiederherstellung des ehemaligen Glanzes ihres Hauses zu benutzen; weshalb sie auch von jeher aufs strengste beflissen gewesen war, theils, sich alle die geistige und körperliche Ausbildung zu verschaffen, wodurch ihre Reize erst Würde und dauerhafte Wirkung erreichten, theils, ihr Herz gänzlich vor Liebe zu bewahren, den Anschein derselben jedoch aufs genaueste zu studiren, und diesen so in die Gewalt zu

bekommen, daß er auf den Andern, vollkommen wie die Wahrheit selbst, wirken müßte — —

Diese Camilla nun, der recht wohl bekannt war, daß Franzesco mit seiner Liebenswürdigkeit eine hohe Herkunft und ein großes Vermögen verband, nahm seine Annäherung im entzückendsten Wechsel von schüchternem Weigern und liebendem Annähern auf; dies machte den jungen Anbeter so kühn, sie, als das große Gedränge in den Sälen es unbemerkt geschehen ließ, in ein wenig besuchtes Nebenzimmer zu locken. Sie folgte mit guter Ueberlegung ihm auch wirklich dahin — wie die leicht angeregte, unwissende, unbefangene Unschuld. Kaum hatte er ihr in drängenden Worten mit aller Innigkeit seine Liebe gestanden; kaum hatte sie, erst freudig erschreckend, dann schüchtern und bescheiden abwehrend, an ihre Unbedeutenheit und an das sie verfolgende Unglück leise erinnert — als ein anderer junger Mann herzutrat und sie zum Tanz aufforderte. Noch mehr entflammt, bot Franzesco alles auf, sich hernach ihr von neuem zu nähern: sie aber, die ihn vollkommen durchschauete, wendete eben so viel Sorgfalt darauf, unvermerkt seine Plane zu vereiteln, indeß ihre Blicke, wenn sie den seinigen begegneten — wie es scheinen sollte, wider ihren Willen — ein sanftes Trauern über diese Störungen verriethen.

Der Ball endigte sich und Franzesco kam nach Hause, ohne daß es ihm möglich gewesen war, seiner Geliebten auch nur noch ein einziges vertrautes Wort

zu sagen. Er wiederholte in seiner Einsamkeit alles Vorgefallene, und es schien ihm wenigstens vollkommen zu der Hoffnung berechtigend, er sey Camillen keinesweges gleichgültig. Diese Hoffnung entzündete seine Neigung nur noch mehr, stellte aber auch seine Gebieterin nun so hoch, daß er, zugleich unvermerkt von den leisen Aeußerungen ihrer Würde und ihres Stolzes geleitet, sie sich selbst in keinem andern Verhältniß zu sich mehr denken mochte, als im Verhältniß der Gattin zum Gatten. Kaum hatte er diesen Gedanken fest gefaßt, kaum niedergekämpft, was sich von Seiten der Eitelkeit, des Eigennutzes und der gesellschaftlichen Sitte dagegen auflehnete: so ward der Gedanke zum Entschluß, und er weidete sich schon an der Vorstellung, die Geliebte mit dem zu überraschen, was nur zu hoffen, sie, (wie er sich einbildete,) ihrer Verhältnisse wegen und in ihrer schüchternen Bescheidenheit, nie wagen würde. —

Der Rest der Nacht war indeß Camillen durch ein neues Abenteuer noch anziehender geworden. Indem sie aufgebrochen war, sich nach Hause zu begeben, hatte eine unbekannte Maske sich ihr zu nähern, und ihr ein Blättchen mit so viel Gewandtheit und Behendigkeit in die Hand zu drücken gewußt, daß es sich darin befand, ehe sie selbst nur begriff, wie ihr geschehe, und als sie im nächsten Augenblick sich besann, war die Maske schon verschwunden und mithin ihr alle Gelegenheit benommen, das Blättchen wieder los zu werden.

Sobald sie sich mit ihrer Erzieherin allein sahe, theilte sie dieser dies neue Abenteuer mit. Beyde erwarteten, das Blatt sey von Franzesco und enthalte Bestätigung dessen, was dieser schon deutlich genug verrathen hatte; beyde fanden sich aber getäuscht. Es stand nichts darin, als eine zwar feurige, aber auch eben so unbestimmte Liebeserklärung eines Anbeters, der offenbar von jenem ganz verschieden war, und, wie man mit Empfindlichkeit bemerkte, nicht einmal den Muth gehabt hatte, seinen Namen zu unterzeichnen. Es war überdies zu bemerken, daß seine Hand sorgsam verstellt war; und alle diese Mühe hatte er aufgewendet, sich in leeren Klagen über ein mißgünstiges Geschick, das ihn für diesen Augenblick entfernet halte, zu ergießen, und seiner Selbstgenügsamkeit Luft zu machen, kraft deren er sich selbst der Gunst Camilla's nicht für unwürdig erklärte. Man lachte, man spöttelte darüber, behandelte die Sache als einen flüchtigen Scherz, und das Blatt blieb, wahrscheinlich ganz zufällig, in den Händen der Erzieherin. —

Franzesco war zu verliebt, als daß er nicht gleich den folgenden Tag sein Glück zu verfolgen hätte bemühet seyn; er war zu erfahren, als daß er zu dem Ende nicht vor allem die Vertraute hätte zu gewinnen suchen sollen. Es gelang ihm, diese, wiewol nur einige Minuten, allein zu sprechen. So sehr sie sich seines Eifers erfreuete, mit so schlauer Weigerung nahm sie ihn doch auf; gleichwol ließ sie das Ziel seiner Wünsche aus der Ferne so lieblich hervorleuchten, und wußte auch, aller

Weigerungen ungeachtet, die Hoffnung so wirksam anzufachen, daß Franzesco endlich mit der bestimmten Erklärung, er biete Camillen nicht blos sein Herz, sondern zugleich seine Hand und alles was er dem Glück verdanke, herauszubrechen sich nicht enthalten konnte. Das verschmitzte Weib nahm diese Erklärung mit Scheu und tausendfachem Rückhalt an, wußte aber dennoch ihn sogar zur möglichsten Beschleunigung seines Vorhabens zu drängen, indem sie ihm, wie von neckender Laune übereilt, zu verstehen gab, er habe einen Nebenbuhler, und möge wohl auf seiner Hut seyn. Der lebhafte Franzesco, hierdurch äußerst beunruhigt, drang in sie, ihm mehr darüber zu sagen, und war durch alle Betheurungen nicht zu dem Glauben zu bringen, daß man selbst nicht mehr wisse. Er nahm die Sache ernstlicher, als die Dame selbst sie wahrscheinlich genommen haben wollte, so daß diese in Bedrängniß sich endlich nicht anders helfen konnte, als daß sie das Geschichtchen dieser Nacht erzählte, und Franzesco'n, die Wahrheit ihrer Aussage zu beurkunden, und auch ihm zu beweisen, daß er wenigstens für jetzt noch nichts bey Camillen zu befürchten habe — das Blättchen selber auslieferte. Alle Bitten, ihn Camillen sprechen zu lassen, glaubte sie jetzt noch ablehnen zu müssen, um, was der Augenblick erzeugt, erst in der Zeit reifen zu sehen; nur das gestand sie zu, Franzesco solle sie — sie selbst, die Erzieherin — in einigen Tagen, am späten Abend, an der Hinterthür des Gartens finden, wo sich weiter würde sprechen, und vielleicht sogar schon etwas Entscheidendes für seine Wünsche thun lassen. Beym Weg-

gehen drückte das gewandte Weib dem eifrigen Liebhaber mit großem Ernst und edel scheinender Empfindlichkeit den kostbaren Diamant, den er ihr gegeben, wieder in die Hand.

Franzesco war kaum allein, als er nichts eiliger zu thun hatte, als die Handschrift jenes Billets zu untersuchen. Alle seine Bemühungen blieben aber fruchtlos, und auch die Klagen, die das Billet enthielt, konnten ihn nicht auf die Spur leiten, da ihm Giuliano's Reise, so wie die ganze Angelegenheit, in welcher sie unternommen worden, unbekannt war, und er in eitlem Muthe nicht zweifelte, Giuliano sey nur aus Verdruß über sein Unglück beym Turnier vom Balle geblieben.

Die verschmitzte Vertraute hatte indeß ihrer Gebieterin mit großer Freude über ihre Unterredung mit Franzesco Bericht erstattet, aber dabey auch eine eben so unerwartete, als beunruhigende Entdeckung gemacht. Camilla zeigte sich nämlich zufrieden, erkenntlich, aber bey weitem nicht so froh, als sie erwartet hatte. Sie beobachtete das Fräulein nun genauer, und lockte gar bald heraus, daß ein anderes, tieferes Interesse des Herzens die Freude dämpfe; und da sie nun weiter drang, wurde sie durch das Geständniß der innigsten Theilnahme an Giuliano erschreckt. Alles, was Klugheit und Erfahrung aufbringen konnten, brachte die Vertraute gegen diese unbesonnene Aufwallung auf; und Camilla war eine zu gelehrige Schülerin, als daß ihr besonders der Gedanke, sie bedürfe zur Ausführung ihrer hochfliegen-

den Plane keines Liebhabers, sondern eines Gemals, nicht tief eingegangen wäre. Sie sagte der Freundin und sich selbst, heilig zu, diese Neigung zu bekämpfen und den Bewerbungen Franzesco's behutsam Gehör zu geben. Jetzt leuchtete endlich auch beyden ein, daß jenes Blättchen ja wol gar von Giuliano selbst seyn könne; doch erlaubte man sich dieser Entdeckung halben keine Aenderung jener Entschließungen — wenigstens keine lauten Aeußerungen einer solchen Aenderung.

Und das Blatt war wirklich von Giuliano, und war so aus dem Innersten seines Herzens geflossen, als noch nie ein ähnliches. Seine persönliche Anwesenheit in Pisa war nur wenig Tage unumgänglich nothwendig; sobald die Unterhandlung dahin gediehen war, daß sie durch einen Andern fortgeführt werden konnte, trug er sie diesem auf, und flog zurück nach Florenz.

Jetzt hatte er seinem Bruder und dem Senat Nachricht über seine Sendung gebracht, und nun brannte er vor Begierde, zu erfahren, wie Camilla sein Blättchen aufgenommen habe; denn daß sie es von seinem Vertrauten erhalten, wußte er. Es war Abends spät; die Unruhe trieb ihn davon, und ohne irgend eine bestimmte Absicht, außer der Wohnung seiner Geliebten nahe zu seyn, und vielleicht zufällig etwas, sie betreffend, zu entdecken, schlich er um Camilla's Haus und Garten.

Es war derselbe Abend, an welchem die Vertraute Franzesco'n eine zweyte Unterredung versprochen hatte.

Je mehr Neigung das Fräulein, ohngeachtet jener Zusage, gegen Giuliano verrieth, desto ängstlicher wurde die Vertraute, und desto mehr betrieb sie die Beschleunigung einer entscheidenden Annäherung zwischen Franzesco und Camilla. Sie hatte diese, ohne ihr ihre Absichten ganz klar zu machen, heut' Abends überredet, mit in den Garten zu kommen; sie wünschte, wenn sie den Erwarteten noch so fände, wie neulich, ihm eine Zusammenkunft mit dem Fräulein zu verschaffen. Camilla hatte sich ihr leidend hingegeben, und blieb, als die Vertraute, auf das erhaltene Zeichen, Franzesco'n durch die Hinterpforte einließ, in einem dunkeln Bogengange einsam zurück. Der Liebhaber, der davon keine Ahnung hatte, und die Vertraute, die ihn erst nochmals sorgsam ergründen wollte, entferneten sich, unter der Leitung der Letztern, nach der entgegengesetzten Seite des Gartens.

Inzwischen kam Giuliano an dieselbe Hinterpforte, und als er, ohne irgend eine besondere Ursache, durch die eisernen Gitter in den Garten schauete, und dabey die Thür faßte, sprang diese, deren Schloß nicht fest eingegriffen hatte, auf, und er sahe sich in seiner Freundin Eigenthum, fast ohne zu wissen, wie?

Er schlich umher, und entdeckte mit froher Verwunderung im dunkelsten Schatten des Bogengangs eine langsam dahinschwebende, weiße Gestalt. Zwar kam ihm auch der Gedanke nicht bey, daß dies Camilla selbst seyn könne; dennoch schlüpfte er, entschlossen, was sich

auch bieten möchte, zu seinem Vortheil zu benutzen, näher herzu, und erkannte endlich, beym matten Schimmer des Mondes, das Fräulein wirklich. Er trat hervor; er nannte, ihr Schrecken zu mindern, seinen Namen. Ihr Schrecken minderte er schwerlich, er änderte nur die Ursach desselben. Camilla beschwor ihn, sich zu entfernen; er hörte nicht darauf, bis sie die lebhaftesten Betheurungen seiner Liebe empfangen, und er wenigstens Beweise bekommen hatte, er sey ihr nicht gleichgültig. Camilla, aufs innigste geängstiget von dem Gedanken, daß beyde Männer einander leicht treffen könnten, beschwor ihn jetzt von neuem, sich augenblicklich zu entfernen, weil ihre Hofmeisterin in der Nähe und sie verloren sey, wenn diese ihn entdecke. Giuliano, der das Ernstliche dieser Bitten sahe, ergab sich, nahm Abschied, Camilla flohe zurück, und er wollte eben aus dem Bogengange treten, als er sahe, daß ein Frauenzimmer einen jungen Mann in freundlichem Gespräch herbeyführte. Ueberraschung und Eifersucht betäubten ihn einen Augenblick; statt sich zu verbergen, sprang er hervor: der junge Mann entschlüpfte durch die Thür, und Giuliano konnte nur das Frauenzimmer festfassen.

Die Vertraute erkannte ihn, und so betroffen sie im ersten Moment war, so klüglich wußte sie im zweyten schon ihre Partie zu nehmen. Ohne Giuliano zu beleidigen, ohne ihn auch sonst zu reizen, gestand sie, sie habe allerdings mit diesem jungen Manne gesprochen, und zwar über seine tugendhafte Liebe zu ihrem Fräulein; dabey beschwor sie ihn dringend, sich zu entfer-

men, um nicht dem Ruf ihrer Gebieterin zu schaden, und namentlich auch das Glück zu stören, das dieser durch die Anerbietung der Hand jenes jungen Mannes so äußerst vortheilhaft lächle. So wenig Giuliano auf diese Gründe gab, so sehr wünschte er doch Camillen, und auch die Vertraute, zu schonen; er entfernte sich darum wirklich, und ließ nur noch die glänzendsten Versprechungen zurück, wenn Signora sich für seine Absichten thätig beweisen wollte. Zum Beweise aber, daß sie das wolle, nahm er ihr das Versprechen ab, den folgenden Morgen unter einem anständigen Vorwande, den er selbst angab, zu ihm zu kommen. Den Namen des Entsprungenen konnte er jedoch weder durch Versprechungen hervorlocken, noch durch Drohungen herauspressen.

Giuliano liebte Camillen allerdings mit brennender Leidenschaftlichkeit; so wie er aber sie selbst und die ganzen Verhältnisse nahm, war ihm ein Nebenbuhler der Art, wie er sich den Entschlüpften dachte, mehr willkommen, als zuwider. Es mag ein ehrlicher, bescheidener Jüngling seyn, dachte er — wenn nämlich das Weib über seine Absichten nicht gelogen hat; und da er seine Wünsche — bey der Möglichkeit, sie unmittelbar anzubringen, doch nur mittelbar anbringt: so mag es drum seyn! Hat die Vertraute aber gelogen, und sucht der Herr eine weniger ernsthafte Verbindung: so soll mich selbst das nicht kümmern, da er noch nicht weiter gediehen ist, und Giuliano von Medici es hoffentlich leicht genug mit ihm aufnehmen kann. —

Die beyden Frauenzimmer hatten indeß ihre Herzen einander gegenseitig aufgeschlossen. Je entzückter Camilla durch die Ueberzeugung war, jenes Billet sey von Giuliano gewesen, und sie werde von ihm mit allem Feuer seiner jugendlich auflodernden Seele geliebt, je ängstlicher wurde die Vertraute, und je mehr pries diese Franzesco's so eben erhaltene, unerschütterliche Zusage, Camillen wirklich seine Hand zu reichen. Mit Unwillen bemerkte sie, daß dies keinen Eingang mehr fand. Sie berief sich auf Camillens alte, weit aussehende Plane, und hob hervor, wie sie sich selbst zum Spiel einer flüchtigen Liebschaft Giuliano's herabwürdige — denn darauf könne es hier doch allein abgesehen seyn: Camilla aber überraschte sie, und bis zum Schrecken, mit der festen Erklärung: Ich reiche sicherlich Franzesco'n meine Hand, vorausgesetzt, daß mir nicht gelingt, was ich jetzt mit voller Zuversicht hoffe — die Gemalin des Mediceers zu werden. Alle Vorstellungen gegen einen so übermüthigen Gedanken waren vergebens, und die Vertraute mußte, nothgedrungen, das Versprechen geben, beyde Verständnisse auf das Behutsamste fortzuführen, bis sich die Stunde der Entscheidung von selbst zeigen werde. —

Franzesco hatte die Vertraute sehr beunruhigt verlassen. Die Erinnerung an jenen Brief kettete sich an die Erscheinung dieses Abends, und obschon keine Ahnung von Zweydeutigkeit in Camilla's Charakter bey ihm aufkam: so konnte er doch einer gewissen Unruhe nicht mächtig werden; noch weit mehr ängstigte ihn aber

der Bericht eines treuen Dieners, den er mit sich genommen, in der Gegend Wache zu halten, und der zwar nicht Giuliano selbst, aber doch einen vertrauten Diener desselben, der ebenfalls Wache haltend um den Garten geschlichen war, bemerkt und erkannt hatte. Noch trauete Franzesco seinem Verdachte gegen Giuliano selbst nicht, doch faßte er den Entschluß, sich nun desto näher an ihn und in seine Vergnügungen zu drängen, auch alle seine Schritte mit Lauschern zu umgeben, wo sich denn, auf dem einen oder dem andern Wege, bald nähere Auskunft finden müßte.

Schon am Morgen befand er sich deswegen in Giuliano's Vorzimmer, und blieb, nachdem die andern Anwesenden entlassen waren, allein zurück, ihn, wie schon oft geschehen, in sein Kabinet zu begleiten. Freundschaftlich scherzend versicherte aber Giuliano, er könne ihn dort jetzt nicht brauchen, weil er Besuch erwarte. Man neckte sich gegenseitig und Franzesco entfernete sich, doch nicht weiter, als daß er, wohl verborgen, bemerken konnte, wie jener vertraute Diener Camilla's Erzieherin durch eine geheime Treppe hinauf, in Giuliano's Kabinet führte. Jetzt erkannte er seinen Nebenbuhler mit Sicherheit; Falschheit und Täuscherey konnte er jedoch nur der Vertrauten zutrauen. Er entschloß sich deswegen, das Fräulein unmittelbar von seinen redlichen Absichten zu unterrichten, dabey sie bemerken zu lassen, er wisse um die Nachstellungen, womit man sie verfolge, und eben deswegen desto mehr auf baldige Erfüllung seiner Wünsche zu dringen.

Die Vertraute hatte indessen eine lange Unterredung mit Giuliano gehabt, und sich darin von neuem als eine Meisterin in der Intrigue gezeigt. Giuliano empfing sie heiter und leichtsinnig: sie trat ihm mit desto mehr Anstand und Fassung entgegen. Giuliano hoffte sie durch reiche Geschenke und ausschweifende Versprechungen umzustimmen: sie gab die ersten mit Festigkeit zurück, und hörte die zweyten mit bescheidenem Gleichmuth an. Er ergoß sich in die feurigsten Betheurungen seiner Liebe; sie setzte ihnen anständige Zurückhaltung entgegen, und schwor, sie erscheine vor ihm durchaus nur, um das ihr abgedrungene Versprechen zu erfüllen, ihm ihre Unterthänigkeit zuzusichern, aber auch ihn heilig zu beschwören, eine Neigung zu ersticken, die ihn nur vergebens beunruhigen, ihr Fräulein aber gewiß unglücklich machen müßte, und das um so viel mehr, da sie besorge, er habe einen nur allzutiefen Eindruck auf das junge, unbefangene Herz gemacht. Ueber seinen Nebenbuhler erfuhr Giuliano, wie er es auch anfangen mochte, nichts weiter, als daß er ein würdiger junger Mann aus einem von den Häusern sey, die nur den glorreichen Medici in Florenz wichen. Alles dies brachte jedoch den Liebhaber zu weiter nichts, als zu wiederholten Betheurungen seiner Leidenschaft, und da der Vertrauten hieran nicht eben viel gelegen war, so hatte es dabey sein Bewenden, und sie versprach ihm nur noch, die Briefe, die er an sie bringen möchte, redlich dem Fräulein zu übergeben.

Jetzt kam sie, nicht zum besten erbauet, zu Camillen zurück, stattete dieser einen, mit dringenden War-

nungen durchwebten Bericht ab, versetzte sie damit in die tiefste Betrübniß — und nun kam Franzesco's Brief mit jenen Erklärungen. Hätte Camilla's Herz nicht an Giuliano gehangen, so konnte der Brief zu günstigerer Stunde nicht kommen; so aber reizte er, eben jetzt, eben in dieser Wallung, den Unwillen des Fräuleins nur noch mehr, und machte ihrer Weiblichkeit Franzesco's redliche, aber drängende und mit Warnungen verschränkte Bewerbung sogar widrig. Nur auf eifriges Eindringen der Vertrauten suchte sie sich beyder Regungen zu ermächtigen, und gab dem verschmitzten Weibe auch darin nach, vor allem nichts Schriftliches, weder dem einen noch dem andern Liebhaber zukommen zu lassen; vielmehr sich beyden, so viel nur immer möglich, zu entziehen, und ihr, der Vertrauten, zu überlassen, das kleinere Glück so lange aufzuhalten, bis das größere zu erringen als unmöglich erkannt würde. So gelang es, daß beyde Intriguen eine geraume Zeit heimlich fortgeführt wurden, bis ein neuer, unerwarteter Vorfall eine gewaltsame Störung verursachte.

Das Haus der Soderini hatte nach den Mediceern den entscheidendsten Einfluß auf die Regierung. Lorenzo und Giuliano verdankten, nach dem Tode ihres Vaters die Bestätigung in allen seinen Würden, vorzüglich dem Haupte dieses Hauses, dem Thomas Soderini, einem würdigen, ruhigen und erfahrnen, alten Staatsmann. Lorenzo hatte durch seine Vermählung das Interesse seines Hauses an das Interesse eines

bedeutenden Nachbars geknüpft, damit aber auch das Mißfallen mehrer der ersten Häuser in Florenz sich zugezogen; sonach schien es politisch nothwendig, seinen Bruder mit einer vornehmen Florentinerin zu verbinden, und da jener Soderini eine junge Nichte besaß, die nicht nur den Ansprüchen der Staatsklugheit und Dankbarkeit, sondern auch allen denen, die Herz und Geschmack machen konnten, in seltenem Maaße entsprach, so that er vorläufige, doch entscheidende Schritte zur Bewerbung um diese Nichte für seinen Bruder. Er unternahm das ohne Vorwissen desselben, weil er seinen Leichtsinn und seine Ehescheu, — weil er aber auch seine Ergebenheit kannte, nach welcher er sich leicht und gern in das ergab, was ein herzlich geliebter Bruder in seinem Namen beschlossen, und er dann als verständig gedacht, gut gemeint, und gefällig zugerichtet befunden hatte. Den jugendlich romanhaften Sinn Giuliano's zugleich dabey zu gewinnen, und ihn obendrein durch die Ehre an seinen Entwurf zu fesseln, wollte Lorenzo den Bruder durch die Erklärung desselben sogar nicht eher überraschen, als in der Versammlung des engern geheimen Raths, dem er selbst die Sache feyerlich vorzutragen gesonnen war. Wenigstens werden allein diese Gründe seines Vornehmens dem sonst so bedachtsamen Lorenzo von den Geschichtschreibern zuerkannt.

Lorenzo machte heute wirklich diesen Vortrag, erklärte die Sache für eine allgemeine Staatsangelegenheit, fand damit den ausgezeichnetsten Beyfall, und erwartete nun von seinem Bruder — wenn auch nicht Aufwallungen

der Freude, doch nur kleine Ausflüchte und Wendungen, die sich leicht beseitigen lassen würden. Statt deren, bekam er, zu seiner Verwunderung, die kalte und feste Antwort, er vermähle sich jetzt noch nicht; nach welcher Erklärung Giuliano die Versammlung verließ. Lorenzo gab dieser Erklärung vor den befremdeten Anwesenden eine leichte Wendung, und begab sich dann — lebhaft und eifrig, wie er war, sogleich zu seinem Bruder. Alles, was Staatsklugheit, Privatvortheil, Bruderliebe und Ueberredungskunst vermochten, wendete er an, den Bruder zu gewinnen; es blieb aber vergebens. Giuliano fühlte sich gekränkt, herabgesetzt, wie einen Unmündigen behandelt, und wahrscheinlich erhöhete dies Gefühl seine Liebe für Camilla nicht wenig, oder vertiefte sie vielmehr, ohngeachtet es ihm noch immer gar nicht beykam, in ihr sich eine Gemalin zu wünschen. Lorenzo fühlte, er habe sich übereilt und dürfe den Bruder jetzt nicht weiter reizen; er nahm von ihm das Wort, jenem Vorschlage bis auf weiteres nur nicht entgegen zu seyn — welches Wort denn auch Giuliano gab. Ohngeachtet des Unwillens, womit dies Versprechen gegeben war, zweifelte Lorenzo nicht, auf andern Wegen und zu anderer Stunde zu seinem Zweck zu gelangen.

In dieser Unterredung war aber dem höchstachtsamen Lorenzo keineswegs entgangen, daß irgend eine andere, geheime Verbindung den Bruder der vorgeschlagenen so vorzüglich abgeneigt mache, und ohne sich seine Bemerkung gegen diesen im geringsten merken zu lassen, umgab er ihn so mit Kundschaftern, daß er in

wenig Tagen über Giuliano's Verhältniß mit Camilla vollständig unterrichtet war.

Lorenzo übersahe leicht, daß er seiner eigenen Sache nur schaden würde, wenn er sich dem Bruder in dieser Angelegenheit des Herzens gewaltsam entgegensetzte; er beschloß deswegen, den Roman von Seiten des Fräuleins zu untergraben, und hoffte dazu um so eher Gelegenheit zu bekommen, da ihm seine Kundschafter auch schon hinterbracht hatten, Franzesco Pazzi bewerbe sich ebenfalls um Camilla's Gunst. —

Die Kunde von jenem Vorhaben einer Vermählung ging indeß, wiewol im geheimen Rathe mitgetheilt, als ein öffentliches Geheimniß in der Stadt umher. Camilla fühlte dadurch zugleich ihren Ehrgeiz, ihre Eitelkeit und ihre Liebe gekränkt; sie wollte verzweifeln. Alle Mittel der Vertrauten, sie nur einigermaaßen zu beruhigen, schlugen fehl, so daß sich diese endlich zu einer zweyten geheimen Sendung an Giuliano entschließen mußte.

Signora erschien diesmal mit einer ehrfurchtsvollen Niedergeschlagenheit; erschien, wie sie sagte, nur in der Absicht, ihm das Lebewohl ihres Fräuleins und seine Briefe zurückzubringen. Giuliano brach von neuem in die lebhaftesten Betheurungen seiner Zärtlichkeit für Camilla aus, so wie in heftige Schwüre, er habe, und nur um Camilla's willen, die Verbindung mit der Soderini ausgeschlagen. Da es denn aber doch wieder

hierbey blieb, zog sich Signora zurück, und meinte, so erquickend diese Nachricht für ihre trostlose Gebieterin seyn würde, so getraue sie sich doch nicht, sie ihr zu bringen, damit sie nicht auch das noch von sich stieße, was ihr wenigstens einigen Ersatz bieten könnte — die Liebe nämlich und die Hand des edlen Franzesco Pazzi.

Giuliano fuhr aufs heftigste auf, da er diesen Namen hörte, und aller Groll, der sich von früher Kindheit an gegen Franzesco in seinem Herzen verborgen gehalten hatte, wallete empor; doch konnte er sich nimmermehr überreden, daß es diesem seinem Nebenbuhler solch ein Ernst wäre, wie die Vertraute behauptete, und seine Heftigkeit ließ ihn dies jetzt nicht einmal verschweigen. Signora entfernte sich beleidigt und versicherte, man werde von der Wahrheit ihrer Aussage sehr bald öffentlich unterrichtet werden, indem Camilla, nicht von sich selbst abhängig, bey allem Widerspruch ihres Herzens, nur allzudringend zu jener Verbindung genöthigt werden würde. —

Franzesco hatte das Geheimniß von Giuliano's Vermählung mit großer Freude vernommen, und hielt den gegenwärtigen Augenblick für den günstigsten, um zu seinem Zweck zu gelangen. Er unterdrückte seinen Haß gegen die Signora, und drang in sie, ihm eine Unterredung mit Camilla zu verschaffen. Er fand sie dazu bereitwillig, denn es spielte nur allzugut in ihre eigenen Plane, indem sa Franzesca's Anhänglichkeit

nicht nur einen neuen Sporn erhielt, sondern sich zugleich voraussehen ließ, Giuliano werde den verhaßten Nebenbuhler genug belauschen lassen, um von jener Unterredung unterrichtet zu werden, und darin den Beweis für ihre Aufrichtigkeit, so wie vielleicht einen neuen Antrieb finden, das Fräulein höher zu würdigen und nach ihrem Besitz durch größere Opfer zu streben.

Die Prinzessin hatte, wie sie sonst auch, wiewol selten, zu thun pflegte, Camillen diesen Vormittag einige Stunden bey sich gehabt. Als Camilla entlassen war, beredete die Erzieherin sie, ohne ihr eine besondere Ursache zu verrathen, zu einem Spaziergang in dem Garten des mediceischen Palastes; Signora aber, die diese kleine Gefälligkeit wol voraussetzen durfte, hatte schon im voraus Franzesco'n eben dahin beschieden.

Das schlaue Weib hatte sich nicht geirrt: Giuliano hatte kaum den Namen seines Nebenbuhlers erfahren, als er, entzündet von Eifersucht der Ehre und der Liebe, alle seine Tritte belauschen ließ. Die Laurer hinterbrachten ihm denn auch heute, daß Franzesco schon seit mehr als einer Stunde sich — und lauschend, wie es schien, auch möglichst verborgen — im Garten des Palastes aufhalte. Giuliano begab sich ebenfalls dahin, hielt sich ebenfalls verborgen, und sahe bald hernach, Camillen mit ihrer Erzieherin aus den Gemächern der Prinzessin kommen, einige Gänge auf- und abwandeln, und dann in einen Gartensaal treten, der mit einer Galerie umgeben war. Nicht lange darauf sahe er Franzesco aus seinem Schlupfwinkel hervorkommen, be-

gab sich eilig in die Galerie, und hörete nun den Gegner in den Saal treten.

Camilla schien nicht nur sehr erschrocken, sondern sie war es wirklich. Franzesco warf sich ihr zu Füßen, erklärte ihr mit aller Heftigkeit seines Temperaments seine Schuld beym jetzigen Ueberfall, und seine guten, treuen Absichten; sie nahm jenes mit Nachsicht, dieses mit anständiger Dankbarkeit an, und bezog sich übrigens auf ihre Verwandten, von denen sie abhängig sey. Franzesco, der herzlichere Aeußerungen erwartet hatte, wallete heftig auf, und brach mit der Erklärung hervor, er wisse sehr gut, daß sie Giuliano von Medici mit strafbarer Liebe und den Künsten des erfahrnen Verführers verfolge, daß er sie, die Edle, die Makellose, herabzuziehn, zu entwürdigen strebe — denn nur strafbare Absichten, und durchaus keine andern, könnten hier obwalten, da Leichtsinn, Libertinage und Ehrgeiz schlecht liebten, und Giuliano überdies bekanntlich unter der Obervormundschaft seines staatsklugen Bruders stünde, der ihn nur zu seinen herrschsüchtigen Zwecken benutze und verbrauche. —

Camilla bekämpfte die Verwirrung, in welche sie durch diese Rede gesetzt wurde, wendete den Vorwurf selbst nur im Allgemeinen ab, trat aber stolz und beleidigt auf über das Mißtrauen, das Franzesco in ihre Ehre und Tugend setze; indem aber Franzesco, was er in Uebereilung der Hitze übel gemacht, wieder gut zu machen versuchen wollte, eilte die Vertraute, gewiß

sehr gegen ihren eigenen Zweck, mit einer Nachricht her⸗bey, die die ganze Unterhaltung augenblicklich been⸗digen mußte.

. . . .

Auch Lorenzo nämlich hatte Camillen und Franzes⸗co'n belauschen lassen, und von dieser Zusammenkunft augenblicklich Nachricht erhalten. In der gewissen Hoff⸗nung, hier einige Gelegenheit zu finden, das Fräulein — wo nicht zu beschämen, doch wenigstens so zu erblicken und von seinen Vertrauten erblicken zu lassen, daß der Bruder zugleich von Seiten der gekränkten Liebe und der beleidigten Ehre bekämpft werden könnte — in die⸗ser Hoffnung hatte er sich, und zwar absichtlich mit ei⸗ner Auswahl seiner vertrautern Umgebung aufgemacht, kam in den Garten, und schlug den Weg ein nach dem ihm genannten Saale. Camilla's Erzieherin entdeckte nun kaum die Kommenden, als sie diese Nachricht brach⸗te. Camilla, überrascht, verwirret, befahl Franzes⸗co'n, sich augenblicklich zu entfernen; dieser, ebenfalls überrascht, ebenfalls verwirret, gehorchte, und entfer⸗nete sich auch wirklich mit solcher Geschicklichkeit, daß ihn weder Lorenzo, noch einer seiner Gefährten, hatte bemerken können.

. . . .

Sikliano hatte inzwischen das ganze Gespräch Fran⸗zesco's mit Camillen verstanden. Er erkannte, daß er wirklich nicht hintergangen sey, erkannte, daß Camilla um seinetwillen Kränkungen erdulde, erkannte auch, daß sie sich seinen Absichten auf ungesetzmäßige Weise nimmer fügen werde, und alles dies gab sie in seinen Augen

weit höher und veredelte seine Zuneigung; daß aber eben Franzesco es war, der sie ihm entreißen wollte, daß er als engherzig, schwach und bevormundet erscheinen würde, wenn er seinem Bruder hier nachgäbe: dies brachte ihn — wenigstens zu dem Gedanken, er könne ja selbst dem Fräulein die Hand reichen und sie zu seiner Gemalin erheben — ein Gedanke, den er nur noch vor wenig Stunden vielleicht für widersinnig erklärt haben würde. Der Zorn seines Bruders, die Verweigerung der Einwilligung desselben, das Mißfallen des Volks, die heftige Beleidigung der Soderini, waren allerdings Rücksichten, die ihm keinen Augenblick entgehen konnten; doch dieneten sie, wenigstens in diesem Augenblicke, nur dazu, ihn noch mehr aufzureizen, noch heftiger zu bestärken, ihn noch mehr in die widerigste Stimmung zu versetzen.

Lorenzo war nun mit seinen Gefährten in den Saal getreten, und Camilla hatte diesen, als mache sie in Ehrfurcht Platz, verlassen. Es war dem besonnenen Weltman genug, sie sicher erkannt zu haben, und von den Seinigen erkannt zu wissen; sich selbst nichts zu vergeben, und auch den Bruder nicht zu tief zu verwunden, ließ er sie unaufgehalten, anständig sich zurückziehen. Sobald dies geschehen war, ließ er, wie in einem gleichgültigen Einfall des Augenblicks, die Thüren der äußern Galerie verschließen, dann solle man, befahl er, die, des Saales, öffnen; er wolle hier ruhen und aus der Umgebung mehrer Kühlung genießen. Er war aber gewiß, mit diesem Verfahren Franzesco'n in den

Galerie zu entdecken, wollte auch ihn erkennen lassen, und dann nicht weiter aufhalten, noch beleidigen.

Die äußern Thüren waren nun verschlossen, der Verborgene hatte die Verschließenden in leisem Zurückziehen leicht umgangen: jetzt begann man die innern Thüren zu öffnen, und — Giuliano trat in den Saal, seinem Bruder entgegen.

Der Unwille und Verdruß war auf beyden Seiten gleich groß, und jeder der beyden Brüder war zugleich über sich und über den andern erbittert. Lorenzo, geübter in Selbstbeherrschung und Weltklugheit, wollte der Verlegenheit seines Bruders freundlich entgegenkommen, und gab der Sache eine scherzhafte Wendung; die Gefährten stimmten, getäuscht oder aus Feinheit, mit ein, und Giuliano, der gar bald begriff, daß dies auch für ihn das Günstigste sey, blieb nicht dahinten; nur suchte er zugleich den nachtheiligen Schein, den dies auf Camillen werfen konnte, nach Möglichkeit zu beseitigen. Alle stelleten sich von seinen Aussagen fest überzeugt, und keiner war es im geringsten. So kehrte die Gesellschaft, Lächeln in den Mienen, Scherz auf den Lippen, tiefen Unwillen oder Schadenfreude im Herzen, nach dem Palast zurück und trennete sich.

Lorenzo ging mit dem alten Soderini und einigen seiner vertrautesten Freunde über diesen Vorfall zu Rathe. Alle begriffen leicht, daß Giuliano's Liebe zu Camilla die Ursach seiner Verweigerung jeder Verbindung

sey, und den leidenschaftlichen Liebhaber nur allzuweit führen könne, und zwar am sichersten dann, wenn man sich ihm geradezu entgegensetze oder die Geliebte erniedrige; alle gestanden auch Lorenzo's Bruderliebe zu, man müsse das verwundete Herz mit aller Schonung behandeln, das ganze Verhältniß ignoriren und — wie Lorenzo schon vorher gewollt, aber nun mit noch mehr Schonung und Anstand gegen Camillen, das unglückliche Verständniß von ihrer Seite auflösen. So kam man endlich zu der Entscheidung, vor allem das Fräulein mit Zartheit und unter günstigem Vorwand zu entfernen und verborgen zu halten; ihre Erzieherin aber, der man die listige Unterhändlerin gar bald abmerkte, in besondern Gewahrsam zu nehmen. Damit das letzte ohne Herabsetzung Camilla's, und ohne Giuliano zur Erbitterung und Hartnäckigkeit zu reizen, geschehen könne, wollte man die alte Base, bey der das Fräulein lebte, von der Lage der Dinge unterrichten und anständig ihre Einwilligung suchen.

Lorenzo machte sogleich Anstalt zur Ausführung dieses Entwurfs. Er unterrichtete seine Gemalin von allem, und bat, sie selbst möchte diesen Abend, unter irgend einem schicklichen Vorwand, Base und Nichte zu sich kommen lassen; möchte der ersten das ganze Verhältniß vorlegen, worauf man denn, sobald man ihre Einwilligung hätte, Camillen den dazu vorbereiteten Frauen übergeben wolle, die sie noch in dieser Nacht, unter der gehörigen Bedeckung, in das benachbarte Kloster Fizola bringen würden; dort sollte nur die Aebtissin in den

Zusammenhang eingeweiht, Camilla auf das Schonend- ste behandelt, und indeß mit der Base selbst über irgend eine vortheilhafte Verheirathung derselben unterhandelt werden.

Der Plan war so sorgfältig entworfen, die Art der Ausführung in allen Theilen so ins Reine gebracht, daß nur Fehler der Ausführenden selbst ihn scheitern machen konnten. Und sie machten ihn scheitern. Die Prinzessin, wiewol eine Frau von Geist und Bildung, war doch nicht frey von der Schwäche der Plauderhaftigkeit; sie entdeckte einer ihrer vertrauten Kammerfrauen das Vorhaben, und diese, heimlich vom Geiz beherrscht, berechnete, daß die Entdeckung dieses Geheimnisses von Giuliano eine reiche Belohnung abwerfen müßte. Sie brachte demnach diese Entdeckung schon in den nächsten Stunden an die Behörde, und empfing, was sie gewünscht hatte.

Giuliano war vorhin kaum in seine Einsamkeit zurückgekehrt, als jener Gedanke an Camilla, als seine Gemalin, lebendiger in ihm aufstieg, und bey der Wirkung der letzten Ereignisse allmählich immer weniger Widerstand fand. Jetzt fing er an, sich zu überzeugen, er habe durch die Unbesonnenheit seines Verbergens, ohngeachtet aller nachmaligen künstlichen Wendungen des Gesprächs darüber, die Ehre und den Ruf der Schuldlosen aufs tiefste gekränkt, er sey ihr dafür Ersatz schuldig, und dieser Ersatz sey nicht anders möglich, als durch gesetzmäßige Verbindung: hierzu verpflichteten ihn

folglich Liebe und Redlichkeit, hierzu riefen männlicher Sinn und Ritterehre ihn jetzt laut auf. Schon wollte der Gedanke zum Entschluß werden, als jenes Geheimniß seines Bruders ihm verrathen wurde; und nun stand nicht nur sein Entschluß fest, sondern er eilete auch augenblicklich zur Ausführung.

Er schrieb Camillen den ganzen Zusammenhang der Begebenheiten im Gartensaale, theilte ihr den Anschlag seines Bruders mit, und fügte, unter den heiligsten Betheurungen, den Entschluß bey, wozu ihn nun Ehre und Liebe aufforderten; zugleich beschwor er sie, ruhig ihren Gang fortzugehen, als wenn sie von nichts unterrichtet wäre, und die Leitung ihrer Schicksale ihm allein zu überlassen: er würde ganz gewiß Gelegenheit finden, sie vollkommen sicher ihren Verfolgern zu entziehen und sie an einen Ort bringen, wo sie als seine Gemalin, wohl verborgen, verweilen könnte, bis alle Hindernisse ihrer Verbindung gehoben wären; nur möchte sie auf alles genau Acht haben, damit sie nicht selbst, vielleicht unwissend, seine Maaßregeln vereitelte.

Camilla bebete beym Empfang dieses Briefs — aber weit mehr vor Freude, als vor Furcht, und alle Warnungen der Signora über das äußerst Gefährliche dieses Unternehmens, waren vergebens. Spielte auch die Klugheit, die ihr zurief, Lorenzo werde mit einem so mächtigen und geliebten Bruder nicht öffentlich brechen; spielten Stolz, Eitelkeit und Hoffart mit in diese Freude, wie unreine Nebel in das Morgenlicht, es hö-

her zu röthen: so war sie doch, diese Freude, weit mehr ein Kind der Liebe, welcher Camilla nun zum erstenmale mit aller Innigkeit sich hingab. —

Der Abend kam, beyde Brüder hatten ins geheim ihre Maaßregeln aufs vollständigste genommen; die ehrenvolle Einladung der Prinzessin war angekommen, war von Base und Nichte mit Ehrfurcht empfangen worden; beyde Damen machten sich auf den Weg; sie kamen unangefochten im mediceischen Palast an. —

Wenn bey der folgenden, sehr seltsamen Scene, die Geschichtschreiber von einander abweichen, so mag das seinen Grund vorzüglich darin haben, daß nicht nur alle Vorkehrungen sehr geheim getroffen waren, sondern allen Theilnehmenden, selbst Lorenzo'n, auch in der Folge daran gelegen seyn mußte, daß die Sache nicht allzugenau untersucht und ins Publicum gebracht wurde. Wir erzählen nur, worin die Nachrichten ziemlich übereinstimmen, oder was der Erfolg unverkennbar bewähret. —

Bey der Ausführung seines Vorhabens durfte Giuliano nicht persönlich erscheinen; er war aber, selbst durch sein eignes Mitwissen um seines Bruders Geheimniß, überführt, wie gefährlich mehre Vertraute bey solchen Absichten sind. Er wählte sich deswegen unter seinen Freunden nur einen, den ergebensten und gewandtesten, Franzesco Nori mit Namen. Nur dieser wußte eigentlich, was, und wie es geschehen sollte; alle, die als Hülfsmittel gebraucht wurden, waren nur zum blin-

den Gehorsam gegen diesen angewiesen. Im Kloster hingegen, war durch Lorenzo ebenfalls alles zu Camilla's Aufnahme bereit, und die Frauen, die sie in Empfang nehmen und dorthin bringen sollten, warteten in einem Nebenzimmer, so wie die männliche Begleitung, die sich anschließen sollte, in einem der Gehöfe des Palastes verborgen wartete.

Base und Nichte stiegen die Treppe herauf; Männer, die in Geschäften zu seyn oder zur Dienerschaft zu gehören schienen, standen umher, gingen auf und ab; ein Kavalier kam den Damen entgegen, sie zu empfangen: alles das war, oder schien, in der gewöhnlichen Ordnung, und erregte keine besondere Aufmerksamkeit. Indem der Kavalier die Base einen Absatz der Treppe hinaufführete, wo sich ein Nebengang nach einem andern Flügel des Palastes anschloß, trat ein wohlgekleidetes Frauenzimmer der Base in den Weg, und bat flehentlich, ein Fürwort für sie bey der Prinzessin einzulegen. Das Frauenzimmer machte sich nahe, doch nicht gegen den Anstand, an die alte Dame, und wußte durch die verwickelte Schreckenshistorie, die sie mit dem Ausdruck des lebhaftesten Schmerzes vortrug, nicht nur die Base, sondern auch den Kavalier und die andern Nächststehenden so zu beschäftigen, daß es ihnen gar nicht beykam, auf etwas anderes zu achten. Es hatten sich indeß mehre der Ab- und Zugehenden ebenfalls näher an die heraufsteigenden Damen gedrängt, als wären sie, wie diese, auf jene Erzählung begierig; zwey andere Frauenzimmer, eben so wie Camilla und ihre Hofmeisterin gekleidet,

eben so verschleiert, waren nahe hinter die Base getreten, hatten jene von ihr abgeschnitten; Nori, durch seine Kleidung unkenntbar gemacht, hatte sich Camillen und ihrer Vertrauten zu erkennen gegeben, hatte sie, gänzlich unbemerkt, durch den Nebengang fortgeführt, und nun waren auch, eben so unbemerkt, mehre der Umherstehenden, so wie jene beyden untergeschobenen Frauenzimmer, verschwunden, worauf denn die bittende Dame ihre Erzählung beschloß, von der Base mit dem Versprechen entlassen wurde, sie werde für ihr Bestes reden, und sich ebenfalls schnell aus dem Gesichte verlor. Darüber war man hinauf an das Vorzimmer gekommen; und hier sahe sich erst die Base um, vermißte die Nichte und ihre Gefährtin, erschrak, rief — alles stimmte ein: da aber alles vergebens war, stürzte die gute Alte mit dieser höchst unerwarteten Nachricht in das Zimmer der Prinzessin. Diese, betroffen und aufgebracht, ließ augenblicklich ihren Gemal unterrichten; er kömmt und veranstaltet sogleich alle Nachforschungen, die bey den nöthigen, vielfältigen Rücksichten auf alle dabey interessirte Personen, nur immer möglich sind. Er erfährt aber bald, alle diese Nachforschungen waren vergebens, und eilt nun, die trostlose alte Dame durch den leicht zu vermuthenden innern Zusammenhang der Dinge, so wie durch das Versprechen zu beruhigen, er werde ihr gewiß bald ihre Nichte zurückgeben und ihr für diese Beschimpfung Ersatz schaffen können.

Camilla und ihre Vertraute waren indeß, ohne das geringste Hinderniß, von Franzesco Nori über den Ne-

gengang durch eine verborgene Treppe in den Hof, dort in einen bereitgehaltenen Wagen, und nun in eine kleine Villa gebracht worden, die Nori zugehörte, und aus welcher er alle entfernet hatte, auf die er sich nicht ganz verlassen konnte.

Während aller dieser Vorfälle hatte Franzesco Pazzi in der Einsamkeit seines Hauses, ohne von irgend etwas, seit seiner Entfernung aus dem Gartensaale, unterrichtet zu seyn — seinem Verdruß und Unwillen Raum gegeben. Nicht sowol die Störung jener Unterhaltung, als vielmehr die kalte Anständigkeit, die Camilla, und zwar unverkennbar mit Vorsatz, so wie die lebhafte Anhänglichkeit an Giuliano, die sie wider Willen verrathen hatte — diese waren es, die ihn in die heftigste Verstimmung und zur Verwünschung seines Geschicks brachten. In dieser erbitterten Laune traf ihn noch sein Freund Bernardo Bandini, der von Lorenzo's Tafel kam, den Vormittag im Gefolge desselben gewesen war, und nun mit lachendem Muthe, als eine Hofanekdote, erzählte, wie der Herzog heute im einsamen Gartensaale die strenge Camilla, hernach aber ganz unvermuthet seinen Bruder in der anstoßenden Galerie gefunden hätte.

Jetzt glaubte Franzesco den Zusammenhang erst ganz zu übersehn. Die Erzieherin allein habe ihn bestellt, glaubte er mit Grund, indeß Camilla mit dem verhaßten Rival eine gleiche Zusammenkunft verabredet hätte. Dieser war in die Galerie entsprungen, meynte er: da-

her Camilla's Verlegenheit bey seinem Eintritt; Giuliano hatte ihr Gespräch vernehmen müssen, daher ihre feinen Wendungen, ihr bis zur Kränkung strenges Zurückweisen, als er jenes Verhältnisses gedachte! Und nun — von Camilla seinem Gegner nicht nur aufgeopfert, und um seinetwillen getäuscht, mit leeren Hoffnungen hingehalten, sondern auch diesem offenbar preisgegeben! und das Glück, das blinde, unverdiente Glück selbst auch hier mit dem Gegner im Bunde! so im Bunde, daß er seines Triumphs auch recht vollständig genösse! — — Zorn und Ingrimm übermanneten ihn: er gestand dem Freunde seine Liebe, erklärte ihm alle Verhältnisse — auch die, des heutigen Morgens, und forderte ihn um Unterstützung auf, wenn er Rache an Giuliano nähme.

Bandini war ein junger Mann ohne beträchtliche Verdienste, aber von einer dumpfbrennenden Freyheitsliebe und eisernen Energie des Charakters; dabey voll hoher Ansprüche, er wußte selbst nicht auf was alles; ein Schwärmer, der sich durch mißverstandenen Römersinn erhitzt und überredet hatte, er nähre gegen die Medici Gift im Herzen, nur weil sie Unterdrücker der Freyheit seines Vaterlandes wären, da es doch weit mehr geschahe, weil sie seine ungegründeten Anforderungen nicht erfülleten. Franzesco's Leidenschaft spielte nun ganz in die Grübeleyen und phantastischen Entwürfe, mit denen seine Gehässigkeit sich schon lange im geheim trug. Jetzt, durch des Freundes Mittheilungen zum Hervorbrechen ermuthiget, ließ er dem langgenährten Groll

und dem blendenden Rauschgold eigensüchtigen Fanatismus freyes Spiel, und entzündete damit Franzesco's, von Ehrgeiz, Eifersucht, Neid und Rache vorbereitetes Gemüth zu gleichen Flammen. Beyde junge Männer waren noch beysammen, als ihnen ein Dritter die Neuigkeit von Camilla's Entführung brachte — so weit sie nämlich den nicht zunächst Eingeweiheten bekannt worden war. Von Lorenzo's geheimen Absichten wußten alle nichts, und Franzesco sahe jetzt in Giuliano nicht nur den vollkommen beglückten Nebenbuhler, sondern, da er andere, als gemein-sinnliche Absichten bey ihm nimmermehr vermuthete, den Verführer, in der geliebten Camilla aber eine Hintergangene, eine Uebereilte, eine Aufgeopferte. Alles dies steigerte seine Rachgier bis dahin, daß er nach schneller Sättigung derselben lechzete.

Camilla war unterdeß auf Nori's Landhause angekommen, und Giuliano hatte sich seinem Bruder und den Gefährten desselben, und zwar unbefangen genug, gezeigt; er hoffte damit den Verdacht der Entführung abzuwenden, oder wenigstens seines Bruders Gesinnungen und Anstalten zu erforschen. Das erste konnte ihm gar nicht, das zweyte nur in so fern gelingen, daß er aus der gemüthlichen Ruhe und gelassenen Freundlichkeit des Bruders, auf desto verborgnere und entscheidendere Maaßregeln desselben schloß. Was er zunächst voraussetzen mußte, war, daß alle seine Tritte aufs genaueste beobachtet würden; deshalb wagte er auch nicht, diese Nacht sich selbst zu Camillen zu begeben, worüber er sie schriftlich zu beruhigen bemühet war.

Was Giuliano und sein Freund in der Nacht gewiß vergeblich versucht hätten, erwarteten sie, mit Grund, am hellen Tage glücklicher vollbringen zu können. Giuliano und Nori — der ebenfalls, sobald er Camillen in Sicherheit gebracht, wieder zurückgeflogen war und sich überall gezeigt hatte — gingen, die Gesichter entstellt und als Bettelmönche gekleidet, mit ihren Säcken vor Aller Augen durch die Straßen und Thore der Stadt in ein entlegenes Gartenhaus, hielten sich da den Nachmittag verborgen, nahmen nun andere Kleider und Pferde, und langten so auf Umwegen am späten Abend glücklich bey Camillen an.

Das Entzücken der Liebenden mögen Liebende ihnen nachempfinden. Nach dem ersten Rausche des Wiedersehens, nach dem sanftern Genuß der Erinnerung an glücklich überstandene Gefahren, nahm Giuliano Camilla's Hand und führte sie in ein Nebenzimmer, wo indessen Nori einen Geistlichen herbeygebracht hatte. Dieser legte ihre Hände in einander, und verband sie gesetzmäßig, feyerlich, und auf ewig. Die ruhigern Vertrauten der jungen Gatten, die gemächlicher als diese über die Verhältnisse nachdenken konnten, fanden diese heilige Handlung, auch nach ihrer Ansicht der Dinge, verständig und erwünscht, denn es ließ sich allerdings voraussehn, Lorenzo werde eher zu einer schon geschehenen Sache schweigen, als zum bloßen Entwurf derselben seine Einwilligung geben; und auch Giuliano's Erklärung, daß die so eben geschlossene Vermählung jetzt noch vor aller Welt verborgen gehalten werden müsse, störte weder

das Entzücken der Braut, noch die Zufriedenheit der Vertrauten. Jene glaubte an die Nothwendigkeit dieser Maaßregel, da sie der Geliebte behauptete; diese erkannten dieselbe Nothwendigkeit, nachdem von ihnen hin und her abgewogen worden war. Gegen Morgen kehrten die beyden Freunde auf demselben Wege, unter denselben Masken und eben so verborgen, wieder nach der Stadt zurück. —

Lorenzo hatte von dem Augenblick an, wo er das Vergebliche seiner ersten Nachforschungen erfahren, das tiefste Stillschweigen über den ganzen Vorfall beobachtet, und da sich sein ganzes Haus und alle seine Umgebungen aufs genaueste nach ihm richteten, so herrschte nun auch nach dem ersten, so lebhaften Geräusch, allgemeine Stille darüber; jedermann affectirte, von der ganzen Sache nichts erfahren zu haben. Lorenzo war indeß durch seine Kundschafter benachrichtigt, sein Bruder sey verschwunden und außerhalb der Stadt; von weiter aber auch nichts. Einem Geiste, wie dem seinigen, war jedoch dies schon vollkommen genug. Er versammlete am Morgen den geheimen Staatsrath, und trug diesem vor, einer von den, bey der letzten Verschwörung gegen sein Haus Verbanneten, wäre, wie er geheime Nachricht erhalten, zurückgekehrt, und halte sich in der Nähe der Stadt auf: er trage darum auf eine schnelle und äußerst sorgfältige Nachforschung, doch ganz in der Stille, nach allen verdächtigen Personen in der Nachbarschaft der Stadt an. Der Senat bewilligte diese sogleich, und ohne einiges Bedenken überließ

er ihm selbst auch die Leitung der ganzen Sache — was Lorenzo vorausgesehen, vorausberechnet hatte. Offenbar fehlte es nicht an bestimmten geheimen Instructionen für einen Fall, der durch jenen nur maskiert wurde; und so kam es, daß, während Giuliano, berauscht vom Gelingen seines Abenteuers und vom Glück seiner Liebe, wieder in Florenz erschien, man seine neue Gemalin schon entdeckt, und auf Lorenzo's Befehl heimlich in das ihr schon neulich bestimmte Kloster gebracht, ihre Vertraute aber von ihr getrennet und besonders eingeschlossen hatte.

Sobald Lorenzo von der Vollführung dieses seines Befehls unterrichtet war, begab er sich zu seinem Bruder, und begann, mit schonender Uebergehung aller frühern Vorfälle, eben so traulich und liebevoll, als gewandt und fein, ein Gespräch über die Nothwendigkeit seiner Verbindung mit der Soderini, indem er ihm alle die Gefahren freundlich zu Gemüthe führete, worin sie beyde sich jetzt, nachdem er, Lorenzo, nun einmal die gutgemeinte Uebereilung jener Bewerbung sich habe zu Schulden kommen lassen — unausbleiblich stürzen müßten. Er drang dabey mit aller Güte und Schonung in den Bruder, doch ja eine — vielleicht nur flüchtige Aufwallung nicht mit dieser entscheidenden Angelegenheit zu verwechseln, und um jener willen nicht alles aufs Spiel zu setzen, was glorreiche Vorfahren seit fast einem Jahrhundert und für die Ewigkeit erbauet hätten.

Giuliano hörte ihn ganz aus, und blieb nicht ohne erkenntliche, brüderliche Theilnahme; dann gab er aber,

mit Ernst, Liebe und Festigkeit die wenigen Worte zurück: Bruder, ich bin ein redlicher Mann, und Camilla ist meine Gemalin! Lorenzo konnte sein Erstaunen nicht bergen, seinen Unwillen kaum beherrschen, und Giuliano, der dies weder unbemerkt lassen, noch geradehin mißbilligen konnte, setzte nun die Erklärung hinzu, daß niemand auf Erden diese Vermählung wisse, auch niemand sie erfahren solle, so lange man dies zu wünschen gegründete Ursache habe — vorausgesetzt, er werde nicht gezwungen, durch Hindernisse, die man dieser Angelegenheit seines Herzens und seiner Ehre lege, dieselbe zur öffentlichen Sache zu machen.

Bewußtseyn, in dieser Angelegenheit gefehlet und den Bruder gekränkt zu haben, herzliche Liebe zu diesem, und Furcht vor einem Bruche, der nicht ohne die wichtigsten Folgen bleiben konnte, bewogen Lorenzo, bedaurend in die Wünsche Giuliano's einzugehn; und als er nun sahe, wie das diesen beglücke und die Aeußerungen inniger Bruderliebe ihm abzwinge, gestand er, was aus Unkunde aller dieser Umstände an Camillen in dieser Nacht verübt worden sey, wie aber seine Liebe dadurch schlechterdings nicht gestört werden solle. Giuliano bekämpfte seinen Unwillen, und zog von der Ueberlegenheit, die ihm Lorenzo's neue Vorschnelligkeit einräumte, den Vortheil, schriftlich die Anerkennung Camilla's, als seiner rechtmäßigen Gemalin, die Sicherstellung ihres Rufs, und sogar die Verwendung bey der Base zu erlangen, wofür er seinem Bruder ebenfalls

schriftlich die Geheimhaltung seiner Ehe, so lange die Staatsklugheit diese verlange, zusicherte.

Die Unterhandlungen mit der Base wurden Lorenzo'n freylich nicht schwer, und da er ihr und ihres Hauses ganzes Glück an die Verschweigung des Geheimnisses knüpfte, so erreichte er auch diese. Schwerer wurde ihm die Unterhandlung mit Soderini. Doch auch diese gelang seiner Klugheit und Beredsamkeit, indem er den Vater von der Sache unterrichtete, wie sie wirklich war, und dann selbst beytrug, für die Tochter eine andere Verbindung anzuknüpfen, an welcher zugleich ihr Herz mehr Antheil nahm, als es an jener mit Giuliano genommen hatte. Außer diesen Eingeweiheten erfuhr niemand den innern Zusammenhang der Verhältnisse, als die Aebtissin jenes Klosters, welche Veranstaltung treffen mußte, daß Giuliano seine Gemalin unbemerkt besuchen konnte; in Florenz aber war man allgemein der Meinung, Camilla und Giuliano hätten der Klugheit nachgegeben, und, jene die Einsamkeit irgend eines entfernten Klosters, dieser die Aufopferung einer Neigung erwählt, die ihm leicht so gefährlich hätte werden können.

So wurde alles getäuscht, nur aber die Liebe nicht. Franzesco hatte durch seine Kundschafter in kurzem Camilla's Aufenthalt und Giuliano's heimliche Wanderungen zu ihr — nicht aber die gesetzmäßige Vermählung beyder erfahren. So mußte sein Haß, so mußte seine Rache nur desto heftiger geschüret werden. Nichts desto weniger fuhr er fort, sich in Giuliano's Vertrauen

zu erhalten, welches ihm um so leichter gelang, da dieser sich zu glücklich fühlte, um nicht zum Vertrauen geneigt zu seyn, und Franzesco, tückisch genug, sogar eine Liebe für eine Tochter Strozzi's vorgab und Giuliano zum Vertrauten darin machte — worüber denn dieser vollends allen Verdacht gegen ihn als seinen Nebenbuhler verlor, und mit dem Eifer eines selbst durch Liebe Beglückten, sich um ein gleiches Loos des Freundes theilnehmend bemühete.

Franzesco, den das tägliche Zusammenseyn mit dem glücklichen Gegner immer von neuem erbitterte, hatte indeß mit Bandini bestimmtere Plane gefaßt. Nichts wäre leichter, sagte dieser, als solch einen unbedachtsamen, sorglosen Jüngling hinwegzuräumen: aber die Ehre befiehlt, daß man dann nicht als Mörder vor der Welt stehe; die Klugheit — daß man nicht als solcher gestraft werde; und die Vaterlandsliebe — daß man über seinen eignen Absichten nicht das Wohl des Staats aus den Augen lasse! Befördere du mit altedlem Römersinn das Letztere, und du erreichst zugleich jenes andere vollkommen. Nicht nur Giuliano muß fallen, sondern zugleich Lorenzo: so wird mit eins das Haus dieser Unterdrücker der Freyheit und unsrer Familien vernichtet, Florenz wird frey, wir sind seine Erretter, Welt und Nachwelt wird uns als solche preisen, und deine besondern Absichten erfüllen sich, wie zufällig, von selbst; wie die Absichten des Weingärtners erreicht werden, wenn der Vesuv die Gegend erschüttert.

Mit dergleichen Vorhaltungen, die Bandini noch durch schimmernde Gründe und immer erneuerte Aufreizung der Leidenschaft Franzesco's unterstützte, übertäubte er endlich alles, was sich in dem Herzen seines Freundes gegen den blutigen Anschlag auf Lorenzo regte, und beyde fingen nun an, alle Mittel, die sie in Händen hatten, anzuwenden, um als Männer hervorzutreten, die durch Ansehen und Gewicht über ihre That die Welt blenden, durch Macht aber und eigenes Interesse der darein Verwickelten sie gelingen machen könnten.

Der Papst und der König von Neapel waren anerkannte Gegner von Florenz, waren es aber fast nur aus Feindschaft gegen die Medici, deren Liebe zu den Wissenschaften überall Licht, und mit diesem Neigung und Geschick zu allerley beschwerlichen Neuerungen verbreitete; deren Reichthum, Herrschtalent und Regierungskunst Toskana zu einem höchstrührigen, in ganz Europa eingreifenden Staate umbildeten, und die nun diesen Staat mit der Blüthe der Vortheile, vornämlich der Nachbarn bereicherten; besonderer Nebenursachen nicht zu gedenken. Franzesco vertrauete sich dem Gesandten des Königs, und hatte kaum versprochen, daß bey einer durch ihn unterstützten Umänderung der Staatsverfassung, die alten Absichten Neapels auf den Besitz von Pisa erfüllet werden sollten, als ihm alle Truppen Neapels, die an den Grenzen standen und unter allerley Vorwand dort noch vermehrt werden sollten, zur Unterstützung seiner Plane zugesagt wurden. Den vom Alter schwachen Papst glaubte er sehr leicht durch den Prinzen

Forli gewinnen zu können. Er machte zu dem Ende, mit Erlaubniß des Senats, selbst die Reise nach Rom — wie er vorgab, in Angelegenheiten seiner Handlung. Er traf dort mit dem genannten unternehmenden Fürsten zusammen, erneuerte die alte Freundschaft, gab ihm das Versprechen, daß eine geänderte Regierung in Florenz ihn in allen den Besitzungen bestätigen solle, die er der Freygebigkeit des Papstes (seines Vaters) — wie er aber wohl wisse, mit ganz unverholener Widersetzlichkeit der Mediceer — verdanke; und der Prinz übernahm die ihm aufgetragene Rolle mit großem Eifer und sichtbarem Vergnügen *).

Daß der Tod der Brüder Medici der Grundstein dieser Veränderung sey, scheint Franzesco dem neapolitanischen Gesandten — wenigstens nicht bestimmt, vertraut zu haben; bey seinem Freunde in Rom aber glaubte er schon zutraulicher seyn zu dürfen. Er machte diesen aufmerksam, wie jede andere Veränderung gefahrenvoller und unsicherer seyn müsse; erinnerte ihn, wie z. B. eine Verbannung, gleich der des großen Cosmo, nur zu einer desto glorreichern Zurückberufung und verdoppelten Befestigung in der vormaligen Gewalt führen könne: und der Prinz ging vollkommen in

*) Es darf jedoch nicht unbemerkt bleiben, daß späterhin der Papst seine Theilnahme, ja auch sein Mitwissen um diese Verhältnisse, leugnete, und die Unternehmung als eine Eigenmächtigkeit des Nepoten dargestellt wurde, auch dem alten Sixtus wirklich nichts, wenigstens nichts förmlich, erwiesen werden konnte.

diese Ansicht der Dinge ein — worauf denn beyde so-gleich zur weitern Ausbildung derselben schritten.

Das Erste, was sie zu dem Ende unternahmen, war, ihre Partey durch den Beytritt angesehener, viel vermögender, ihnen gleichgesinneter Männer zu verstärken. Salviati, Erzbischof von Pisa, als ein Mann bekannt, reich an Welterfahrung, groß in der Verstellungskunst, und von unbesiegbarem, auch nicht ganz grundlosem Haß gegen die Mediceer — Salviati war der erste, dem sie sich entdeckten und der ohne langes Bedenken ihrem Vorhaben beytrat, auch ihnen die wichtige Anwerbung seines Freundes, des vielgeachteten Grafen, Baptista von Montsec, des Generals und Commandeurs der, ohnfern der Grenze von Florenz zerstreueten päpstlichen Truppen, versprach.

Montsec, düster und menschenfeindlich, grüblerisch, staatsklug, beharrlich, verwegen, unter dem Schein verachtender Kälte ein gierig theilnehmendes Herz verbergend, und überdies vom Hause Medici persönlich schwer beleidigt — Montsec ging dennoch nicht so schnell in die Plane jener drey Verbundenen ein. Habt ihr wol ernsthaft genug überlegt, was ihr eigentlich wollt? antwortete er, finster und stolz. Einen alten, schwachen Papst könnt ihr durch Vorspiegelungen täuschen, aber nicht Soldaten, wie die meinigen; nicht Italien, nicht die Welt, wenn ich, wie ihr wünscht, euch meine Cohorten wirklich zuführen wollte, jetzt, im tiefen Frieden. Freunde und Anverwandte habt ihr

allerdings genug in Florenz, der Stadt, aber bey weitem nicht genug in der Regierung, um eine schnelle Umwälzung des Staats zu bewirken, welche doch unumgänglich nöthig ist, wenn eure That gutgeheißen und ihr nicht, gemeinen Mördern gleich, von Henkers Händen sterben wollt. Und womit wollt ihr die unbegrenzte Liebe des Volks gegen dies Haus befriedigen, wenn die That nun geschehen ist? ja, wie wollt ihr auch nur beyde Brüder in einer Minute vernichten, was doch geschehen muß, wenn nicht der Ueberbleibende im Augenblick von Tausenden gerettet, und seine Macht, zu eurer aller Verderben, eben durch den Tod des andern, nur desto fester gegründet werden soll?

Der verschlagene Erzbischof wußte wider alle diese Schwierigkeiten Mittel; er fand sogar einen sehr scheinbaren Vorwand, die päpstlichen Truppen an der Grenze zu versammeln, indem sich eben wieder eine neue Streitigkeit erhob über die Besitznahme des Erbgutes einer kleinen Herrschaft im florentinischen Gebiet, auf welche diese Regierung und der Papst gleiche Ansprüche machten. Montsec hatte wahrscheinlich durch seine Einwendungen nur das Gewicht seines Beytritts fühlbarer machen, und eben damit sich einen Haupttheil der Leitung des Ganzen, so wie der vortheilhaften Folgen, sichern wollen: sobald er diesen Zweck erreicht sahe, war er der eifrigste und auch der klügste Theilnehmer. Das Erste, was er versuchen wollte, war, der Verschwörung ein Haupt zu verschaffen, das durch anerkannte Redlichkeit, hohes Ansehen, und Liebe beym

Volk, sie selbst adeln, und, wäre die That geschehen, das Heft der Regierung sogleich ergreifen könne. Alle fanden hierzu niemand würdiger, niemand tauglicher, als jenen alten Giacomo, das Haupt der Pazzi, und Franzesco's Onkel. Franzesco erklärte zwar, wie derselbe von jeher seinen und seiner Freunde Gesinnungen widerstrebt, und sie selbst zur Ruhe gewiesen habe: Montsec aber, der seinen alten Freund genauer kannte, beschwor den Beytritt desselben in seine Seele, vorausgesetzt, er selbst könne mit ihm persönlich unterhandeln. Man trug nun dem Prinzen Forli auf, durchzusetzen, daß der Graf in irgend einem ansehnlichen Geschäft von päpstlicher Heiligkeit selbst nach Florenz gesandt würde, und dort, neben solcher öffentlichen, seine geheime Angelegenheit an Ort und Stelle unverdächtig betreiben könnte. Solch ein Geschäft fand sich leicht und bequem, eben in jener Erbschaftsstreitigkeit; und nun fehlte es auch nicht an der Zustimmung des Papstes, so daß Montsec in kurzem als besonders autorisirter Gesandter desselben sich nach Florenz begab, mit dem Senate sehr weitläuftige Unterhandlungen anfing, mit Giacomo Pazzi hingegen ins geheim, doch nicht ohne große Schwierigkeiten, und nur, indem er die ganze Unternehmung als das einzige Mittel, dem Staate die alte republikanische Verfassung wiederzugeben, darstellete — die beabsichtigte Verbrüderung abschloß. Kaum war dieser alte, strenge, allgemein geehrte Mann der Verschwörung beygetreten, als man in jedem, dem man sich zu entdecken für gut fand, einen Theilnehmer erlangte; und wie dort, bey der Verschwörung gegen Cä-

far vom Brutus, hieß es hier von ihm: Was dieser unterzeichnet, kann nicht anders, als recht und löblich seyn.

Bey der ersten Zusammenkunft der Verschworenen in Giacomo's Palast ging man zuerst in Montsecs Meinung ein, beyde Mediceer müßten in Einem Moment fallen. Wie dies aber zu bewerkstelligen sey, darüber blieben die Stimmen getheilt. Die Achtsamkeit beyder Brüder, und die jetzige geheime Spannung zwischen ihnen, sagte Giacomo, lassen sie nirgends zusammenkommen, als im öffentlichen Senat und in ihren verborgenen Gemächern: wir aber haben weder da noch dort Zutritt. Indeß — Giuliano gedenkt in kurzem eine Reise nach Rom zu machen; lasset uns diese abwarten, und dann an einem und demselben Tage, ihn dort und seinen Bruder hier stürzen.

Dieser Meinung widersetzten sich alle andere Theilnehmer, indem sie an tausenderley Zufälle erinnerten, die hier oder dort eintreten und es unmöglich machen könnten, den einen oder den andern an eben demselben Tage zu fassen; die Brüder müßten daher nothwendig beyde in Florenz fallen, und da man sie nirgends, oder doch nur unvermuthet vereinigt sähe: so habe man eine Veranlassung herbeyzuführen, die sie nothwendig und zuverlässig vereinige. Giacomo gab nach, und das Vorhaben wurde ausgesetzt, bis man diese Veranlassung gefunden haben werde.

Montsec ging nun nach Rom zurück, und erlangte durch Forli die Genehmigung des Papstes, die Truppen, unter dem Vorwand, Roms Ansprüchen in jener Erbschaftssache mehr Nachdruck zu geben — an der florentinischen Grenze zu versammlen, wo dann die Anführer derselben den geheimen Befehl bekamen, allen Aufforderungen des Erzbischofs von Pisa schnell und ohne weitere Anfrage zu gehorchen. Selbst die gesuchte Veranlassung, jene beyden Brüder zu vereinigen, mußte Sixtus herbeyführen, ganz ohne zu wissen, was damit eigentlich bereitet werde — wenn wir den Geschichtschreibern seiner Partey glauben dürfen.

Der Papst hatte nämlich vor kurzem Forli's Neffen, Rafaele Rivario, zum Kardinal erhoben und zum Verwalter der auswärtigen Angelegenheiten seiner Regierung bestimmt. Rivario sollte nun — beredete man den Papst — bey der Fortsetzung jener streitigen Unterhandlungen mit Florenz, zuerst in der neuen Würde öffentlich auftreten und seine Tüchtigkeit zu jenem wichtigen Amte thätig beurkunden. In dieser Absicht mußte er, der außerordentlich Bevollmächtigte der hohen Roma, auch mit außerordentlichem Glanz sich nach Florenz begeben. Die Feyerlichkeiten, die sich bey seinem Empfang voraussetzen ließen, mußten dann, wie man gewiß war, nicht nur beyde Brüder Medici vereinigt — sondern beyde auch da sich zeigen lassen, wo die römische Partey überwiegend war; ja man erwartete sogar Gelegenheit, durch diese Reise nicht wenig Menschen aller Art, die man zu brauchen gedachte, als ge-

höreten sie zu dem großen Gefolge und der Einrichtung des Kardinals, unerkannt und verdachtlos in die Stadt zu schaffen.

Da der Papst von seinem Sohne ganz beherrscht wurde, war seine Zustimmung auch zu diesem Vorhaben bald zu erhalten; der Kardinal reisete sehr langsam und mit größtem Pomp ab, und je größer die Spannung zwischen dem päpstlichen Hofe und dem Hause Medici war, je mehr fühlten sich diese Fürsten gereizt, durch glänzende Feste und andere Feyerlichkeiten die prunkende Gesandtschaft zu überbieten.

Der Zug des Kardinals bewegte sich langsam genug, so daß die Truppen, öffentlich oder verkappt, sich zuvor an den Grenzen versammlen konnten; auch war die Reiseroute klüglich also berechnet, daß der Kardinal das letzte Nachtlager auf einem nur einige Meilen entfernten Landgute des Giacomo Pazzi halten mußte. Giacomo, mit seiner ganzen Familie, empfing den Fürsten der Kirche daselbst aufs feyerlichste; alle Verschworene verfügten sich dahin, und es war vorauszusehen, daß die Brüder Medici, so wie mehre ihrer Freunde unter den vornehmsten Senatoren, ebenfalls dahinkommen würden, um in der Bewillkommnung des vornehmen Gesandten hinter ihren Gegnern nicht zurückzubleiben. War es nun aber alles wahrnehmende Besorglichkeit, sich in einem so bedenklichen Hause nicht vereinigt zu zeigen, oder geschahe es aus andern Ursachen — genug, Giuliano kam allein, um zuerst, wie er sagte, in sei-

nes Hauses Namen den Kardinal willkommen zu heißen, und als er sich schon einige Stunden wieder hinwegbegeben hatte, traf erst Lorenzo, von mehren Senatoren begleitet, ein, dasselbe von Seiten der Regierung zu thun.

Hieran scheiterte nun zwar der erste Versuch zur Ausführung des geheimen Plans: er selbst wurde aber dadurch nicht im geringsten gestört; es entwickelte sich vielmehr aus diesem Mißlingen selbst, eine, wie es schien, desto sichrere Gelegenheit, ihn auszuführen. Der Kardinal sprach nämlich unter anderm mit Lorenzo — man weiß nicht, ob zufällig oder absichtlich, da man ihm wenigstens nicht hat erweisen können, daß er eingeweihet gewesen sey — er sprach mit Lorenzo von dem großen Rufe, den seine neu erbauete, prächtige Villa, mit den kunstreichen Gärten nahe an der Stadt, in Rom, und in der ganzen gebildeten Welt, erlangt habe; und Lorenzo konnte nicht anders, als für morgen ihn, und zugleich, die ihn heute bewirtheten, dahin einzuladen. Alle Verschworenen wurden nun ebenfalls dahin beschieden; man vertheilte eine beträchtliche Anzahl verkleideter Soldaten Montsecs unter das Gefolge des Kardinals, unter die Bedienten der Gäste, in die weitläufigen Gärten; Giuliano konnte sich diesem Mahle seines Bruders nicht entziehen; und so schienen sich die Umstände zur Ausführung des Vorhabens hier selbst besser zu vereinigen, als man jemals erwartet hatte.

Lorenzo hatte sich schon gerüstet, seine Gäste königlich zu empfangen, und Giuliano setzte sich in der Stadt

ebenfalls in Bereitschaft, sich zu seinem Bruder zu verfügen, als er einen Eilboten mit einem Briefe von seiner Gemalin erhielt. Camilla schrieb ihm darin mit dem Ausdruck einer glühenden Phantasie und eines gebrochenen Herzens, sie sey nach einer schrecklichen Nacht, wo sie ihn im Traume von wilden Thieren zerfleischt gesehen, vom heftigsten Fieber ergriffen worden, so daß sie jetzt für ihr eigenes, und noch weit mehr für das Leben, das unter ihrem Herzen schlage, zittern müsse. Dabey beschwor sie ihren Gemal, wenn er nicht dies eine, wie dies andere Leben trostlos verschmachten lassen wolle, sich unverzüglich zu ihr zu begeben, und sie nur sein Antlitz sehen zu lassen.

Giuliano, seiner Liebe so gänzlich — den Weltverhältnissen und ihren Förmlichkeiten so wenig hingegeben, bedachte sich keinen Augenblick, diese der erstern aufzuopfern: er flog zu seiner Gemalin, und da er sie wirklich im heftigsten Fieber fand, so daß sie aus furchtbaren Phantasieen nur selten erwachte, wo sie dann mit innigster Zärtlichkeit und ängstender Sorge ihn festhielt: — so verweilete er, sich entschlagend, wie es aufgenommen werden möchte, und, dem Weibe seiner Liebe das Leben rettend, rettete er es sich selbst und seinem Bruder.

Sein Außenbleiben nämlich setzte die Verschworenen in keine geringe Verlegenheit, denn sie hatten nun schon der unterrichteten Theilnehmer zu viele, als daß sie nicht wenigstens an die Möglichkeit einer Verrätherey

hätten denken sollen; doch riß sie Giuliano's Bote an seinen Bruder, und die Entschuldigung, die dieser mit vollkommner Ruhe erfand und der Gesellschaft mittheilte — einigermaßen aus ihren Besorgnissen. Gleichwol mußte diese neue Vereitelung und der nun einmal lebhaft hervorgerufene Gedanke, von einer stündlich wachsenden Möglichkeit des Verraths, sie noch weit mehr spannen, noch weit mehr zur Beschleunigung ihres Vorhabens anfeuern, und, könne es nicht anders seyn, selbst durch die verwegensten Mittel. Folgendes war die neue Abänderung ihres Plans.

Den Donnerstag hatte der Kardinal bey Lorenzo zugebracht, den Freytag zog er in Florenz ein, der Sonnabend sollte der von neuem nöthig gewordenen Vorbereitung, der Sonntag endlich der Ausführung gewidmet seyn. Hier wollte der Kardinal in der Domkirche eine feyerliche Messe halten, und nach Vollendung derselben den Medici, wie den Pazzi, ein großes Vergeltungsmahl geben; bey welcher Gelegenheit nicht nur alle interessirte Personen aufs zuverlässigste versammlet, sondern auch Soldaten genug im Hause verborgen werden könnten, sich der Gegner zu bemächtigen, die Theilnehmer zu schützen, und sie sogar, bey etwanigem Auflauf des Volks, zu vertheidigen, bis die lauernden, zahlreichern Truppen Montsecs in die Stadt dringen, und was sich ihnen widersetzte, festnehmen oder aufopfern könnten. Um des Gelingens des blutig entscheidenden Streiches desto sicherer zu seyn, sollte dafür gesorgt werden, daß Lorenzo zwischen dem alten Pazzi

und Montsec, Giuliano zwischen Franzesco und Bandini, über Tafel zu sitzen kämen; und ein jeder von ihnen wollte noch einen zuverlässigen Diener, mit dem Dolche versehen, hinter dem Stuhle haben. Am Ende der Tafel sollte ein anderer Vertrauter, der jene immer fest im Auge haben könnte, wenn er nun alles vollkommen zusammentreffen sähe, den unverdächtigen Trinkspruch laut ausbringen: Glück, zu jedem großen Vorhaben! und bey diesem Ausruf sollten die beyden erwählten Opfer in Einem Augenblick fallen. Unterdessen würde sich der Erzbischof von Pisa mit andern Verschwornen und den im Palast verborgenen päpstlichen Soldaten ganz still halten, auf das erste verabredete Zeichen von der vollbrachten That aber mit den Seinigen in den Saal brechen, alle Anwesende, die sich widersetzten, dem Tode weihen, die aber bloß das Verfahren mißbilligten, in Verhaft nehmen. Zu gleicher Zeit sollten sich mehre angesehene Männer auf die Pferde werfen, an der Spitze anderer Truppen Montsecs durch die Straßen sprengen, das Volk zur Freyheit aufrufen, und allen Widerstrebenden den Tod bringen; wer aus dem Senat aber Theil nähme, oder doch wenigstens das Verfahren nicht mißbilligte, sollte sich inzwischen auf die Signoria verfügen, und die neue Verfassung verkündigen, an deren Spitze die Häupter der Familie Pazzi dem Volke als frey Erwählte darzustellen wären. —

Der schreckliche Sonntag kam. (der 26ste April 1478.) Alle Zurüstungen zu der feyerlichen Messe und

dem großen Mahle waren getroffen, alle Verschworene zu beyden Feyerlichkeiten eingeladen, alle Rollen aufs genaueste berechnet und vertheilt, und beyde Medici hatten, in der Kirche sowol als beym Kardinal, sicher zu erscheinen versprochen. In der Nacht vorher waren die Verschwornen nochmals versammlet, hatten durch enthusiastische Reden einander noch mehr erhitzt, und durch wiederholte Eide sich von neuem verbunden, unter allen Umständen, ohne Ausnahme, für Einen zu stehen, und weit lieber das Leben, als ihr Vorhaben zu lassen. Noch hatten sie sich nicht lange, vereinzelt und auf verschiedenen Wegen, entfernet, als mit anbrechender Morgendämmerung das Geläute der Glocken die Feyerlichkeit verkündigte, und alles Volk zur Theilnahme daran aus dem Schlafe rief. Der Zulauf war unbeschreiblich, und das Gedränge in der Kirche so groß, daß sich nicht nur alle Verschworne unbemerkt in derselben befinden, sondern sich auch also vertheilen konnten, daß die meisten jeden Wink, jede Miene der Hauptpersonen zu beobachten vermöchten.

Jetzt sammleten sich die Vornehmsten der Stadt und der Gottesdienst sollte beginnen: da brachte man Franzesko'n die Nachricht, Giuliano von Medici habe irgend woher eine geheime Botschaft erhalten, und darauf dem Kardinal seine Theilnahme absagen lassen. Noch zuckte Entsetzen und Wuth durch Franzesco's Glieder, als ein zweyter zuverlässiger Bote hinzusetzte: nur seine Anwesenheit beym Gastmahl habe Giuliano verweigert, übrigens aber Befehl gegeben, Pferde für

ihn in Bereitschaft zu halten, um unmittelbar nach der Messe zu verreisen.

Camilla nämlich sollte auch diesmal, ohne es zu wissen, seine Retterin werden. Sie hatte ihm nach nochmaliger schrecklicher Nacht, ringend mit gräßlichen Phantasieen und krank von Todesangst, geschrieben, und um noch einen — nur noch den einen, aber augenblicklichen Besuch flehentlich gebeten: Giuliano aber, so sehr sein Herz blutete, so gern er ihren Wunsch erfüllt hätte, glaubte doch wenigstens einem Theile des Festes des Kardinals beywohnen zu müssen, um ihn nicht gröblich vor allem Volk zu beleidigen; und so verschmähete er die letzte Warnung seines schützenden Genius.

Franzesco, durch die letzte Nachricht zwar geheilt von Furcht, aber verharrend im Ingrimm über die neue Störung, theilte, was er erfahren, den ebenfalls schon versammleten Häuptern seiner Partey mit, und beschied sie in eine entlegene, dunkle Kapelle der großen Kirche. Einige hatten bey der erhaltenen Nachricht schon an Verrätherey gedacht, waren aber entschlossen, es abzuwarten, und dann den Dolch gegen sich selbst zu kehren; Franzesco hingegen, der wirklich etwas von der Wahrheit errieth, beruhigte sie einigermaßen darüber. Er war nun der Entschlossenste, der Thätigste von allen. Haben selbst so glückliche Umstände, so sorgsame Vorbereitungen und vortheilhafte Zufälle diese beyden Brüder nicht vereinigen können, sagte er; so werden sie für uns nie vereinigt. Von unserm Vorhaben sind schon zu

viele unterrichtet, als daß es länger verschwiegen bleiben könnte. Nur hier, hier in der Messe, haben wir sie beyde; nur jetzt noch ist das Geheimniß unser: wohlan, was in einigen Stunden geschehen sollte, geschehe in der gegenwärtigen! —

Alle fanden, daß der Rath klug sey, aber die beyden ältesten, geachtetsten Theilnehmer, Giacomo Pazzi und Graf Montsec, versagten aus Religiösität ihre Theilnahme an der blutgen That, hier, an diesem Gott geweiheten Orte. Die That ist groß und verlangt des Theilnehmers ganze Kraft, sagten sie; hier am Altar wird die unsrige durch das Gewissen geschwächt; wen dies nicht beunruhigt, nur für den ist sie gut, und er darf sie vollführen. Wir wollen unsere Pferde bereit halten, wollen im Augenblick der Entscheidung uns auf diese werfen, und an der Spitze unsrer Truppen das Volk gewinnen, oder doch bezähmen. Wählet Andre an unsrer statt, um Lorenzo den Tod zu geben! —

Wählt mich! rief Antonio Volterra, ein junger Wüstling von glühender Einbildungskraft und stürmischer Leidenschaftlichkeit. Man nahm sein Anerbieten an, und da sich unter den Vertrauten ein Priester, Bruder Steffano, befand, der nicht nur selbst ohne allen Verdacht sich dem Hochamte nahen und den Andern dorthin bequemere Bahn machen konnte, sondern dem man auch alles zuzutrauen Grund genug hatte — ein Mann, der, verzehrt von Habsucht, den schrecklich-

sten Eid ablegte, er wolle für eine angegebene hohe Summe seinen Dolch in jedem Herzen umwenden, das nicht mehr schlagen sollte: — so übergab man ihm, als zweytem Opferer, Lorenzo's Leben. Franzesco aber, der durchaus dem beglückten Nebenbuhler den Tod eigenhändig geben wollte, und Bandini, der seinem Freunde dabey beyzustehn vom Anfang an geschworen hatte — diese behielten ihre Rollen. Zum Moment der Ausführung war der erwählt, wo der Bischof beym Hochamte vorm Altar Hostie und Kelch genießt und das Volk in die Kniee sinkt. Hier klingelt nämlich das Altarglöckchen dreymal; nach dem zweytenmal schlägt der Priester an seine Brust, zu bezeigen, er fühle sich unwürdig zum Empfange des Sacraments: und dieses zweyte Ertönen der Glocke, so wie diese Bewegung des Priesters, sollte den Augenblick der That bezeichnen und zur Losung dienen. —

Jetzt nahmen alle diese Männer ihre Plätze so nahe als möglich am Altar; der Gottesdienst hatte begonnen, der Kardinal mit seinem Gefolge kam, Lorenzo war an seiner Seite, aber — Giuliano begleitete sie nicht. Die Verschworenen blickten einander bedeutend an, Franzesco, ergrimmend im Innersten der Seele, flüsterte ihnen zu, unbesorgt ihre Plätze zu behaupten: er schaffe ihnen den Vermißten herbey, oder erwürge ihn auf seinem Zimmer. Im letzten Falle sollten sie nur, auf den ersten Lärm in der Kirche, für welchen er selbst sorgen würde, muthig über das zweyte Schlachtopfer herfallen. Jene versprachen alles, und er drängete sich nun, ohne

aufzufallen, mit Bandini aus der Kirche, und beyde eileten zu Giuliano, als kämen sie von Hause, ihn zum Hochamte abzuholen.

Sie kamen zum Palast, und waren mit Giuliano in zu gutem Vernehmen, waren auch zu oft ohne alles Ceremoniel zu ihm eingegangen, als daß man sie auch diesmal hätte hindern, oder er sie nicht annehmen sollen. Sie traten lächelnd zu ihm, und scherzten, daß sie der christlichen Gemeinde durch Verspätigung ein böses Beyspiel geben würden, wenn er nicht geschwind mit ihnen aufbräche. Giuliano hatte wirklich zugleich mit seinem Bruder den Kardinal geleiten wollen: indem er aber sich aufmachte, überfiel ihn — sey es nun aus theilnehmender Besorgniß um seine Gemalin, oder aus jenem wunderbaren Gefühl, das eine höhere Macht in dem Innern bedeutender Menschen anzuregen scheint, wenn sich ihnen die Entscheidung ihres Schicksals nahet — es überfiel ihn, körperlich, eine so mächtige Beklemmung, und geistig, eine so das Innerste auflösende Wehmuth, daß es ihm schlechterdings unmöglich war, sich zu überwinden und anständig dem Volke sich zu zeigen. Zutraulich und gutmüthig gestand er dies: Franzesco und Bandini aber spöttelten und neckten ihn so lange, bis diese Stimmung zum Theil verschwunden, und er nun im Stande war, den übrigen Theil derselben zu besiegen und den arglistigen Drängern nach der Kirche zu folgen.

Alle Verschworene, die in der peinlichsten Spannung gewesen waren, empfingen neues Leben, als diese

drey Jünglinge am Altar erschienen und ihre Plätze einnahmen. Volterra und Steffano machten sich näher an Lorenzo, was bey dem Andrang des Volks unbemerkt geschehen konnte; Franzesco aber und Bandini wichen nicht von Giuliano's Seite, obgleich Nori und einige seiner andern Freunde zu ihm traten. So erwartete man erstarkt und muthig den entscheidenden, den entsetzlichen Augenblick.

Jetzt kam dieser! Beym ersten Ertönen des Glöckchens faßten jene Viere ihre verborgenen Dolche, und da beym ersten Schlage des Geistlichen an seine Brust das Glöckchen zum zweytenmal erklang, stieß Bandini sein Mordgewehr Giuliano so durchs Herz, daß dieser augenblicklich zu Boden sank; und als Nori seinem Freunde beysprang, streckte jener auch diesen durch einen einzigen Dolchstoß zu Boden. Franzesco warf sich, blind vor Wuth, auf Giuliano, und gab ihm noch mehre tödtliche Wunden, wobey er, wie jener Feind Cäsars, im Wahnsinn der Rachgier sich sogar selbst verletzte.

Auf der andern Seite des Altars ließ sich in dem Augenblick, als Volterra den Stoß führete, Lorenzo auf die Kniee nieder. Der Mörder, entweder verblendet vom Andrang seines glühenden Bluts, oder durch jene Bewegung Lorenzo's verwirret und außer sich gesetzt, stieß zwar zu, aber ohne Lorenzo auch nur zu verletzen, indem der Dolch am Gesicht desselben vorüberstreifte; Steffano aber verlor durch dies Mißlingen mit Eins allen Muth, warf den Dolch weg, und schrie überlaut: Verrätherey! Verrätherey!

Alles dies war so vollkommen nur ein einziger Augenblick, daß Lorenzo erst auf dies Geschrey sich umwendete, und sahe, was geschah. Jetzt stieß Volterra nochmals nach ihm; mit größter Gewandtheit sprang Lorenzo aber auf, so daß ihn der Dolch nur leicht am Halse verwundete, fassete den Mörder, und warf ihn zu Boden; die Seinigen hatten die Schwerdter gezogen, hatten ihn gedeckt, und so entfloh' er, beym überhandnehmenden Geschrey und Getümmel, mit einigen seiner Freunde, in die Sakristey.

Vielleicht war dies der letzte Augenblick einer möglichen Rettung gewesen, indem der wüthende Bandini, sobald er sahe, was auf dieser Seite des Altars vorging, herzusprang, sich durch alle Schwerdter der Freunde Lorenzo's Bahn machte, und wirklich in dem Augenblicke zur Sakristey kam, als diese zugeworfen und verriegelt ward. —

Das Geschrey des Entsetzens, der Furcht, des Mitleids, der Wuth, wovon die weiten Gewölbe der Kirche widerhalleten, kann nicht geschildert werden. Wer nur ein Schwerdt trug, zog es aus, ohne zu wissen, gegen wen er es wenden sollte; alles stürzte durch einander und wider einander; das Volk drängte heulend, wehklagend, verwünschend nach den Ausgängen, aber sein eigener Andrang verstopfte diese: Mehre von ihm wurden erdrückt und zertreten. Und wären die Gewölbe des Gebäudes zusammengebrochen — Schrecken, Verwirrung und Tumult hätten nicht größer seyn

können. Volterra und Steffano hatten sich unter dem Volk verloren: man erkannte sie, sie wurden mit tausend Stichen durchbohrt, ihre Leichname vom Pöbel zerrissen, und die Stücke mit furchtbarem Geheul durch die Stadt geschleppt. Der Kardinal flüchtete auf den Altar; alle Priester umgaben und bedeckten ihn mit ihren Leibern, konnten aber doch kaum den Ungestüm der Freunde der Mediceer abhalten, die ihn als einen Mitverschwornen zerreißen wollten. Der schreckliche Bandini, von oben bis unten geröthet vom Blute, den Dolch hoch empor haltend, fand Bahn mitten durch die Kirche, indem alles bey seinem Anblick vor Grauen erstarrete; so drang er unberührt durch das Volk ins Freye, warf sich aufs Pferd, entkam nach Venedig, und von da in die Türkey. Auch Franzesco wußte sich mit seinem Schwerdte Bahn zu machen und kam nach Hause. Die Wunde, die er sich selbst beygebracht hatte, war aber so beträchtlich, und er selbst durch vieles verlorne Blut so geschwächt, daß er von dem Pferde sank, auf welchem er entfliehen wollte. Trotzend seinem Geschick warf er sich aufs Lager, und erwartete, was sein Onkel und Montsec, an der Spitze der Truppen, über das Volk vermögen würden. —

Während jener Blutscenen im Tempel, hatte der Erzbischof Salviati mit einigen Vertrauten, umgeben von einem nicht unbeträchtlichen, bewaffneten Trupp päpstlicher Soldaten, sich einiger der mächtigsten Freunde der Mediceer im Regierungspalast bemächtigen, und die Wiedergeburt der Republik vorbereiten wollen, dabey

aber, als nun der entscheidende Moment da war, eine solche Verwirrung und Zagheit bewiesen, daß man Verdacht schöpfte und ihn ergriff. Hier fing nun eben das Geschrey von dem, was in der Kirche geschehen war, an auf den Straßen zu erschallen; die Soldaten wurden davon in Schrecken gesetzt, jetzt von den Senatoren übereilet, überlistet, gefangen, zerstreuet; Salviati selbst aber, mit den drey Vornehmsten seiner Gefährten, theils zur Strafe, theils das Volk zur Rache zu entflammen — ohne alle weitere Untersuchung, an den Fenstern des Palastes aufgehangen.

Jetzt kamen Giacomo Pazzi und Graf Montsec an der Spitze ihrer Truppen durch die Straßen gesprengt und riefen alles zur Ergreifung der alten Freyheit auf — nun, da die Tyrannen gestürzt wären: aber Entsetzen vor jenen Scenen im Tempel und hier im Palast, Furcht, Anhänglichkeit an die reichen, glänzenden, wohlthätigen, populären Mediceer, und Gleichgültigkeit gegen das angebotene zweydeutige Gut, für welches das Volk kaum noch eine Erinnerung, kein Gefühl mehr hatte — diese ließen sie nirgends Eingang finden: man wich ihnen aus, man that, als kenne man sie nicht, als überhöre man ihren Zuruf, als verstehe man ihre Sprache nicht; und da sich nun vollends das Gerücht verbreitete, Lorenzo sey gerettet: da flohe alles — da flohen selbst die aus ihrem Wege, die ihnen vorher treue Freundschaft bis zum Tode zugeschworen hatten, und auch ein beträchtlicher Theil der ihnen untergebenen Soldaten verließ sie, wüst und roh, wie im Scherz, einstimmend in

das Geschrey nach ihrem Blute — welches Geschrey nun unter dem Volke sich immer lauter zu erheben begann. So sahen sie sich plötzlich als Verworfene bezeichnet, sahen sich preisgegeben einer Menge, die alle Höllengeister gegen sich selbst heraufrief, wenn sie sie nicht zerfleischte, jetzt, sogleich zerfleischte; und so mußten sie allerdings jeden Gedanken an eine Staatsveränderung aufgeben. Giacomo wendete ergrimmt sein Roß gegen den wildesten Volkshaufen: dieser sprang im ersten Augenblick gedankenlos aus einander, und so entkam Giacomo aus der Stadt. Montsec aber ließ sich, in stolzer, kalter Resignation, festnehmen.

In kurzem war nun die ganze Stadt in Waffen. Lorenzo's Freunde sammleten in den Hauptstraßen und auf öffentlichen Plätzen Haufen Volks, die ihnen den Triumph der Mediceer und die Verwünschungen der mörderischen Empörer nachschrieen. Man überfiel die Wohnungen der Mitglieder des Hauses Pazzi und die man sonst als ihre Freunde kannte: sie wurden, nur mit einer einzigen zufälligen Ausnahme, umgebracht, ihre Leichname zerrissen, ihre Häupter unter Jubelgeschrey auf Piken als Siegeszeichen emporgetragen.

Jetzt sammleten sich mehre der Haufen und strömten nach der Domkirche. Lorenzo wagte diesen seinen Zufluchtsort noch nicht zu öffnen; die Liebeswuth der Menge ging aber so weit, daß sie von außen die Mauer durchbrach, und nun die Befreyeten frohlockend durch die Straßen führete. Es war nicht die Huldigung ei-

nes würdigen Hauptes der Republik, was man sahe: es war der Triumphzug eines siegreichen vergötterten Monarchen, und funfzig Jahre der wohlthätigsten, glorreichsten Regierung hätten über das Volk zu Lorenzo's Gunsten das nimmermehr vermocht, was diese schreckensvollen Minuten bewirkten. Ehe er, der nun allmächtige Triumphator, dem Volke Einhalt thun konnte, oder doch, ehe das, was er that, Eingang fand, waren die Häuser der Pazzi angezündet, und schnell, wie durch Zauberschläge, dem Erdboden gleich gemacht. Franzesco, der sich gefaßt auf dem Lager finden ließ, wohin er sich geworfen, wurde mit tausendfachen Verwünschungen nach dem Regierungspalaste geschleppt; aller Schimpf, alle Mißhandlungen, die man ihm anthat, bewogen ihn nicht, auch nur ein Wort von sich hören zu lassen, oder den Trotz und die Verachtung in seiner Miene zu mildern. Man hing auch ihn an den Fenstern des Palastes neben dem Erzbischof auf; hernach wurden die Leichname herabgestürzt und dem grimmigen Spiele eines wuthentbrannten Pöbels Preis gegeben.

Der Kardinal entging in der Folge der Rache nur durch besondere Verwendung des Papstes; Montsec ward enthauptet, Giacomo Pazzi zurückgebracht und erdrosselt; die Mediceer hatten nun keine Gegner mehr, denn Lorenzo's Macht traf selbst in Konstantinopel den letzten — traf Bandini, der sich dort unter den Schutz des Sultans begeben hatte. Glaubest du wie die andern Christen, redete der Sultan Bandini'n an, daß dein Gott gegenwärtig gewesen auf dem Altar, in dem

Opfer, das du gestört hast? — „Ich glaub' es.“ — „Und hast in Gegenwart deines Gottes einen Mann durchbohrt, den du umarmet hattest? und ich soll dir eine Freystatt geben gegen die Gerechtigkeit, die dich verfolgt? Da würd' ich meinen Gott so schmählich beleidigen, als du den deinigen beleidigt hast. Selbst an den Füßen meines Throns soll man dich fesseln! Geh und büße den Lohn deines Verbrechens.“ —

Camilla weidete sich noch an dem zärtlichen Briefe, den ihr der Gemal durch ihren eigenen Eilboten zugesandt, und worin er ihr seinen Besuch nach wenigen Stunden angesagt hatte, als die Schreckenspost von dem, was in der Stadt vorgegangen, bis zum Kloster vordrang. Die Aebtissin bereitete ihre Kranke vor und brachte ihr dann die traurige Nachricht. Camilla's Schmerz war um so grenzenloser, da sie sich selbst leicht als die erste Ursache von des geliebten Gemals Tode erkannte. Lorenzo hatte kaum die Ordnung und Ruhe in der Stadt nothdürftig wiederhergestellt und seinem Bruder ein königliches Leichenbegängniß angeordnet, als er sich selbst zu Camilla begab, wohin ihm die Prinzessin schon vorausgegangen war. Man that alles Ersinnliche zur Aufrichtung und Erhaltung der Unglücklichen, die sich der Verzweiflung hingab. Sie gebar im kurzen einen Sohn — denselben, der nachher unter dem Namen, Papst Clemens VII., in Rom regierte; nach der Geburt dieses Kindes erwartete sie ihren Tod in klösterlicher Abgeschiedenheit und Stille.

Lorenzo benutzte den ersten Enthusiasmus des Volks zur Bestätigung seiner Gewalt; er nahm, nach manchen erkünstelten Weigerungen, eine Leibwache an — wie es hieß, sein Leben bey ähnlichen Anfällen zu schützen; er hörte es mit immer weniger Unwillen, wenn seine Freunde ihn als den begrüßten, der er wirklich war — als souverainen Herzog von Florenz, und gab nun dem Staate, der die Freyheit zu würdigen und edel zu benutzen nicht mehr fähig war, das Glück einer weltgeehrten, gemäßigten und weisen Monarchie, durch sich und seine glorreichen Nachkommen. Für die Welt und auf ewige Zeiten wurde aber Lorenzo das, was schon sein Zuname in der Geschichte ausspricht: Vater der Künste und Wissenschaften, und einer der thätigsten, weisesten und edelsten Wiederhersteller derselben — folglich zugleich einer der Väter aller Cultur der Neuern, in wiefern diese vom Anbau der Künste und Wissenschaften abhängig ist.

S a m i.

Im eilften Jahr der Regierung des grossen Plampampu, Beherrschers von Persien, kam ein unbekannter alter Man in die Residenz, kaufte sich ein Hüttchen in einem abgelegenen Winkel, richtete sich's ärmlich ein, und lebte mit seinem Enkel verschiedene Jahre still, unbemerkt und einsam. Was hätte auch Andere an ihn schliessen sollen? Er besass nichts, als einen gesunden Verstand, ein redliches Herz, und eine Summe trauriger Erfahrungen: damit amüsirt man aber wenig, und wer wenig amüsirt, den lassen die Leute — in Persien und in der ganzen Welt — wenig beachtet hinlaufen.

Lieber Sami, sagte eines Tages der Alte zu seinem Enkel — du bist nun ein guter, verständiger Junge geworden: ich hoffe, du wirst auch ein guter, verständiger Mann werden. Das wäre genug für dich, für mich und den Himmel: aber nicht für die Welt, die um den Bürger und Gesellschafter den Menschen hingiebt. Du musst unter Fremde, dich bequemen; musst in ein Handwerk, dich nähren zu lernen. — Hier roll-

ten dem guten Alten zwey große Tropfen die Wangen herab in den silberweißen Bart. Sami bemerkte das nicht; er rief, voll Leben und Unbefangenheit: Das ist ja schön! wohin soll ich denn? was muß ich denn lernen? sag's nur an, Großvater! —

Ich hatte schon lange hin und her gesonnen, fuhr der Alte fort. Willst du dein Glück fest gründen, so erbau' es auf die Eitelkeit und Thorheiten der Menschen. Wie, wenn du dich zu dem beliebten Schudi in die Lehre begäbest, von dem sich die ganze schöne Welt mit Kleidern versorgen läßt, weil er ein großes Haus besitzt, und der theuerste und gröbste ist in der ganzen Residenz? Dem jungen Sami war alles recht, was Beschäftigung gab und unter Menschen brachte, als wonach es ihm schon lange gelüstert hatte. Er kam also zu Schudi und schien sich recht wohl zu befinden.

Nach einiger Zeit wollte sich der Alte selbst von den Fortschritten seines Enkels an Ort und Stelle überzeugen und schlich in Schudi's Haus. In dem prächtig decorirten Saale des untern Geschosses waren elegante junge Herrn und Damen zahlreich versammlet und achteten mit gespannter Aufmerksamkeit auf das Schöne, das ihnen vorgelegt wurde oder neben ihnen sich bewegete. Der Alte schlich unbemerkt vorüber. Er kam die Treppe hinauf und wollte eben in der Küche demüthig nach seinem Enkel fragen, als er diesen selbst, mit großer Emsigkeit den Bratenwender drehend, erblickte.

Ey, ey, mein Sohn, redete er ihn an: finde ich dich hier? ist das deine Arbeit?

Laßt's gut seyn, Großvater! antwortete dieser. Wenn ihr so gefällig seyn wollt, den Braten gehörig abzuwarten, so kann ich indeß die Thürschlösser putzen, und dabey will ich euch alles erzählen.

Kopfschüttelnd nahm der Alte die silberne Kelle, begoß, und brummte: Nun wird mir's begreiflich, warum der junge Mensch neulich so ungeschickt meinen alten Mantel ausbesserte! Sami aber begann, indem er die Schürze vorband und an den Schlössern rieb: Sehet, Großvater, wenn ich hier auch Nadel und Bügeleisen nicht zum allerschönsten führen lerne; so lerne ich doch andere Dinge, und die wol von höherer Bedeutung sind!

Zum Exempel? fragte der Großvater bedenklich.

Zum Exempel — da hat mein Meister eine junge, schöne Geliebte, und die Geliebte hat einen jungen, schönen Vetter, der sie fleißig besucht; und das will der Meister nicht leiden — ich weiß nicht, warum? Er hat ihm die Schwelle verboten. Wie er nun aber neulich nicht zu Hause war, kam der Vetter dennoch wieder. Ich fütterte eben die Truthühner unten im Hofe: da schlich der Meister zurück und schnauzte mich an: daß du keinem Menschen sagst, ich sey nach Hause

gekommen! Ich versprach das; er drückte sich nun an der Wand hin, und so ging's leise die Treppe hinauf.

Du machst mich neugierig! unterbrach ihn der Alte.

Ja, ich ward's auch, Großvater! fuhr Sami fort. Ich schlich nach. Meister Schudi schlüpfte in sein Kabinet und verriegelte sorgfältig die Thür. Ich — nun, ich kauerte mich ein wenig davor und guckte durch's Schlüsselloch. Was sah' ich da! Der Meister nahm das Stückchen Kreide, womit er sonst den Schnitt der Kleider abzeichnet, malte einen Kreis um sich her, sprach zwey lange, lange arabische Worte, und — denkt euch — wurde zu einem kleinen Spitzmäuschen.

Du bist ein Narr! fiel der Alte nochmals ein.

Links um, Großvater! nahm Sami eifriger das Wort. Was wettet ihr, und ich mach's eben so, und werde, was ich will; ein Hündchen, zum Beyspiel!

Er nahm hier ein Kügelchen Kreide aus seinem Putzpulver, zog den Kreis, sprach die Worte, wurde ein niedlich-häßliches, ohrenverstutztes Möpschen, und schnüffelte promenirend umher nach Bratengedüft. Der Großvater ließ den Wender stehen und schlug die Hände über dem Kopfe zusammen; doch faßte er sich bald wieder, und bedachte: mit Einem, der außerordentliche Dinge vermag, muß man subtil und moderat umgehen; und das um so viel mehr, je weniger Einsicht und Besonnenheit er dabey besitzt. Er beschwor also vor der

Hand den Enkel nur, die Mopsgestalt wieder von sich zu werfen. Sami that das auch sogleich, und fragte triumphirend: Gelt, Großvater, das will mehr sagen, als die schönste Zeile Steppnaht? Der Alte wollte sich hier nicht tiefer in die Sache einlassen, sondern empfahl dem Enkel nur, keinen Mißbrauch von seiner Kunst zu machen, schlich nach Hause, und sann und sann, wie er den schuldlosen Jüngling den Scheeren Schudi's mit guter Manier entreißen wolle.

Indeß er sann, sann Sami auch, aber über etwas ganz anderes. Der gute Großvater, dachte er, hat dein ganzes Leben hindurch so viel an dir gethan, und du an ihm noch gar nichts. Wie, wenn du deine Kunst zu seinem Vortheil anwendetest? das wäre doch gewiß kein Mißbrauch! Herr Altgesell! rief er seinen Vorgesetzten an — einen Dümmling, dessen Verstand sich durchaus nur auf das erstreckte, was sich bügeln ließ — mein Herr Altgesell! morgen habt ihr Auflegen und geht spazieren: möchtet ihr da wol zwanzig Zechinen verdienen? — Wie das? fragte der Gesell, und legte den Mittelfinger mit dem Fingerhuth bedächtig an die Nase. — Mein Vater, fuhr der gewandte Sami fort, ist ein Roßkamm — ich weiß nicht, ob ich's euch schon gesagt habe. Er handelt mit lauter arabischen Pferden, und hat mir vorgestern zu meinem Geburtstage eins geschickt. Ihr begreift, daß ich ein Pferd nicht brauchen kann, wol aber Geld! Verkauft mir morgen das prächtige Thier! Es ist hundert Zechinen unter Brüdern werth. Man giebt sie euch mit Freuden; ihr bringt sie

mir, und zieht euch gleich zwanzig pro studio et labore ab.

Der Gesell ging das ein. Das Pferd stehet draußen im goldnen Ziegenbock: holt's da nur ab! fuhr Sami fort. Aber, eine Hauptsache! nehmt ihm, wenn's verkauft ist, die Halfter ab, und bringt sie mir zurück. Daran liegt mir viel. —

Es verstehet sich, daß Sami sich in solch ein Pferd verwandeln, sich verhandeln, da er ohne Halfter nicht festgebunden werden konnte, entwischen, und die gefischten achtzig Zechinen dem armen Großvater bringen wollte.

Der Gesell holte das Roß und führte es auf den Markt. Ein ganzer Schwarm Kenner und Dilettanten sammlete sich um ihn; man hatte nie ein schöneres Pferd gesehen. Zufällig ging Meister Schudi aber auch des Weges, sahe den Auflauf, trat herzu, und ward nicht wenig verwundert, seinen Altgesellen mit dem herrlichen Thiere zu erblicken. Dahinter steckt etwas! dacht' er, und setzte die krystallene Brille auf, die für ihn dieselbe Macht hatte, wie gewöhnliche gute Brillen für manchen Kurzsichtigen in Assembleen — die Macht nämlich, in seinen Augen allen Zauber aufzulösen. Auf den ersten Blick sahe er nun, daß der Altgesell auf dem Lehrjungen ritt, und merkte auch, wie das zugehe.

Als Schneider ging Schudi ins nächste Haus, als Beschnittener kam er heraus. Nau, sagte er, und

zupfte sich am Bart; nau, wie hoch steht's Rößle? Hot's dach'n Mäkel im Gekröse, und lohtscht's dach mit die linke Hinterfuße! — Das half aber alles nichts: der Jude mußte die hundert Zechinen bis zum letzten Heller bezahlen. Der Gesell strich das Geld ein, und wollte nun die Halfter abnehmen. Was is dos? rief Schudi, der die Absicht sogleich errieth. Als ich's Rößle gekaft hab, hab ich's gekaft, wie's steht und liegt. — Der Gesell ließ sich nicht abhalten. Nau, was schmüßt Er dach? rief der Jude und hielt ihm den Arm. Wos thut mer dermit? Da hat Er noch äne Zechine! kann's ja nit nemme beym Schwanz! — Alle lachten den albernen Juden aus, der für den schlechten Riemen eine Zechine gab, und der Gesell hoffte seinem Committenten mit dem Plus große Freude zu machen. Er eilte davon, der Jude schwang sich auf, kniff das Roß erboßt mit den Knieen aus Leibeskräften, und sprengte den Anwesenden, die alle laut jauchzten, aus den Augen.

Ehe fünf Minuten ins Land gingen, stand der arme Araber in Schudi's Stall' an die leere Raufe gebunden, und der Schneider mit der Elle dahinter, ganz erbärmlich drauf los schlagend. Als er müde war, erquickte er sich mit Speis' und Trank: der Araber bekam aber von beydem nicht das Geringste. Nun ging die Bewegung wieder von vorn an; und in diesem Wechsel wurde der ganze Tag verbracht, so wie der folgende wieder begonnen.

Die Geliebte Schudi's war eine weichgeschaffene Seele. Sie hatte ihrem Gebieter schon gestern viel Rührendes über seine Behandlung des edlen Rosses gesagt, war aber allezeit unhöflich ab und zur Ruhe verwiesen worden. Der Verdruß erhob ihr Mitleid von Worten zur Wohlthat, wie bey Weibern oftmals. Am Morgen, nachdem der Araber wieder volle Ladung empfangen hatte, ging Schudi aus. Die Dame erwartete, er werde, wie gewöhnlich, erst gegen Mittag zurückkommen, und redete ihr Mädchen an:

Es ist doch Sünd' und Schande, wie mit dem schönen Thiere umgegangen wird! Nichts als Schläge, und nicht einmal ein Körnchen Hafer oder einen Eimer Wasser zur Stärkung!

Ihr habt ja die Bodenschlüssel, erwiederte die Dirne; laßt uns hinaufschleichen und in unsern Strickkörbchen nach und nach so viel Hafer herunter tragen, bis das arme Thier genug hat! So bekömmt's doch Kräfte, seine Prügel mit Anstand auszuhalten.

Gesagt, gethan! Man brachte Hafer, man hielt ihn vor: der Araber labte sich und blickte — ach wie dankbar! auf die empfindsame Wohlthäterin. Sie war dadurch dermaßen bewegt, daß sie ihm nun auch gern zu trinken gegeben hätte: aber im Morgenlande ist's nicht so leicht, wie bey uns, jedem Dinge ein reichliches Wasser zuzusetzen. Was da! rief die Zofe: wir binden das sanftmüthige Thierchen los und führen es durch die

Hinterthüre den Garten hinunter an den Fluß: da mag sich's satt trinken! —

Vortrefflich! Man knüpft und knüpft, aber der schelmische Schudi, der wohl wußte, daß dem Rößlein alles darauf ankam, sich loszuwickeln, hatte die Halfter mit einem solchen Bündel künstlicher Knoten befestigt, daß den Damen die Finger wehe thaten, ehe sie ein Viertel aufgelöset hatten. Ey, so laßt den Bettel hängen! rief das Zöfchen. Sehet, wir ziehen diese Schnalle auf, streifen ihm dann die Riemen über den Kopf, und gebt Acht, es folgt uns ungeführt, wie ein Hündchen, nach!

So geschah' es auch wirklich, und die Damen freueten sich herzinniglich, als ihnen das muthige Roß so fromm gehorsamte. Der Araber litt indeß an Gewissensscrupeln: sollte er seine Freyheit benutzen und seinen Wohlthäterinnen Verdruß machen? oder sollte er ihnen wieder zum Stall folgen und sein Fell fürder gerben lassen? Eine herbe Collision! Das Zünglein der Wage schwankte hin und her: da kamen sie an den Fluß, die sinnliche Begier des Dürstenden trat mit der Neigung des Herzens in Bund: der Araber erlag derselben Menschlichkeit, wie schon Eva im Paradiese — ein Sprung in den Fluß:

Halb zog es ihn, halb sank er hin,
Und ward nicht mehr gesehn! —

Man denke sich das Schrecken der armen Frauenzimmer! Nachdem sie die Hände gerungen und Worte

der Verzweiflung ausgestoßen hatten, eilten sie in ihr Zimmer, setzten sich an ihre Stickrahmen, und sahen dabey so schuldlos und unbefangen aus, als hätten sie keinen Schritt über die Schwelle gethan.

Indem kam Schudi schon zurück. Er hatte nämlich diesen Vormittag nicht seinen gewöhnlichen Kreislauf durch die Nasch-Boutiquen der Residenz beschrieben, sondern war nur zu einem Riemer gegangen, sich einen tüchtigen Kantschuh zu kaufen, weil ihm beym letzten Schlage an diesem Morgen die Elle zersprungen war. Er pfiff gemüthlich über den Hof hin, dem Stalle zu, und klatschte versuchend mit dem neuen Kantschuh den Rhythmus dazu. Doch wie entsetzte er sich, als er im Stalle zwar die Halfter fand, aber nichts dran! Er werde gewüthet und das Haus umgekehrt haben, meynt ihr? Die Frauenzimmer meynten's auch und stachen sich vor Angst in die Finger: aber Schudi wußte zu gut, daß man, um Sperlinge zu fangen, nicht mit dem Stecken drein schlagen müsse. Er war mäuschenstill in seinem Stalle, kam dann die Treppe gemächlich herauf, ging durch das Zimmer der Damen, indem er ihnen den freundlichsten guten Morgen bot und seine Blicke nur über sie hinstreifen ließ, und wanderte nun in sein Kabinet.

Hier begann er folgendes gründliche Raisonnement: Schon der gelehrte Abt Tritheim in seiner Steganographie behauptet, die sicherste Magie beruhe weniger auf Kenntniß der geheimern Kräfte der Natur, als vielmehr

auf strenger und gewandter Anwendung der gemeinsten und bekanntesten. Meiner Schönen waren gestern Abend Hunger und Prügel des Arabers zuwider; sie wurde von mir abgeführt: schon aus dem Satze des Widerspruchs in der weiblichen Natur muß sie heute thätig gewesen seyn. Die Schläge konnte sie dem Thiere nicht abnehmen: also den Hunger! Auch sah' sie mir vorhin gerade so unschuldig aus, wie eine Schuldige! Das wird sich finden — —

Er ging auf den Haferboden; er fand, es war geschöpft worden und nicht mit der Schaufel umgewurfelt — mithin von ungeübter Hand. Eine aus dem Körbchen verlorne Bandprobe überzeugte ihn vollends. Er ging zurück in den Stall: da zeigten sich noch Ueberreste von Hafer in der Krippe. So hat das Thier geschmaußt, bis es nicht mehr konnte! schloß er. Wer so viel gespeiset hat, der dürstet: wie ist's damit ergangen? Die Eimer sind trocken: so hat man's an den Fluß geführt! Laß sehen!

Er suchte Spuren: aber der Araber war mit guter List so leise getreten und hatte jedes Trittchen so wohl gewählt, daß keine Spur zu entdecken war, bis — unten am Ufer im Kiessand, wo er zum Sprung scharf angesetzt hatte.

Basta! rief Schudi: ins Wasser haben wir gesetzt; auch wieder heraus? Es fand sich durchaus keine Spur. Nun, was ins Wasser gegangen ist und

nicht wieder heraus, ist noch drin — schloß er weiter; und was im Wasser sich verbergen und nicht ertrinken will, bleibt kein Pferd — wenn's nämlich 'was anders werden kann! Wir wollen doch etwas genauer untersuchen, was der Fluß enthält! Vorerst — und hier setzte er die bewußte Krystallbrille auf — vorerst die Animalien! Da war nichts. Nun die Vegetabilien! Da war wieder nichts. Zum dritten und letzten, die Mineralien! Da war etwas, und der Spitzkopf hätte es gewiß gefunden, wenn's nicht — anders gekommen wäre.

Der Fluß ging nämlich nicht bloß an Schudi's Garten vorbey, sondern auch weiter; ja selbst durch die Gärten des Monarchen, die zum großen Sommerpalais gehörten. Plampampu der Große befand sich eben da, und seine wunderschöne Tochter gleichfalls. Die Prinzessin hatte ihr Badehaus in dem oft erwähnten Flusse, und als sie heute beym Heraussteigen aus dem Bade den reinen Kies mit den blendenden Füßchen betrat, drängte sich dieser nicht nur neidisch um diese Füßchen, sie zu bedecken, sondern schien auch ihren Glanz durch irgend etwas überstrahlen zu wollen, das er gerade an jene Verschlingung der bläulichen Adern legte, wo eine griechische Schöne die Bänder ihrer Sandalen mit dem Juweel zierlich befestigte.

Die Prinzessin sah' dies Etwas funkeln und hob es auf: da leuchtete es in ihrer Hand, wie der Sirius. Liebe Amme, sagte sie zur getreuen Wärterin; sieh'

doch, was ich da gefunden habe! Ich bin zwar keine Kennerin: das scheint mir aber ein auserlesener Karfunkel; und von welcher Größe! Die Karfunkel sind jetzt in der Mode: das ist kein geringer Fund! Schaffe mir geschwind den Hofjuwelier; er soll den Stein taxiren und fassen: hernach will ich ihn im Ringe tragen! —

Das geschahe denn; und ich brauche nicht erst zu verrathen, wer denn eigentlich in dem Ringe der Prinzessin funkelte und an ihrer reizenden Hand ein Glück genoß — ein Glück, ach, viel zu groß, als daß es hätte von Dauer seyn können! —

Schudi war nämlich rein des Teufels vor Bosheit über seine vergeblichen Bemühungen. Er aß nicht, er trank nicht, er hatte auch einen theuern Eid gethan, seine Geliebte nicht zu berühren, bis er den armen Sami entdeckt und mit tausend Foltern bestraft hätte. Es wurde Abend — der Eid drückte ihn im Hause gar zu schwer: er setzte sich vor die Thür. Da sah er zwey Herren in lebhaftem Wortwechsel die Straße heraufkommen. Als sie Schudi's Hause näher traten, blieben sie disputirend stehen; der Eine sagte dem Andern noch eine runde Xenie, und ehe dieser die Replik zugespitzt hatte, eilte er davon, und ließ diesen spitzen, wie viel er wollte. Jetzt erkannte unser Schneider in dem Zurückgebliebenen seinen alten Freund, den Hofjuwelier —

Was habt ihr denn für Händel, Herr Nachbar? rief er ihm zu.

Ey, erwiederte jener; ich kann mich ärgern über solche Grobiane, die sich Gelehrte nennen, weil sie ein Paar Compendien und ein Schock stelzfüßige Floskeln auswendig gelernt haben, und nun dahertreten, die Nase, wie Blinde pflegen, hoch in der Luft, und vernünftigen Leuten ihre gesunden Sinne abstreiten wollen! So disputirt mir der Patron geradezu in den Hals hinein, es gebe keine Karfunkel, so groß, wie Kalbsaugen, da ich doch vorgestern erst einen in diesen meinen Händen gehabt und für unsre allerdurchlauchtigste Prinzessin gefaßt habe. Selten sind sie freylich, sehr selten — das geb' ich zu: aber was ich in Gold fasse, muß doch existiren! Die Prinzessin will ihn im Flusse gefunden haben; nun, dem sey, wie ihm wolle, ich halte mich nur an die Sache!

Gefunden? im Flusse? fuhr Schudi auf, und eine wunderliche Ahnung flog ihm durch den Kopf. Doch sammlete er sich gleich, und fuhr ruhig fort: Ihr habt ganz Recht, werther Nachbar; doch muß ich euch gestehen, auch mir ist mein Lebelang kein solch Monstrum von Karfunkel vorgekommen. Ich bin aber ein großer Freund von Curiosis: schafft ihr mir den Stein zu Gesicht, so mag sich eure Frau den schönsten Schlumper aus meiner Sammlung wählen.

Nie ward ein Weiberrock leichter gewonnen! rief der Juwelier. Ich habe alle Woche die Pretiosen der Prinzessin zu putzen. Morgen ist der Tag. Kommt mit; da könnt ihr alle, Stück für Stück, besehen.

Nur darf ich nichts aus den Händen geben: ich bin ein geschworner Mann! —

Am Morgen wurde Schudi vom Nachbar abgeholt: er kam, er sah, er siegte — vermittelst der bewußten Brille nämlich! Nun fehlte nichts, als daß er den Stein nur einen Augenblick in die Hände bekommen hätte: dazu war aber der gewissenhafte Nachbar durchaus nicht zu bewegen. —

Den folgenden Tag befand sich der Monarch nicht wohl. Man ließ die Aerzte kommen: nun ward das Uebel bedenklich; und je mehr Aerzte herbeyeilten, je gefährlicher wurde es. Der gute Herr hätte so gern noch länger gegessen, getrunken und geschlafen! Da aber nichts anschlug, ließ er im Lande herumtrompeten: Wer die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern, in dem Maaße versteht, daß Seine Majestät, ohne viel Bitteres einnehmen zu müssen, baldigst wieder zu Appetit, Ruhe und Kräften kommen, der soll seinem Throne der nächste stehn, und, thut er's nicht wohlfeiler, sogar seine einzige Tochter zur Gemahlin erhalten. — Himmel, wie jauchzte der verwünschte Schneider! —

Er flog hinaus, versprach augenblickliche Hülfe, und wurde schleunigst vorgelassen. Was hast du für Mittel, und wie schmecken sie? fragte der Monarch matt.

Allerdurchlauchtigster, meine Mittel schmecken gar nicht, erwiederte Schudi; ich heile bloß durch Sympa-

thie. Bey diesen Worten zog er ein elegantes Etuis, und aus demselben eine goldene Schnürnadel hervor: diese drückte er nun dreymal, ernsthaft und stillschweigend, Seiner Majestät auf die Stirn, auf den Magen, und auf die Fussohlen. Kaum war das geschehen, so konnte sich der Kranke schon aufrichten und laut nach Frühstück rufen; und kaum hatte er dies etwas reichlich genossen, als er auf seine Füße trat und kerzengerade dastand. Sein Entzücken ging so weit, daß er sich sogar der versprochenen Belohnung erinnerte.

Erhabenster Monarch! rief Schudi, und warf sich zu Boden. Dein Knecht ist weder ehrsüchtig, noch verliebt: er hält sich solches Lohnes nimmer für werth. — Regiere du auch ferner so vollkommen allein, als du kannst; und deine göttergleiche Tochter beglücke einen würdigern Gemahl!

Schudi, du hast eine edle Seele! unterbrach ihn der Fürst. Ich will dir's nur gestehen: ich hätte dich an meiner Seite nicht ohne Verlegenheit sehen können, deiner Schneiderey wegen; und meine Tochter, fürcht' ich, hätte dich an ihrer Seite noch weniger ohne Verlegenheit sehen können, deines runzligen Gesichts und fatalen rothen Bartes wegen. Aber nun rede — was soll dich belohnen? denn, bey meinem Bart! du sollst mir nicht unbeglückt von hinnen!

Ich bitte nur um ein Angedenken an diesen seeligen Tag von der Hand der erhabenen Prinzessin — antwortete Schudi.

„Nichts billiger auf Erden! Du sollst es haben, Schudi! Was willst du zum Angedenken?“

„Nur den ansehnlichen Ring, den die erhabene Prinzessin gewöhnlich am Zeigefinger trägt“ —

„Ich kenn' ihn; es ist ein Karfunkel, fast wie ein Mundbissen groß. Aber dennoch: er ist dein, Schudi, besonders da er uns nichts kostet, als die Einfaßgebühren! Er ist dein, sag' ich dir, bey meinem Fürstenwort! und die Maroquin-Kapsel auch dazu! Auf, und folge mir zu meiner Tochter!“ —

Bey Hofe erfährt man, was im Lande vorgeht, gewöhnlich zuletzt. Diesen Morgen erst hatte die treue Amme der Prinzessin hinterbracht, was schon neulich mit Posaunenschall an allen Straßenecken war verkündigt worden. Man denke sich die Angst der guten Prinzessin: wie ein Stück Möbel in der Auction dem Ersten, dem Besten zugeschlagen zu werden! Man denke sich, wie heiß ihr Flehen zum Schicksal stieg, es möchte doch selbst den geliebten Vater gesund machen! Aber noch weit höher sollte diese Angst, noch weit heißer dies Gebet werden: denn plötzlich dehnte sich der Stein an ihrem Finger aus; erschrocken warf sie ihn hin — er wurde größer, immer größer, bekam endlich Mannslänge — und jetzt stand an seiner Statt der liebenswürdige Sami vor ihren erstaunten Blicken.

Sami wurde noch schneller, als er so groß worden war, wieder klein; er ließ sich nämlich aufs Knie nie-

der, senkte das Haupt zur Erden, und begann, mit den demüthigsten, schmeichelndsten Worten, um Erbarmung zu flehen. Es hätte einen Stein erweicht, wie viel mehr ein geängstetes Mädchenherz! Sami erzählte in gedrängter Kürze sein Schicksal, gewann damit noch mehr Theilnahme — da keuchte die Amme herein, und berichtete: derselbe Filou, von welchem der Jüngling eben erzähle, habe Ihren Vater geheilt. So bin ich verloren! rief die Prinzessin. Und ich des Todes! rief Sami: denn gewiß verlangt er mich zum Lohne!

Angst findet, zündet, bindet Herzen, und zwar schnell: die Prinzessin versprach, eher zu sterben, als den schönen Jüngling preis zu geben. Wie aber, wenn mein Vater mich zwingt? rief sie dann. O nach diesem Wort, dem süßen, dem entzückenden, rief Sami, hat die Welt kein Unglück mehr für mich! Ich nehme meine vorige Gestalt wieder an. O behalte du mich an deinem zarten Rosenfinger! Will mich dein Vater dir abzwingen, du Himmlische, so wirf mich nur, ganz unbesorgt, mit aller Kraft an den Boden — —

Hier hörte man nahende Männertritte; Sami wurde zum Ringe; die Prinzessin schob ihn augenblicklich an's Fingerchen, und drückte nun die geschmückte Hand mit der ungeschmückten an ihre ängstlich klopfende Brust.

Jetzt trat der Monarch herein; hinter ihm, tükkisch lächelnd, Schudi, hinter beyden, voller Erwar-

tung der ganze Hof, den alten Vezier an der Spitze, und hinter allen ein Trupp Neugieriger. Nach einer feyerlichen Pause begann der Monarch: Demnach und alldieweil dir nicht unbewußt wird haben bleiben können, geliebteste Tochter und einziger Zweig meines Stammes, daß deines Vaters Majestät an einer harten Krankheit schwer darniedergelegen, und, schon des Hinschieds gewärtig, an allen Enden hat bekannt machen lassen, wie derjenige, welcher uns zur genugsamen Reconvalescenz verhülfe, den nächsten Platz bey uns und bey dir einzunehmen, andurch befugt und ermächtiget seyn solle; gegenwärtiger Lieber und Getreuer aber, Schudi mit Namen, und zeither das Schneiderhandwerk — doch mehr als freye Kunst, denn als solches treibend — sothanen Forderungen pflichtschuldigstermaßen zu unsrer allseitiger Befriedigung vollkömmlich satisfaciret: als würdest du, vielgeliebte Tochter, dich ohnverweilt für verbunden erachten. . . .

Man siehet, der gute Herr macht's gern etwas lang. Wir kürzen. Es folgte: die Prinzessin müßte dem Schneider die Hand reichen, wenn er sich nicht glücklicher Weise mit dem begnügte, was daran stäke; sie werde also nicht ermangeln, dies, als einen kleinen Beweis kindlicher Theilnahme an der Wiederherstellung des Vaters, augenblicks auszufertigen.

Die Prinzessin entgegnete in gleichwohlgesetzten Redensarten, wie es gewiß gar nicht erst der Beweise für ihre kindliche Theilnahme bedürfe, und wie, wenn des

ren dennoch nöthig wären, Thränen dazu besser dienen würden, als Steine; ihre Amme aber könne bezeugen, daß sie die ganze Nacht durch geweint habe, und den Morgen auch noch. Ihrem huldreichen Vater und Gebieter werde sie, wie sich das von selbst verstehe, augenblicklich gehorsamen, in allem, was er irgend fordere, und wär' es ihr Leben tausendmal: nur mit dem Einzigen, was er so eben verlange, möge er sie gnädigst verschonen . . .

Ergrimmt unterbrach sie der Vater, erstaunt blickte der Hof sie an, vermittelnd redete der Vezier zu: — sie blieb aber in aller Demuth auf ihrem Köpfchen. Der Vezier that dem Schneider beyseits den Vorschlag, freywillig zu verzichten, und reichen Ersatz anzunehmen: dieser zog aber die Schultern bis an die Ohren, und sagte: Alles in der Welt, nur das nicht! Sehr mädchenhaft ergab sich nun die Prinzessin, die dies vernommen, aus aufbrausendem Unwillen in das, was keine väterliche Gewalt noch Bitte über sie vermocht hatte. Elender Sklav, rief sie zu Schudi; da — da nimm das Opfer, womit du das Herz mir brichst! nimm es, und möge dir's bekommen, wie . . .

Hier stockte sie vor Erstaunen: denn, Himmel! was ereigneten sich für unerhörte Dinge in wenigen Augenblicken! Die Prinzessin will den Ring dem Schneider vor die Füße werfen; er fliegt auch, der Ring: aber unter Weges wird er zu einem dürren Mohnkopf, prallt auf den Boden, springt aus einan-

der, und zerstreut seine tausend Körner im ganzen Zimmer umher. Schudi stößt ein schadenfrohes Gelächter aus, wird urplötzlich zum Hahn, pickt mit unglaublicher Geschwindigkeit die zerstreuten Körner auf, recket nun stolzirend den Kamm, schüttelt das Behänge, und krähet ein helles Triumphlied.

Welcher Pinsel malt uns das Entsetzen der Anwesenden, und besonders der Prinzessin, hinlänglich? Wir erzählen einfach weiter, wenn wir die Leser erst daran erinnert haben, daß in der Regel keine Zimmer mehr Staub und anderes Ungehörige in den Winkeln haben, als die großen Gemächer prachtvoller Paläste. Auch hier hatte, in der Ecke, hinter einem goldenen Stuhle, der seiner Schwere wegen seit Menschengedenken nicht weggerückt worden war, eine Winkelspinne ihr Netz so dicht gesponnen, daß eins der Mohnkörnchen, das hineingesprungen, selbst dem Flammenblick des Hahns verborgen bleiben mußte. Mit Eins wird nun aus diesem Körnchen ein wohlgeschwänzter Fuchs: dieser schießt hervor, würgt den Hahn ab, und aus dem leeren Balge bricht nun heraus — der liebenswürdige Sami, der sich dem Monarchen zu Füßen wirft.

Nein, ruft dieser — und konnt' er anders? — nein, so wahr ich allezeit Mehrer meines Reichs bin: das ist mir im ganzen Leben nicht vorgekommen! Wer bist du? wie kömmst du aus dem verwünschten Balge heraus?

Sami erzählte nun aufs rührendste seine ganze Geschichte und wässerte damit gar manches Auge; besonders auch das des Veziers, der ein außerordentlich weichmüthiger Minister war. Was sagt mein Divan dazu? fragte der Monarch, nachdem Sami geendigt hatte. Er verstummt! sagte dieser. Nun so rede du, Vezier, du Menschenfreund!

Der Vezier rieth, Großmuth zu üben, und demnach dem unglücklichen Jünglinge nicht nur seine Existenz zu verzeihen, sondern auch — maßen er doch die eigentliche Endursache der Wiederherstellung des Monarchen sey, sogar Einiges von der versprochenen Belohnung ihm huldreichst zufließen zu lassen.

Hier warf sich Sami von neuem zu des Monarchen Füßen, und lieblich erröthend that die schöne Prinzessin dasselbe von der andern Seite. Seiner Majestät schoß das Blatt und Sie merkten Unrath: weil aber Ihr Herz einmal erweicht war, wollten Sie nur durch den Stab sanft die Tochter zur Besinnung bringen, und sprachen: Vezier, du hast mir aus der Seele gesprochen. Sami, stehe auf und lebe! Ja, wir würden uns nicht entbrechen, dir den allerschönsten Lohn zuzugestehen, wenn nicht deine niedrige Abkunft . . .

Nicht diese kann deine Gnade hemmen, erhabenster Monarch! rief hier plötzlich die Stimme eines alten Mannes, der bisher unbemerkt unter den Zuschauern gestanden hatte. Sami ist fürstlichen Geblüts, wie du

selbst! Siehe in mir seinen Großvater und zugleich den alten Berbis-Chan, vormaligen Beherrscher Tschirkassiens, dem Verrätherey in Einer Unglücksnacht Reich und Kinder raubte, und nichts übrig ließ, als diesen Enkel, mit welchem ich verborgen unter deinem Schutz lebte.

O komm in meine Arme, du mein fürstlicher Bruder, und du, mein lieber Sohn! rief hier Plampampu. Mein Sohn, sag' ich: denn, bey meinem Bart! das sollst du werden! Wir haben Lust, unsre Armee, die uns zu Hause allerhand Molestie macht, auswärtig zu beschäftigen, und wünschen zugleich, Tschirkassien das Glück unserer seegensreichen Regierung angedeihen zu lassen. Zeuch hin, Sami, mit unserm Heere — wir vertrauen es dir; erobere jenes Land der schönen Frauen, und hast du das zu Stande gebracht und kömmst unbeweibt zurück, so empfangen wir dich als unsern Sohn und Eidam.

Allen Anwesenden gingen hier — die Augen über, die Hände empor, die Lippen aus einander, und sie riefen: Heil Plampampu, dem Gerechten, dem Großen, dem Menschenfreund! und Heil allen, die für ihn ihr Leben wagen! — Bekannt ist aber allen Historikern, daß Sami wirklich Tschirkassien eroberte und wirklich des persischen Monarchen Schwiegersohn und Erbe ward; so wie, daß er der Erste war, der, in einem Anfall von lustiger Laune und zum Andenken an die hier erzählte Geschichte, das Wappen seines Reichs mit den

oben herausgehenden Spitzen verzierte, die manche Heraldiker für einen mißrathenen Roßschweif, andere für einen Reiherbusch halten, da sie doch nichts sind, als ein Bündchen aufgerichteter Nähnadeln, die etwas über das richtige Verhältniß hinaus vergrößert dargestellt sind.

Die
Carmeliterinnen zu Eppersheim.

Warum nehmen und behandeln wir doch die Menschen im gewöhnlichen Leben überhaupt nicht, wie wir sie in Büchern nehmen und behandeln? Da sind wir zufrieden, finden wir sie nur für den Moment nicht ohne Interesse, und bekümmern uns nicht darum, was und wie sie in ihren vier Mauern seyn mögen; da gehen wir jedem mit dem guten Willen entgegen, angenehm auf ihn einzuwirken, und mit dem nicht üblen, angenehme Eindrücke von ihm zu empfangen; da lassen wir ruhig seines Weges gehen, was auf dem unsrigen nicht fortkann, und schließen uns desto schneller an die, die uns frisch folgen oder auch vorlaufen können; da heißen wir auch jedes kleine Verhältniß der Freundschaft und Liebe willkommen, wenn es sich hier oder da von selbst anknüpft, ohne darum — ruft das Schicksal und ruft die Welt — es mit solcher Freundschaft oder Liebe anders zu halten, wie das junge Mädchen mit dem Rothkehlchen, das sie den Winter über fütterte und liebkosete, und das jetzt, da der Frühling kömmt, fort will. Sie drückt es noch einmal herzlich an ihre Wange und spricht: Nun so flieg' nur

hin! es ist dir ja wohl draußen! und vielleicht kömmst du den Herbst wieder! wär' das aber auch nicht: so ist dir's doch bisher wohl gewesen, und ich habe dazu beygetragen! — Warum, frag' ich, machen wir's nicht so? und frag' es nie dringender, (mich selbst nämlich,) als wenn ich in einem Bade durch solches Gewähren und Empfangen glücklich gewesen und im Begriff bin, wieder in die Langsamkeit und Schwere der gewöhnlichen Lebensverhältnisse zurückzukehren.

Das war denn auch jetzt der Fall. Einige der Familien, mit denen ich den schönen Monat über zunächst verbunden gelebt hatte, reiseten zu einer Zeit mit mir ab. Wir waren dem Vater Rhein und seinen Paradiesen zu nahe, um nicht vereint seinem majestätischen Laufe einige Tagereisen zu folgen. Wir thaten das. Unsre Herzen, noch mehr geöffnet durch die seelenvollen Blicke der Natur um uns her, durch das stete Zusammenseyn, Zusammengenießen, durch die bevorstehende, wahrscheinlich immerwährende Trennung — unsre Herzen drängten sich einander noch näher; als wollten wir unwillig dem Schicksal das Lösen dieser Bande des Friedens wenigstens erschweren, schlangen wir sie desto fester: da kam der Tag des Scheidens, den wir bisher den Frauen im Dunkel gelassen, den wir auch vor uns selbst möglichst verborgen gehalten hatten — —

Frau von U., diese lächelnd verschmachtende Märtyrin, — hingegeben, fast noch in Kinderjahren, den rohen Begierden eines vornehmen Wüstlings, der die

Schönheit ihres Wesens nie ahnen, nur in den Reizen ihrer Bildung zerstörend schwelgen konnte — Frau von U. nahm zuerst wieder das Wort, als wir am Abend die morgende Trennung hatten verkündigen müssen. Sanft, in Fried' und Freundlichkeit, sagte sie: Hübsch gelassen, auch bey diesem Unvermeidlichen! Aber die letzte Stunde sollten wir uns doch durch irgend etwas noch feierlicher, und recht schön machen! Durch was? darüber wollen wir uns jetzt berathen, damit auch die Abendstunden nicht ohne Heiterkeit vergehen! —

Die Gesellschaft belebte sich durch Vorschläge aller Art; endlich wurde man eins, jetzt gleich sich der Ruhe zu überlassen; vor dem Erwachen des Morgens, fort, und nach dem nahen, herrlich gelegenen Kloster Eppersheim zu fahren; dort, auf dem Berge am Garten, den ersten Sonnenstrahl zu erwarten; nun Hand in Hand zurückzugehen in die uralte Klosterkirche, einander da noch einmal die Hand zu drücken, und dann jedes seine Straße still zu wandern, wohin Pflicht oder Verhältniß es rief.

Der Plan war zu wenig auf Zufälligkeiten und zu viel auf die vorauszusetzende Stimmung unserer Seelen gebauet, als daß er nicht vollkommen ausgeführt worden wäre. Wir stiegen im Eppersheimer Gehöfe aus, eben da sich der Himmel röthete, und walleten langsam, wie eine pilgernde Brüderschaft, den Berg hinan. Unsre blasse Freundin, die sicherer als irgend Eins von uns dem frühen Verwelken entgegenging, war

heiterer, als wir alle; und kaum hatten wir die mäßige Höhe des Berges erreicht, als aus purpurn lodernden Pforten die Königin des Tages weißglühend hervortrat, und wir alle bewußtlos mit einem lauten Ausruf ihr die Arme entgegenbreiteten. Furchtsam zögernd wanderten wir herab in die Wölbungen der Kirche, wohin sich die Dämmerung geflüchtet zu haben schien; wo Todtenstille herrschte, und kein lebendes Wesen sichtbar ward, als die alte Pförtnerin, die uns öffnete. Jedes fühlte sich hier nur allzumächtig ergriffen, und jedes wollte seine Bewegung den Andern verbergen: unter dem stillschweigend genommenen Vorwand, sich Einzelnes in der Kirche näher zu besehen, schlich Eins dahin, das Andere dorthin, um ruhige Fassung zu gewinnen.

Ich blieb vor dem Seitenaltar, in dem Bogen, der zur rechten Nebenhalle führt, stehen, als betrachte ich mit großer Aufmerksamkeit das Gemälde, von dem ich jedoch nur wenig sahe. Endlich wende ich mich, und sehe Frau von U., die, indem ich zu ihr treten will, wehmüthig lächelnd mit dem Finger vor sich hin, weiter in die Nebenhalle deutet. Schmerzlich ging mir's durch die Seele: dort war ein schwarzes Tuch auf die Erde gebreitet, vier brennende Kerzen standen auf seinen Ecken, eine Nonne, uns den Rücken zukehrend, lag zwischen innen still betend auf den Knieen, — indem bricht der erste Sonnenstrahl durch die gemalten Fenster, buntfarbig und magisch; er fällt auf die Betende, und

im vollen Accord beginnt plötzlich die Orgel hinter uns, wie ein wogendes Meer der Harmonien, zu braußen.

Es waren nämlich einige von unsrer Gesellschaft hinaufgestiegen, und hatten die Abschiedsscene auch durch erhabene Töne feierlicher machen wollen. Der Zufall, der alle diese Erscheinungen für mich in einen Moment vereinigte, erschütterte mich nur allzusehr. Ich lehnte mich an einen Pfeiler, und mußte dem Andrang der Gedanken und Empfindung einige Minuten freyen Raum lassen. Als ich wieder um mich blickte, fand ich die Pförtnerin bey mir, die aus meinem Ansehn, und aus der Richtung meiner Augen gemerkt haben mochte, daß jene Knieende mich überrascht habe. Die gute Alte redete wohlmeinend und schwatzhaft in mich ein: Schwester Beate dort halte ja nur die Vigilien für eine gestern Begrabene, die eben unter der schwarzen Decke ruhe! und das sey ja gar nichts Ungewöhnliches, sondern allezeit so! Aber das Schicksal der Gestorbenen, fuhr sie wichtig fort — freylich, das ist 'was ganz Außerordentlichs! und das, ihrer Tochter, die gleich daneben ruht, ist noch viel ungewöhnlicher! Sehen Sie? gleich dort an der Mauer, wo der Blumenkranz noch nicht ganz herabgefallen ist, da ruht die Tochter, und Therese hieß sie, und sie sah der schönen, blassen Jungfrau, mit der Sie vorhin hier sprachen, recht sehr ähnlich — —

Ich hatte darauf nicht sonderlich geachtet, beschloß jedoch, wenn die übrige Gesellschaft abgereiset sey, mich

weiter davon zu unterrichten. Wunderliche Schwachheit, dem schönen Regenbogen, wo er sich stützt auf dem feuchten Moor, nahe treten zu wollen, obschon man vorher weiß, statt seiner blühenden Farben dort grauen Dunst zu erblicken! wunderlich, die vollständige Auflösung des schauerlich ergreifenden Geistermährchens auszuforschen, obschon man vorher weiß, statt seines Zaubers dann ein alltägliches Ereigniß zu erfahren! wunderlicher Reiz des entseelenden Baumes der Erkenntniß! — —

Ich sahe jetzt, daß mehre der Gesellschaft zusammentraten; ich ging zu ihnen. Das volle Licht der Morgensonne strahlete uns vom Hauptaltar entgegen: ein Händedruck, ein Lebewohl — und wir gingen schweigend von einander, jedes für sich, jedes mit den Seinen durch eine andre Thür. Ich allein blieb zurück, meine Rührung auflösend durch theilnehmenden Anblick der alten, frommen Bilder. Ich hörte die Wagen, einen nach dem andern, abrollen; ich erkannte den einen an der Zahl der Pferde, und die abgerissenen Worte aus Schillers Jungfrau klangen nun immerfort vor meinen Ohren, wie uns zuweilen eine abgerissene Melodie überall folgt:

„Die hier geduldet, wird dort oben groß" —

Dies stimmte mich allmählich heiterer, und nun sah' ich recht gern die alte Pförtnerin wieder auf mich zukommen. Sie lobte, mir gefällig zu seyn, die Gesellschaft und die reichen Geschenke, die sie zurückge-

lassen; lobte besonders „die schöne blasse Jungfrau.“ — Ich unterbrach sie, nach der Geschichte der Begrabenen fragend, da sie mir dieselbe als ganz ungewöhnlich angekündigt habe.

Die ehrliche Alte war gleich bereit, und erzählte mit immer wachsender Umständlichkeit und Geläufigkeit der Organe — was freylich nicht ohne Interesse bleiben, doch aber nur einer vom Lauf der Welt Abgeschiedenen so wichtig und einzig vorkommen mußte. Es kam auf Folgendes hinaus.

Schwester Anna — welchen Namen die zuletzt Verstorbene die drey Jahre ihres hiesigen Aufenthalts geführt hatte — Schwester Anna war aus altadeligem Geschlecht in Franken geboren; aber ihre Familie war nach und nach bis zu großer Armuth herabgekommen, ohne darum den äußern Schein des Wohlstandes aufgeben zu wollen. Von kleinan war dem Mädchen vorgesagt worden, sie müsse, dieser Verhältnisse wegen, in ein Kloster, wenn es ihr nicht gelinge, frühzeitig einen vornehmen und reichen Gemal zu finden. Das lebhafte Geschöpf wuchs kaum heran, so dachte es mit einem Grauen, das alle Lebensgeister zum Widerstreben aufrief, an das Erste, mit einer Sehnsucht, die auf alle andern, als jene zwey Vorzüge an einem Gemal verzichtete, an das Zweyte. Anna wurde schön: die Pflege ihrer Schönheit, als des nächsten Mittels, sie dem Lebendigbegrabenwerden zu entreißen, ward ihre einzige Sorge; darüber, und über der steten

Richtung ihrer Wünsche, der steten Spannung ihrer Kräfte auf jenen Einen Punkt, wurde das Gleichgewicht ihrer Vermögen ganz verrückt, und, was dienen sollte, drängte quälend sich geheim zum Herrschen hervor.

Das Schicksal schien ihr wohlzuwollen, und sie prieß sich selbst unbeschreiblich glücklich, als der geheime Rath von R. auf sie aufmerksam ward, sie auszeichnete, und sich endlich um sie bewarb. R. besaß jene Erfordernisse — er war vornehm, er war reich: aber er verdiente auch beydes zu seyn, denn er war zugleich ein Mann von Geist, von edlem Charakter, und von großer, wahrhaft segensvoller Thätigkeit; er war dabey ein allgemein verehrter, und auch ein angenehmer Mann: aber freylich stand er schon in den vierziger Jahren. Er bemühete sich um das Mädchen mit Anstand, bis er gewiß seyn konnte, sie sey sehr gern um ihn; jetzt befragte er die Aeltern, und diese wünschten sich, wie ihrer Tochter, Glück.

Es bedurfte keines Zwangs, es bedurfte sogar keiner Ueberredung: Anna nahm die Bewerbung R. s mit einer Herzensfreude auf, die sie kaum so viel im Zaum halten konnte, um den würdigen Mann durch das, ihr selbst pikante Spiel jungfräulicher Aengstlichkeit, und durch die tausenderley kleinen Künste ihres Geschlechts, wenn es seine entschiedene Uebermacht über ein Männerherz fühlt und benutzen will — nur immer enger zu fesseln, und, dem Rath der bedächtig rechnen-

den Aeltern gemäß, sich für gewisse Möglichkeiten eine sichere und glänzende Existenz zu begründen. R., der bey seinen und Anna's Jahren mehr Schwierigkeiten gefürchtet hatte, war entzückt, versicherte ihr nach seinem Tode sein ganzes Vermögen, und nun ward die Vermählung schnell und glücklich vollzogen.

Anna hatte Zärtlichkeit, hatte liebevolle Anhänglichkeit an den Verlobten — nicht bloß vorgegeben, sondern im Rausch der Freude sie sich selbst zugetraut: jetzt, da sie den Umarmungen des Gatten sich hingab, zerfloß mit Eins die Täuschung; sie fühlte sich verkältet, gedemüthigt, entwürdigt, sie mußte ein geheimes Widerstreben ihrer innersten Seele mit Gewalt darniederkämpfen, und von dieser Stunde an zeigte sich ein unbesiegbarer Zwiespalt, ein unauflöslicher Widerspruch, in ihrem verborgensten Wesen. Nicht anders: Hochachtung soll mit dem Immergrün der Freundschaft: mit der Myrthe der Liebe soll nur die Liebe kränzen! —

R., nur des einsamen, trockenen Geschäftslebens gewohnt, war die wenigen Stunden, die er seinem Berufe entziehen konnte, im Umgange mit dem schönen, heitern Weibe viel zu glücklich, als daß er irgend ein Mißverhältniß hätte bemerken, irgend etwas vermissen sollen; Anna hingegen lernte sich gefallen im Glanz seiner Titel und seines Vermögens. R. ließ ihr das gern zu und fand sich selbst durch die Auszeichnung, die ihr überall ward, geschmeichelt; Anna war dankbar und wachte über den Anstand, der wieder ihr Herz bewachte. R. war sanft

und ergeben; Anna herrschte über ihre, herrschte über seine Umgebungen und Verhältnisse: er lächelte, neckte sie damit, und ließ es geschehen.

So verstrichen fast zwey Jahre und Anna war so glücklich, als ein Wesen ihrer Art durch Erkenntlichkeit, Glanz, Zerstreuung, und sich selbst aufgedrungene Täuschung werden kann: da fühlte sie sich schwanger — der große Gränzstein am Scheidewege für ihr Geschlecht in ihren Verhältnissen! Die wahrhaft reine, wahrhaft schöne Seele wäre nun eine gute Gattin geworden, dadurch, daß sie eine gute Mutter ward: Anna hätte sich selbst auf dem Abwege ergreifen können, indem ihr das Muttergefühl lästig war, indem die kleinen Entsagungen, die ihr Zustand verlangte, sie heftig verstimmten und wol gar erbitterten, indem ihr die gerührte Freude des Gemals so widrig wurde, daß sie zu schlauen Weiberkünsten ihre Zuflucht nehmen mußte, um die besorgliche Liebe des würdigen Mannes zu hintergehen.

Eine Tochter wurde, nicht ohne Unwillen, ans Licht geboren; der Unwille erwuchs fast zum Haß, als Anna die Verwüstungen erblickte, die der kleine Engel schuldlos unter ihren Reizen angerichtet hatte. Anna fand sich von den Pflichten, die ihre Therase ihr auflegte, beschwert; Freude an ihr, Liebe zu ihr fühlte sie nicht: so wurde es ihr leicht, sich selbst zu überreden, es sey wohlgethan, wenn man die Kleine, als sie noch kaum um die Mutter spielen konnte, dem Pfarrer auf einem ziemlich entlegenen Landgute ihres Gemals an-

vertraute. Durch eine beträchtliche Anzahl Gründe, wie vortheilhaft dies für das geistige und körperliche Wohl der Kleinen werden müsse — noch mehr aber, durch schlaue Benutzung der Gefälligkeit ihres Gemals und ihrer Gefälligkeit gegen ihn, gelang es ihr endlich, daß dieser traurig seine Einwilligung gab, und das Kind nun wirklich entfernet wurde.

Ach, Anna hatte noch einen andern, entscheidendern Grund, Theresen zu entfernen, wiewol sie sich diesen schwerlich selbst ganz zugestand! Die Ungleichheit der Jahre und Sinnesarten beyder Gatten hatte vom Anfang ihrer Verbindung manches lauernde Auge auf die junge, lebhafte, reizende Frau gezogen: Anna schien aber glücklich, und man wagte darum nur, sie zu umgaukeln. Jetzt hatten die Begünstigungen des Glücks, worin sich Anna gefiel, den Reiz der Neuheit verloren, sie fühlte die Leere des Weltlebens, in sich selbst zurückzukehren war sie weder geneigt, noch gewohnt: den Laurern entging ein gewisser geheimer Unmuth, eine gewisse unbestimmte Sehnsucht nach fremden Freuden keineswegs, und nun wagte man mehr, als um sie her zu flattern, und die kleine Therese ward entfernt, weil sie in diesen Verhältnissen überlästig zu werden begann.

Anna war zu stolz, um ausschweifend zu seyn: aber wie flach wurzelt jede Pflichterfüllung, die aus irgend etwas entsprießt, als aus frommer, liebevoller Anhänglichkeit einer schönen Seele an allem Reinen und Guten — aus der einzig wahren, der einzigen Tugend! Ein

junger Mann, von günstigem Geschick mit Schönheit und Geist, von feiner Erziehung mit Anmuth und Gewandtheit ausgestattet, und erfahren in allen Künsten der Verführung, gewann Anna's Zuneigung, und zerknickte bald und leicht genug den Rohrstab des Stolzes und der Erkenntlichkeit, worauf sich ihre Treue stützte.

Die Leidenschaftlichkeit schien in ihrem Herzen so lange geschlummert zu haben, nur um desto mehr Kräfte zu sammeln, jetzt mit aller Gewalt hervorzubrechen. Anna, ganz hingegeben an den gefährlichen Mann, lebte nur von seinen Blicken, nur auf seinen Wink; und seiner Gewandtheit, so wie dem unbegränzten Vertrauen ihres Gemals, war es allein zuzuschreiben, daß die Bethörte nicht auch ihre äußere Ehre bey der Welt preißgab.

Der vertrauteste Umgang der Beyden hatte etwa ein halbes Jahr gedauert, als der junge Mann an seinen Posten zur Armee berufen ward. Anna wollte verzweifeln: aber daß sie sich schwanger fand, daß ihr ganzes Gefühl ihr unbezweifelt den Geliebten als Vater nannte, tröstete sie allmählich über seine Entfernung, tröstete sie auch, als sie nach einiger Zeit erfuhr, er sey auf dem Schlachtfelde geblieben. Sie suchte nun die Einsamkeit, hing mit Entzücken und entzündender Wollust an dem Kinde, ehe es noch die Welt sahe, und seit es geboren war, verfolgte sie es mit einer unbegränzten, alles andere verschlingenden, alles andere aufopfernden Liebe — —

Doch die Natur geht ihren sichern Gang, wenn auch geheim, und die furchtbare Nemesis folgt ihren Tritten. Kein Vorwurf, kein Verdacht sollte die Gattin strafen — wie leicht hätte sie jetzt beydes getragen! der Sohn selbst, der heißgeliebte, wurde die Zuchtruthe der Mutter — und das verwundete bis ins innerste Mark! Nicht schöne, dem Diamant gleich, sich selbst reinigende Liebe, nur wild entflammte Begierde hatte den Knaben ins Leben gerufen: je ängstlicher das Herz der Mutter an ihm hing, je mehr wendete er das seinige von ihr ab. Er wuchs heran, kräftig und feurig, der Stolz der Mutter und ihres Gemals: aber im geheim fühlte sie von seinem Uebermuth, von seinen Launen, von seiner Verachtung ihr Herz tausendmal zerrissen; und dennoch schmiegte sie sich gern unter seine Tyranney. Der Gemal starb; wenig Thränen vergoß sie an seinem Grabe, aber unzählige, bey den Gefahren und Unordnungen, denen sich der Jüngling ergab.

Anna war durch den Tod ihres Gemals Besitzerin eines sehr beträchtlichen Vermögens geworden: ihr Sohn brachte sie um einen großen Theil desselben, und sie verwendete hernach freywillig einen andern darauf, ihn von neuem mit Glanz auftreten zu sehn, als er ihren Bitten nachgab, sich um eine liebenswürdige Gemalin zu bewerben — durch die er, wie sie glaubte, zurückgebracht werden sollte. Das erwählte, junge, wahrhaft liebenswürdige Weib ward gränzenlos unglücklich durch ihn, denn seine Unordnungen aller Art wuchsen mit jedem Tage: da erbarmte sich die Vorsicht der Be-

trogenen, und rief sie frühzeitig ab. Sie starb kinderlos: die Verwandten zwangen den wüsten Menschen, ihr Vermögen herauszugeben, verfuhren dabey aus gerechter Rache äußerst streng, und die Mutter mußte den Rest ihrer Habe dransetzen, daß er auch diesmal noch gerettet wurde. Aus Dankbarkeit verkaufte er kurz darauf ihre letzte Besitzung — das Landgütchen, wohin sie sich zurückgezogen, und worauf er ihr einmal ein Recht abzuschmeicheln gewußt hatte. Mit diesem Blutgelde ging er in Dienste der Feinde seines Vaterlands, und kam um, ich weiß selbst nicht, wie? —

Jetzt, von Allen verlassen, zerrissen von Beschämung, von Reue, von Selbstqual, dachte Anna, und dachte vielleicht zum erstenmal mit Thränen inniger, sehnsüchtiger Liebe daran, daß ihr noch ein Herz auf Erden schlage, ein frommes, sanftes, schonendes Herz — das Herz Theresens, ihrer Tochter!

Sie hatte dies gute Mädchen dem Pfarrer überlassen, bis sie glaubte, es werde Zeit zur Vorbereitung auf ihre künftige Bestimmung. Uneingedenk der eigenen Jugend, hatte sie festgesetzt, Therese solle den Schleier nehmen, damit alle Geschenke des Glücks für den geliebten Sohn zusammengehalten werden könnten. Was sich in ihrem Innern dagegen regte, beschwichtigte sie durch Vorstellungen, daß Theresens sanftschwärmerischer, die Einsamkeit liebender Sinn den Plan selbst begünstige; daß, wenn sie nur die Welt gar nicht kennen lerne, sondern immer, ohne den Anschein von Zwang, in Kloster-

mauern erhalten werde, keine andern Wünsche in ihr erwachen würden; und daß man ja ihr auch diese Existenz durch Fürsorge und Unterstützung angenehm machen könne.

Diesemnach gab sie Theresen in die Pension eines entfernten Klosters, wo die Kostgängerinnen wirklich vorzüglich gut versorgt, und, weit weniger durch Zwang, als durch die einsame Lage des Orts von der Welt abgesondert waren. Therese befand sich hier in der That nicht übel und nicht ungern; sie war noch halb Kind — das kaum erwachende Herz fand noch Gnüge an der Freundschaft junger Schwestern und an den eigenen Bildungen ihrer lebhaften Phantasie. Jetzt erreichte sie die Jahre der Jungfrau: da holte die Mutter sie ab und brachte sie, um durch die sehr gemäßigte Zucht des Klosters nicht gefährdet zu werden, in ein anderes, wo sie unter strengerm Gewahrsam bleiben, und, sobald die Gesetze es verstatteten, eingekleidet werden sollte. Umsonst warf sich die arme Therese der Mutter zu Füßen und flehete, mit Entsetzen zurückschaudernd, sie wußte selbst nicht, wovor — ihr Erbarmen an: sie bekam freundlichkalte Zuredungen, herzlose Tröstungen, und man verließ sie, gewiß, sie werde sich recht wohl befinden, wenn sie nur erst eingerichtet wäre.

Mehre Jahre verflossen, das oben erzählte Unglück häufte sich auf Anna's Haupt: ihr gebrochenes Herz drängte sie, zur aufgeopferten Tochter zu flüchten. Sie schrieb an die Aebtissin: mit Todesschrecken las sie die

Antwort, Therese sey kurz vor ihrer Einkleidung auf unbegreifliche Weise aus dem Kloster verschwunden, ohne daß man auch nur eine Spur von ihr habe entdecken können; das Herz der Mutter und die Ehre des Klosters zu schonen, sey ihr dies bisher verborgen gehalten worden.

Nach fünf Jahren des bittersten Leidens erfuhr Anna, ihre Tochter lebe jetzt unter den Carmeliterinnen zu Eppersheim, wohin sie sich freywillig begeben habe. Sie machte sich auf, traf die gute Therese, von allen Schwestern geehrt und geliebt, fromm, still, freundlich die Mutter empfangend — aber schon einem Schatten gleich um das Grab schwebend. Anna blieb bey ihr, sah sie erblassen, mußte sie überleben: das war der letzte Schmerz, der sie noch traf. Nach anderthalb Jahren folgte sie ihr, und das war die letzte Freude, die ihr noch zu Theil ward — —

Diese Geschichte, so wenig ich sie gleichgültig nennen möchte, konnte doch, wie gesagt, nur einer ehrlichen, einsamen Klosterfrau sehr seltsam und unerhört vorkommen. Wer dem verborgenen Getriebe der Welt näher stand, den lehrte das Leben selbst noch ganz andere Aufgaben für einen zweyten Theil unsers Daseyns ruhig hinzulegen. Dennoch hatte mich theils diese Geschichte selbst, theils das Versprechen der Pförtnerin, hier noch etwas weit Seltsameres und Unerhörteres zu erfahren, auf die nähere Geschichte Theresens begierig gemacht. Die gute Alte, die sich im behenden Gebrauch ihrer Zunge

so glücklich fühlte, ließ sich leicht erbitten, mir auch hierin zu Willen zu seyn: aber theils waren diese allerdings auffallenden Ereignisse zu verwickelt, theils hatte der Bericht der Pförtnerin zu viele Lücken — kurz, ich erfuhr nur so viel, um mich, alles zu erfahren, gedrängt zu fühlen.

Niemand ist wol besser darüber unterrichtet, als die Frau Aebtissin? frage ich.

Ei freilich, antwortete sie; und sie hat auch recht viel Geschriebnes von ihr, von der Schwester Therese — denn die schrieb so herrlich, wie unser Herr Weihbischof Hochwürden.

Kann ich die Aebtissin sprechen?

O ja, sie spricht mit jedermann, und wär's ein Bettlerskind. —

Ich ließ mich melden, wurde angenommen, und fand eine sehr ehrwürdige Matrone. Sie nahm meine Erkundigungen wohlwollend auf, als sie bemerkte, daß sie aus wahrer Theilnahme flossen; erzählte mir, was ich zu erfahren wünschte, und zeigte mir mehre Aufsätze Theresens, die kurze Schilderungen der Hauptscenen ihres Lebens und fromme Betrachtungen darüber enthielten.

Jetzt ist bekanntlich das Kloster aufgehoben; seine damaligen Bewohnerinnen sind zerstreuet oder todt; alle

Personen, die in dieser Geschichte auftreten, sind ebenfalls nicht mehr: warum sollt' ich mir Bedenken machen, Theresens Geschichte mitzutheilen? Dürfte ich doch auch dem Publicum zumuthen, die Betrachtungen des frommen Mädchens mitanzunehmen! Aber ich weiß es wol: Rohheit würde sie verhöhnen und Frömmelei mit ihr eine leere Spiegelfechterei treiben. Ich lege sie also bey Seite: aber Theresens ganze Ansicht ihres Lebens werd' ich, kann ich nicht bey Seite legen, wie man diese auch aufnehmen möge. Und damit ich nicht, mich selbst unterbrechend, sie nur hin und wieder einführen müsse, lege ich ihr die ganze Erzählung in den Mund. Gelänge es mir, zu sprechen, wie sie gesprochen haben würde: kein reines Herz, kein unverdorbener Sinn würde diese Blätter ohne die Art der Rührung aus der Hand legen, die uns menschlicher, die uns wahrhaft besser macht.

Ich war die einzige Tochter des kurfürstlichen Regierungsraths von R. in M. Alle, die meinen Vater kannten, priesen seine Menschlichkeit, Gewissenhaftigkeit und wohlthätige Wirksamkeit in seinem Beruf. Ich habe ihn nur einigemal gesehen, und nur in Kinderjahren; sein sanftes, wohlwollendes Gesicht, sein würdevolles und doch nicht entfernendes Benehmen, schwebt mir aber noch immer vor, und so bestimmt, daß ihn in jener Welt mein erster Blick erkennen muß. — Meine Mutter liebte mich nicht. Es muß mir damals alles versagt gewesen seyn, was ihr Herz rühren konnte;

denn die wenigen Male, als ich sie sah, floß das meinige in kindlicher Liebe über, und ich that alles, ihr angenehm zu werden: aber es gelang mir nicht, und durch meinen Kummer darüber wollte Gottes weise Güte mich frühe schon auf die Leiden vorbereiten, die mich später erwarteten, und die mich sonst in Verzweiflung oder Verbrechen gestürzt haben würden. Ich hatte noch einen jüngern Bruder: der ist mir aber nicht bekannt worden.

Ich wurde nämlich schon in der frühesten Kindheit aus dem väterlichen Hause entlassen. Ein guter Pfarrer erzog mich auf dem Lande, wo ich, befreundet mit Blumen und muntern Hausthieren, angehalten zum Fleiß und zur Frömmigkeit, recht glücklich lebte. In meinem zehnten Jahre brachte man mich zu den Ursulinerinnen nach Astheim. Hier lebte ich noch einsamer, aber kaum weniger zufrieden. Die stille Heiterkeit mehrer Schwestern und Kostgängerinnen, und die wohlgeordnete Abwechselung zwischen nützlicher Geschäftigkeit, angenehmer Unterhaltung und religiösen Uebungen, that mir wohl. Ungeachtet mir hier ein Tag ganz wie der andere verging, erinnere ich mich doch keines Abends, wo ich anders, als mit Dank gegen meinen Schöpfer, entschlafen wäre.

Ich darf mit Freuden auf jene Zeit zurücksehen; ich war, was zu werden jetzt mein höchstes Bestreben ist: ein schuldloses, sorgenfreyes, gottergebenes Kind, wiewol meine Jahre mich zur Jungfrau machten. Ach, daß

es immer so hätte bleiben können! Doch nein; das Gute in mir sollte nicht bloße Gewöhnung, es sollte Erzeugniß des freyen Willens, des harten Kämpfens seyn; ich mußte der strengen Prüfung, mußte der Schuld dahingegeben werden, um dann geläutert zu meinem Herrn zurückzukehren. —

Meine Erzieherinnen gaben mir, so wie den andern Kostgängerinnen, in den reifern Mädchenjahren allerhand Schriften zu lesen, worin viel von gefährlichen Freuden der Welt, von verführerischer Lust der Sinne und lockendem Reiz des Beyspiels gesprochen wurde; diese Schriften aber, statt mir meine sichere Entfernung von alle dem werther zu machen, reizten meine Neugierde, erregten seltsame Bilder in meiner Phantasie und mich selbst verwirrende Ahnungen in meinem Gefühl: mein ganzes Wesen ward verwandelt — ich war verschüchtert, ohne zu wissen wovon, beschämt, ohne zu wissen wodurch, schwermüthig, ohne zu wissen worüber. Doch blieb mir der Aufenthalt bey den lieben Schwestern theuer und werth; ja, ich würde ihn jetzt schwerlich verlassen haben, wäre das auch in meine Macht gegeben worden.

Unter allen mir befreundeten Mädchen hatte ich von jeher meine Angelika ausgezeichnet. Ihr Geist, ihre Herzensgüte, ihre Schönheit und Heiterkeit hatten mich immer bezaubert, aber ihr vornehmer Stand und großes Vermögen mich noch in gewisser Entfernung gehalten, bis eben jetzt ich in ihr, wie sie in mir, jene veränderte

Stimmung bemerkte, und wir, von gleicher Sehnsucht einander näher gebracht, mit Thränen der Freude, der Liebe, des Dankes, einen Bund der Freundschaft schlossen, den keine Macht der Erde, den kein Schicksal je zu trennen vermocht hat. Im Getriebe des gewöhnlichen Daseyns soll innige und dauernde Freundschaft unter meinem Geschlecht selten seyn: aber gewiß, in der Einsamkeit und Stille eines fromm geführten Lebens schließen junge weibliche Seelen, ehe traurige Erfahrungen sie stumpf, mißtrauisch und geheimnißvoll machen, oft Bündnisse, wie sie nicht nur für dieses, sondern auch für jenes Leben taugen.

Angelika's Aeltern hatten in dem benachbarten M. gewohnt; durch gewisse Verhältnisse mit der neuen Regierung ward aber der Vater vermocht, seine Aemter aufzugeben und mit seiner Gemalin ein großes Landgut in dem Paradiese Schwabens, wo dies an die Schweiz gränzt, zu beziehen. Angelika, die schon früher im Kloster gewesen und hier so glücklich war; mit deren Erziehung auch die Aeltern so vollkommen zufrieden seyn mußten, daß sie Bedenken trugen, diese zu unterbrechen — Angelika setzte es bittend durch, bey uns bleiben zu dürfen, bis sich die Zeit nahete, wo sie in die große Welt treten und das Glück einer Familie gründen könne.

Diese Zeit kam nun: Angelika sollte schon in einem Monat abreisen. Diese Nachricht war für mich ein Donnerschlag, und kostete auch ihr viel Thränen; doch

sie ging ihren geliebten Aeltern, ging einem Glück entgegen, für das sie sich geeignet fühlte — unmöglich konnte ihr die Trennung so schwer werden, als mir, die ich mich jetzt zum erstenmal verlassen sahe und vor der Zukunft zagte.

Nach dem Wunsch der Aeltern sollte Angelika von ihrem Bruder abgerufen und ihrer Familie zugeführt werden. Dieser Bruder stand in Militärdiensten; ich hatte ihn nur durch die begeisterten Schilderungen der Schwester kennen gelernt, aber nie gesehen. Sein Regiment war bisher an die Gränze des Landes verlegt gewesen, und erst seit einigen Wochen zur Cantonnirung in die Residenz gerufen worden.

Er kam zur bestimmten Zeit an, und wurde, wie gewöhnlich, ins Sprachzimmer geführt. Ich war eben bey meiner Freundin, als man ihr die Ankunft ihres Bruders meldete. Glühend vor Freuden, und unbeschreiblich reizend in dieser Glut, eilte sie zum Gitter, und zog mich, ohne Absicht, mit sich fort. Wir trafen den Major im Gespräch mit der Aebtissin, und sobald Angelika ihren Bruder erkannt hatte, nahm diese keinen Anstand, ihn in den Saal treten zu lassen.

Bruder und Schwester flogen einander in die Arme, konnten nicht sprechen, blickten einander nur mit Augen von himmlischer Freude an: die gute Aebtissin stand eine Weile, versunken in ihren Anblick, und ich gewann Zeit, aus der Ferne unbemerkt meine Augen auf den

Bruder zu heften und meine ganze Seele durch meine Augen zu berauschen. Ich wage es nicht, diese meine Leidenschaftlichkeit zu entschuldigen; ich wage nicht einmal zur Verminderung meiner Schuld geltend zu machen, wie gefährlich die Umstände, unter denen ich den Major kennen lernte, leicht für mich werden konnten — wie ich in Unerfahrenheit und aus Schwesterliebe die herzlichste Theilnahme an ihm mir zur Pflicht machte; wie ich niemals, auch hernach nie, eine edle Seele sich in einem so schönen Aeußern habe spiegeln sehn — —

Endlich wurde die kluge Aebtissin auf mich aufmerksam, und wendete sich eben zu mir, mich freundlich zu entfernen, als Angelika im Uebermaß ihrer Freude unbesonnen herzusprang, und mich fast mit Gewalt zu ihm zog, indem sie rief: So freue dich doch mit mir! das ist ja der Bruder, von dem ich dir so viel erzählt habe! — Ich stand äußerst verlegen da; auch er schien sehr überrascht, faßte sich aber genug, um mir nur einige sanfte Worte zu sagen, die seine Schwester entschuldigten, meiner Schüchternheit schonten, und tief in mein Herz drangen. Indem trat die Aebtissin herzu, faßte freundlich meine Hand, und entfernte sich mit mir, unter dem Vorwande, man müsse Geschwister, die einander so lange nicht gesehn, ohne Zeugen ihre Herzen gegenseitig ausschütten lassen. Die ganze Scene hatte gewiß nicht fünf Minuten gedauert, aber mein ganzes Innere war durch sie erschüttert und in Verwirrung gesetzt; ich nahm die Keime einer gränzenlosen Leidenschaft und tausendfältiger Leiden mit hinweg.

Der Tag der Abreise kam. Ich hatte nicht gewagt — selbst gegen meine Freundin nicht — im geringsten merken zu lassen, was in mir vorgehe, und sie selbst war jetzt zu unruhig, um tiefer in meine Seele zu blicken. Wir weinten die Nacht vor dem Abschiede mit einander, beschworen unsern Freundschaftsbund noch einmal, und versprachen uns, wöchentlich zu schreiben. Jetzt kam der Wagen des Majors, und Angelika konnte mir zerstreut und gänzlich unbefangen nur noch sagen: Mein Bruder kömmt bald zurück; damit du meine Briefe sicher erhältst und die deinigen sicher bestellt werden, soll er unser Briefträger werden. Jetzt noch eine heftige, ängstliche Umarmung, und Angelika flog davon.

Nun fühlte ich eine schreckliche Oede und Leere in mir, von welcher mich nichts retten konnte: selbst die Erhebung der Seele von dem vollkommensten Geschöpf zu seinem Schöpfer genügte mir nicht — mein Herz war wie mit Ketten an die Erde gefesselt; nur kalte Gedanken und gesuchte Worte, keine heißen Wünsche stiegen mehr über die Wolken. Ich trauerte, ich weinte über mich selbst, ohne Muth und Kraft mich aufzurichten; ich suchte ja Muth und Kraft in mir selbst!

In dieser Verwirrung erhielt ich ein kurzes Schreiben meiner Mutter, worin sie mir ankündigte, sie werde mich nach einigen Monaten besuchen, und wahrscheinlich mit sich nehmen. Dies verwandelte meine ganze Ansicht der bisherigen Verhältnisse. Ohne eben bestimmt über

meine Zukunft nachgedacht zu haben, hatte ich mich, umgeben nur von Klosterjungfrauen, allmählich gewöhnt, mich auch künftig als eine solche zu denken: jetzt diese Aeußerung meiner Mutter — ich sollte hinweg, sollte (so dachte ich's) in die Welt — da durfte ich ja hoffen! da war ja meine Liebe wenigstens kein Verbrechen, und nur etwa die Quelle von Leiden, die ich selbst zu tragen bekäme, und so gern tragen wollte! — Nun überließ ich mich meinen Phantasieen und Gefühlen sorgloser, und der Kampf in meinem Innern wurde schwächer.

Nach einigen Wochen kam der Major zurück und brachte mir die herzlichsten Grüße und die traulichsten Briefe von seiner Schwester. Ich will kurz seyn über diesen Monat. Der Major kam oft, und nahm meine ganze Seele ein. Jetzt brachte er mir einen Brief, den er mir mit ganz besonderer Achtsamkeit übergab. Eine seltsame Ahnung durchflog mich. Ich verriegelte mich ängstlich in meine Zelle, ich erbrach den Brief unter ungestümem Herzklopfen. Wie zitterte ich vor Angst und Freude, als ich Angelika's Versicherung las: mein Anblick habe ihren Bruder, von der ersten Minute unserer Bekanntschaft an, mit der innigsten Zuneigung erfüllt; auf der Reise habe er ihr dies gestanden, so wie, daß er bisher vergebens gerungen habe, diese Neigung zu unterdrücken; er habe sie dringend gebeten, recht oft zu schreiben, damit er mich recht oft sehen könne; sie habe ihm die heilige Zusage abgenommen, seine Empfindungen mir nicht eher zu verrathen, bis er ähnliche

bey mir voraussetzen dürfe, um meine Ruhe nicht zu stören: jetzt aber habe er ihr mit einer Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit geschrieben, die sie besorgt mache; es sey ihm unmöglich, länger zu schweigen; sie beschwöre mich also bey unserer Freundschaft und Schwesterliebe, wenn nicht etwas ganz entschieden in meinem Herzen gegen ihn spreche, wenigstens schonend zu verfahren, und ihm nicht alle Hoffnung zu benehmen — er meine es so redlich, meine es so gut! —

Mein Glück betäubte meine Sinne. Ich sank auf meine Kniee; meine Thränen brachen hervor; ich flehete freventlich um den Tod, um den Tod in diesem Augenblicke, wenn mir dies Glück der Liebe nicht beschieden wäre. Mein guter Engel warnte mich; er rief mir zu, dieses Drängen sey Lästerung, dieser gewaltsame Sturm könne kein Glück begründen: umsonst, ich ließ mich nicht warnen; ich strengte meine Phantasie an, Mittel zu ersinnen, um die redlichen, zutraulichen Schwestern zu betrügen; ich sahe den Major oft, ich sah' ihn fast täglich.

Eine neue und stärkere Warnung des Himmels! Meine Mutter berichtete mir den Tod meines Vaters, und zugleich, daß mancherley daraus entstandene Verhältnisse ihren Entschluß, mich aus der Pension zu nehmen, beschleunigten; ich möge daher ihrer Ankunft täglich entgegensehn.

Ich hatte meinen Vater zu wenig gekannt, um zu wissen, daß mir an ihm der letzte Beschützer gestorben

sey; meine Thränen um ihn waren halb erzwungen, und die Warnung des Himmels mißdeutete ich als Begünstigung meiner Wünsche.

Endlich kam meine Mutter an. Ich flog ihr mit Entzücken entgegen: sie war — wenn auch kalt, doch sehr freundlich und gütig gegen mich. Durch ihre Gesellschaft und durch die Zurüstungen zu unsrer beschleunigten Abreise war es mir unmöglich gemacht, den Major zu sprechen. Ich konnte nichts, als einige Zeilen an seine Schwester von meinem Schicksal schreiben. Meine Mutter nimmt mich schnell hinweg, schrieb ich; ich weiß nicht, ob wir jetzt gleich zur Stadt oder auf ihr Landgut gehen, denn wenn ich frage, weicht sie mir aus und heißt mich unbesorgt seyn. Laß das deinen Bruder wissen, fuhr ich fort; sage ihm, da ich's nicht vermag, mein zärtlichstes Lebewohl, und beschwöre ihn bey aller Liebe zu mir, meinen Aufenthalt bald ausfündig zu machen, und sich mir zu zeigen u. s. w. Ich war in der Verstellungskunst in kurzem so weit gekommen, daß ich es wagte, diesen Brief der guten, alten Aebtissin selbst anzuvertrauen, gewiß, er sey hier am meisten vor Neugierde gesichert, und werde dem Major, wenn er nachfragte, am sichersten übergeben.

Ich verließ die Abtei, wo ich meine Jugend so glücklich, so schuldlos verlebt, wo ich in früherer Zeit eine Ruhe geschmeckt hatte, wie sie mir nie wieder zu Theil worden ist — ich verließ sie nicht ohne heiße Thränen: aber diese meine Thränen flossen weit mehr einer

andern Trennung, und es mischte sich in meinen Schmerz beym Abschiede die Ahnung von fremden Freuden; wie sich in meinem Herzen jetzt überhaupt die Entgegengesetzten — Friede und Angst, Hoffnung und Furcht, Gutes und Böses mischten.

Unterweges erst, als mich meine Mutter im Wagen allein hatte, fing sie an von meiner Zukunft zu reden. Sie schilderte den Nachlaß meines Vaters zu unbeträchtlich, als daß sie mir und meinem Bruder eine standesmäßige Existenz bereiten könne, und erklärte, sie müsse daher, bis auf weiteres, allerdings ein Opfer von mir verlangen. Ich verstand sie nicht ganz, versprach aber gern alles, was sie zufrieden erhalten und für nöthig erachten würde. Ich kenne ja die Freuden des großen, vornehmen Lebens nicht: wie könnte es mir schwer werden, sie Ihnen aufzuopfern? sagte ich. Darauf habe ich auch immer gerechnet, mein Kind! antwortete sie, und behandelte mich nun noch gütiger, ohne sich jedoch über meine Bestimmung näher auszulassen. Gerade diese abgemessene Gefälligkeit, dieses kalte und glatte Entgegenkommen, scheuchte auch mich zurück, und machte es mir unmöglich, eben jetzt ihr meine Aussichten in die Zukunft zu vertrauen.

Wir fuhren mehre Tage lang, wir fuhren länger, als wir, meines Erachtens, nöthig hatten, um in unsere Heimath zu kommen, und gleichwol ließ mich mein unbefangenes Vertrauen in meine Mutter nicht besorgt werden. Die Gegend ward allmählich rauher und ro-

mantischer: das gefiel mir, und befremdete mich nicht mehr, als meine Mutter mit unbestimmten Aeußerungen beschwichtigen konnte.

Endlich hielt der Wagen vor einem großen, alten, gothisch verzierten Hause. Meine Mutter hatte von dem nächsten Dorfe, wo wir einige Stunden verweilten, einen Boten vorausgeschickt: sobald unser Wagen langsam daher kam, öffnete sich das Thor. Wir fuhren über einen öden Vorhof, und kamen dann in einen weiten, allenthalben umschlossenen Kreis von Gebäuden. Jetzt auf einmal überfiel mich ein entsetzliches Grauen; mir war, als ob die hohen, schwarzen Mauern auf mich hereinbrächen, indem wir durch den engen Eingang in ein Gewölbe traten, das ich für das Sprachzimmer eines Klosters erkannte.

Liebe Mutter! um Gottes Willen — wo sind wir? rief ich.

Bey den Benediktinerinnen zu Westerode, mein gutes Kind! antwortete sie. Ich stürzte vor ihr auf die Kniee, ich umschlang sie mit Todesangst, ich versprach, meinen Namen zu verläugnen und ihr als Magd zu dienen: sie blieb in ihrer freundlichen Gelassenheit: Sey doch nicht wunderlich, liebe Therese! du weißt ja, daß ich nichts mehr wünschte, als dich bey mir zu behalten, wenn die Verhältnisse es zuließen. Das ist nun aber nicht möglich; und also finde dich in ein Geschick, das dir gefallen wird, sobald du nur erst wieder eingerichtet

bist. Und geschähe dies ja nicht, so wär' es ja immer noch Zeit, dich zu verändern. Brauche doch nur jetzt Vernunft, und mache nicht uns beyde lächerlich.

Hier kam eine der Klosterfrauen an das Gitter, meine Mutter sagte ihr einige leise Worte und gab ihr ein Papier; bald darauf wurden die großen Schlösser geöffnet und wir traten in den weiten Saal.

Mehre Nonnen, alle schon ältlich, alle stiller und düstrer, alle auch widriger und nachlässiger gekleidet, als ich's an meinen lieben Erzieherinnen gesehen hatte — diese erwarteten uns, matt auf mich hinblickend, die Hände einförmig über dem Herzen gefaltet — — Die Pforte schlug rasselnd zu, die schweren Riegel wurden klirrend vorgeschoben.

Plötzlich ergriffen von einem Entsetzen, als sähe ich eine gräßliche Todtenerscheinung, stürzte ich zu Boden, und bin mir nichts bewußt, als daß ich laut aufschrie, mich mit Gewalt befreyen wollte, durch eine geöffnete Thür entsprang, in die Kirche kam, und von dem ganzen Chor — wirklich oder in meiner Einbildung — verfolgt, bis an den Altar flüchtete, auf dessen Stufen ich ohnmächtig darniedersank.

Als ich endlich wieder zu mir kam, befand ich mich im Krankenzimmer: zwey Schwestern saßen schweigend, die eine zu meinem Haupte, die andere zu meinen Füßen. Wo bin ich? fragte ich, und alles mit mir Vorgefallene

däuchte mir ein fürchterlicher Traum, woraus ich so eben matt und erschöpft erwache. Wo bin ich?

Unter der Obhut deines Heilands! war die Antwort der einen Nonne.

Liebe Schwester, betrübe ihn nicht durch Widerstreben und Ungeduld! setzte die andere hinzu.

„Ich fühle mich sehr krank.“ —

„Bleibe ruhig, so wirst du genesen. Wir haben zum Herrn um ein Zeichen gebetet, ob du erwählet seyst: das Zeichen ist erfüllt, du erwachst unter dem Crux fidelis.“ — *)

„Wo ist meine Mutter?“ fragte ich nach einer Weile, im tiefsten Schmerz versunken.

„Dort ist sie!“ Dabey deutete die Schwester auf ein Marienbild, meinem Lager gegenüber, und fing an, mit mir zu beten.

Ich fragte hernach weiter, und erfuhr, ich liege heute zum siebenten Tage hier. Meine Mutter — war sie nun wirklich schon abgereiset, oder that sie es jetzt, bey den ersten Merkmalen meiner Genesung — ich bekam sie nicht wieder zu sehen. Ich war zu ermattet,

---

*) Ein alter Passionsgesang.

um nicht in alles ergeben zu seyn; dann lernt' ich weinen, und fühlte mein Herz erleichtert; nun fing ich an, mich wieder vertrauend an Gott zu wenden, und meine Kräfte nahmen zu — —

So befand ich mich denn hier, eingeschlossen in undurchdringliche Mauern eines der einsamsten und traurigsten Klöster von ganz Deutschland, umgeben von lauter Unbekannten, fern von allem, was mein Herz liebte, ausgestoßen in einen Winkel der Erde, den ich nicht einmal kannte, gleichgültig hingegeben dem nagenden Kummer und bittersten Schmerz — denn diese erwachten allerdings, als sich meine Kräfte mehreten, und verschlangen die Milde, die Ergebenheit, das Vertrauen, wodurch ich gestärkt worden war, und wozu ich folglich durch noch härtere Zucht geläutert werden mußte. Tag und Nacht ergossen sich meine Thränen: meine Aufseherinnen blieben ungerührt; sie hatten mit den Menschen auch den menschlichsten Empfindungen entsagt, Leid und Freude kannten sie nicht mehr. Ihre gewohnte, einförmige, rauhe Lebensweise, die schweren Büßungen ihrer Ordensregel, die noch schwerern, zu welchen sie sich, mit einander wetteifernd, freywillig bestimmten, die Strenge und Härte ihrer Klosterzucht, alles das hatte sie so betäubt und so verhärtet, daß sich, mochte auch vorfallen was da wollte, fast keine Spur von Ausdruck auf ihren todtenbleichen Gesichtern zeigte. Selbst ihre religiösen Uebungen verrichteten sie — pünktlich zwar, aber ohne alle sichtbare Theilnahme, in trüber, einförmiger Gewöhnung. Nie habe ich dabey auf ihren

Gesichtern jene verklärende Heiterkeit gesehn, die das Licht der Gnade zuweilen über Betende verbreitet. Nie wurden nun auch meine Klagen, nie meine flehentlichen Bitten anders erwiedert, als mit dunkeln, geheimnißvollen Hinweisungen auf eine andere Welt. Alle Versuche, irgend jemand Nachricht von mir zu geben, waren mir abgeschnitten; wußte ich ja doch nicht einmal, in welcher Provinz ich mich befand! Einige Briefe meiner Mutter enthielten nur wortreiche Ermahnungen und allgemeine Trostsprüche.

So verflossen mir zehn Monate, und jetzt fing man an, von meiner Einkleidung zu sprechen. Ich verfiel in Verzweiflung, ich schrie laut über Gewalt: ruhig und gelassen verordnete man eine strengere Behandlung, um meine Widersetzlichkeit zu strafen und mich für die Einwirkung der Gnade fähiger zu machen. So vergingen wieder einige Wochen; man fing an, den Tag meiner Einkleidung als ein Freudenfest vorzubereiten; man sandte Einladungen an die umherliegenden Klöster, schmückte die Zimmer des Weihbischoffs, die Kirche und den Kreuzgang, man suchte den reichsten Putz der Heiligenbilder hervor; meine Kräfte hatten sich erschöpft; ich sahe dies alles in dumpfsinniger, tiefer Betäubung mit an — und jetzt war man mit mir zufrieden.

Einst schwankte ich, wie öfters, in den düstern, wild verwachsenen Gängen des Klostergartens, Thränen zu suchen, die der vertrocknete Quell meiner Augen nicht mehr hergeben wollte. Ich sinke auf den Rasen, in

gedankenloses Hinbrüten vertieft. Um mich her herrscht eine wüste Oede und ununterbrochene Todtenstille. Auf einmal hör' ich ein dreymaliges unnatürliches Husten, drüben über der Klostermauer. Wie von einem Zauberschlag getroffen spring' ich auf, lausche, und wage, es zu erwiedern. Therese! Therese! ruft es nun leise, und ich glaube die Stimme des Majors zu vernehmen. Bebend nähere ich mich der hohen Mauer, und antworte. Kommen Sie zehn Schritte rechter Hand nach der hohen Ulme zu! ruft man. Ich eile dahin: ein Paket kömmt über die Mauer geflogen und fällt einige Schritte von mir zu Boden. Ich reiße es auf, ich finde einen Brief und einen Schlüssel. Gott, wie könnte ich das Stürmen meines Herzens beschreiben, als ich die Hand meines Freundes und seiner Schwester erkannte! Meine Kniee zitterten und hielten mich nicht mehr aufrecht. Ich warf mich an den Boden: nur die Furcht ohnmächtig zu werden, bewahrte mich vor Ohnmacht. Endlich vermochte ich's, folgende Zeilen des Majors zu lesen:

Therese! mein Leben! meine ewig geliebte Braut! Endlich ist es mir möglich geworden, deinen Aufenthalt zu erforschen. Komm, rette dich aus dem furchtbaren Grabe, das dich lebend zu verschlingen droht! mache durch stille Ergebenheit deine Wächter sicher, und gehe den dritten Tag vor dem, der dich mir für immer entreißen soll, mit Hülfe dieses Schlüssels zur Thür des Küchengartens heraus, queer über das Stoppelfeld auf dem brachen Anger hin, bis zur Landstraße. Hier warte

ich deiner die ganze Nacht hindurch. Therese, wirst du mich vergeblich warten lassen?

Folgendes war von Angelika's Hand:

Schwester! Geliebte meiner Seele! Ueberlaß dich getrost der Führung meines treuen, rechtschaffenen Bruders! Ueberlaß dich ihm: er führt dich in meine Arme. Gott, der mit Wohlgefallen, nicht auf den dir abgequälten Bund, sondern auf den Euren herabsieht, wird seine Engel senden, euch zu umschweben, und euch durch alle Gefahren glücklich hindurchzuführen. Komm, Therese! liebe, theure, unglückliche Therese, komm! Ich erwarte dich mit peinigender Sehnsucht, mit tödtlich ängstender Liebe. —

Wie eine Verzweifelte rang ich die Hände und brach in einen Thränenstrom aus, und doch war es Entzücken, was mir diese Aeußerungen auspreßte. Ich hörte Fußtritte im rauschenden Sande: das brachte mich zu mir selbst, und ich verbarg augenblicklich Papier und Schlüssel. Ich flog auf meine Zelle, ich schloß mich ein, meinen Gefühlen und Gedanken weiter nachzuhängen. Wie der Major meinen Aufenthalt erfahren, wie er zum Schlüssel gekommen, wie er im Stande sey, mich der Verfolgung zu entziehen — das alles konnte ich mir nicht denken: aber es war seine, es war Angelika's Hand — kein Zweifel stieg in meiner Seele auf.

Mit brennender Ungeduld erwartete ich jetzt den Tag, dem ich vorher mit Schaudern entgegengesehen

hatte. Endlich nahete er sich. Er war zugleich der Tag unsers Schutzheiligen. Man schmückte Tempel und Altar, man übte Gesänge und Musik ein, man gab mir, wie einem Verbrecher vor der Hinrichtung, bessere Nahrungsmittel, sahe mich gütiger, nachsichtsvoller an: ich ließ alles das schweigend und ohne Thränen geschehen; meine, ihr irdisches Glück vergötternde Liebe wurde keine Stunde, auch nur durch den Gedanken gestört, wie freventlich ich hier mit dem Heiligsten spiele, und wie unmöglich dies Segen und wahres Heil bringen könne. Meine Fügsamkeit bestätigte meine Absichten: die Schwestern hielten sie für außerordentliche Wirkung der göttlichen Gnade.

So kam der mir bestimmte Tag. Behutsam hatte ich mir zur Flucht die Stunde erwählt, wo sich alle Nonnen in die Zellen begaben, bis zur Frühmette geläutet wird. Ich klagte über heftige Kopfschmerzen; die Aebtissin erlaubte mir, nach der Güte, womit man mich jetzt behandelte, mich abzuwarten und die Frühmette zu versäumen, so daß ich nun mit Zuversicht hoffen durfte, ich werde nicht eher vermißt werden, als des Morgens um sechs Uhr.

Kaum war ich in meiner Zelle, so warf ich Unsinnige, brennend von irdischer Liebe, mich vor dem Bilde des Heilandes nieder, und wagte es, seinen Beystand zu erflehen. Er hatte Erbarmen mit der Verblendung einer Unwürdigen: ich fühlte neue Kräfte in mir, und stand getrost auf. Ich kleidete mich eilig an — alles

war still im Kloster. Leise öffnete ich meine Thür, trat heraus, und verschloß wieder. Nun schlich ich mit bebenden Schritten und einem Herzklopfen, vor dem ich kaum athmen konnte, durch die langen, wiederhallenden Klostergänge, deren Hauptgewölbe durch einige Lampen nur bis zur mattesten Dämmerung erleuchtet wurden.

Auf einmal ward ich durch einen Anblick betroffen, der mein Haar emportrieb und alle Schauder des Todes über mich ausgoß. Ich sah in einem dunkeln Winkel die weiße Gestalt einer Nonne in einem Beichtstuhl sitzen, und, wie mir's schien, mit vorgeducktem Haupt auf etwas lauern. Ich erstarrete, ich glaubte darnieder zu sinken: indem flackerte das dem Erlöschen nahe Lämpchen heller auf, und ich sah, daß es eine Laienschwester war, die dort vom Schlafe war übereilt worden. Ach, hätte ich doch dieser ersten Warnung Gehör gegeben, um nicht weit, weit stärkere nöthig zu machen! Aber nein; ich setzte meinen Gang eilig fort, ging die steinernen Stufen beym Chor hinunter und kam zur Thür, die durch die Sakristey in die Kirche führt. Hier, vor dem Altar, warf ich mich nochmals zur Erde, gewann nochmals neue Kräfte, und erreichte nun ungehindert den Klostergarten.

Hier — eine neue Warnung! Die äußere Gitterthür, die in den Garten führt, und die sonst immer nur angelehnt stand, war zugeworfen und verschlossen. Hier paßte mein Schlüssel nicht, hier gab es keinen

Rath. Ich stand einige Minuten still, und die ersten Zweifel an der Rechtmäßigkeit meines Unternehmens, die ersten Bedenken, ob der Himmel es begünstigen könne, stiegen grausend in meiner Seele auf. Indem kam mir der Gedanke, daß sich ja in diesen Gittern selbst Fuß fassen lasse, und kaum war er mir gekommen, als jene Zweifel verschwanden, und ich, durch meine Angst selbst mit Geschicklichkeit und Kraft ausgerüstet, hinaufstieg, oben auf der acht Ellen hohen Thür schwebte, mich überschwang, eben so auf der andern Seite mich herunter ließ, und unbeschädigt zum Boden kam.

Jetzt flog ich durch die Gänge des Gartens, und schlüpfte durch die Büsche, wie ein Streifwind. Ich kam zur Pforte, zitternd versuchte ich den Schlüssel — er that seine Dienste, ich eilte hinaus und schloß hinter mir ab.

Gott, wie war mir, als ich mich nun außerhalb der Mauern, und vor mir ausgebreitet die stille, freie Ebene sahe, welche von sanften Blicken des Mondes lieblich erhellet wurde! Als hätte ein Felsengebirge bisher meine Brust gepreßt und wäre nun plötzlich herabgewälzt worden — so erleichtert fühlte ich mich, so frey und tief konnte ich nun athmen. Ich hob meine gefaltenen Hände dem Monde entgegen, seinem Schöpfer für meine Rettung zu danken. Worte hatte ich nicht — auch nicht einmal in Gedanken hatte ich Worte: es war gleichsam nur die Musik eines Gebets, was ich gen

Himmel sandte. Tief athmend setzte ich mich auf einen Stein, einige Minuten Kräfte zu sammeln.

Ich brauchte diese nur allzunöthig, noch stand mir ein rauher, beschwerlicher und ziemlich weiter Weg bevor. Jetzt war mir's, als ob ein gelinder Nachtwind einiges Geräusch von der Landstraße herübertrüge; dies entzündete mich von neuem, und ich eilte nun über das breite Stoppelfeld hinweg, die Verwundung nicht achtend, die meine leicht bekleideten Füße erlitten, flog dann über den weiten Anger, und sahe die Landstraße vor mir, gestärkt durch die Hoffnung, hier meinen Freund zu finden und in seinen Armen zum erstenmal wieder meine Gedanken zu sammeln. Jetzt noch einen Sprung über den schmalen Graben — ich war auf der Landstraße! Aber, entsetzlich! kein lebendes Wesen war zu entdecken! Lang gestreckt lag sie vor mir, die weiße Bahn, vom Mondlicht hervorgehoben; ich konnte sie weit, weit mit meinen Blicken verfolgen; nirgends die geringste Spur eines Menschen — alles still, leer und öde! Ich hustete, ich rief: keine Stimme antwortete mir!

Jetzt brachen alle Schrecken der Verzweiflung auf mich ein. Sinnlos lief ich auf und nieder, von der Straße ab, wieder auf dieselbe zurück, rang die Hände, jammerte laut, rief die Erde auf, sich vor meinen Füßen zu öffnen und mich zu verschlingen, den Himmel, seine Wetter heraufziehen und mich treffen zu lassen: — ach, die Natur blieb in ihrem sanften Schlummer, der

Mond zog ruhig seine Bahn weiter, kein Laut war durch die ganze Schöpfung zu hören! Indem kam mir der Gedanke, im Kloster nun bald vermißt, verfolgt, eingeholt zu werden. In der gewaltsamen Spannung, worin ich war, wurde der Gedanke augenblicklich zum Bilde: ich glaubte das Geschrey der Nonnen im Kloster, im Garten, glaubte die Stimmen meiner Verfolger schon auf der Straße zu hören; das gab mir neue Kräfte. Ohne mir meiner klar bewußt zu werden, lief ich auf einem Rain zwischen Saatfeldern hin, und bemerkte erst spät, daß dieser Pfad nicht weit geführet hatte, sondern ich mit unbegreiflicher Kraft schon eine weite Strecke mich durch umgepflügtes Ackerland gearbeitet, und einen nicht unbeträchtlichen Berg größtentheils erstiegen hatte.

Ich setzte das Letzte dran, die Höhe vollends zu erreichen. Hier warf ich mich erschöpft ins feuchte Gras, die Blicke ängstlich nach dem Kloster gewendet, das vom scheidenden Monde angestrahlt, tief im Grunde vor mir lag. Ich überließ mich meinen quälenden Gedanken: Wohin mich wenden, sagte ich, in einer Gegend, die mir ganz unbekannt ist? wo ich Stunden zu wandern habe, ehe ich aus dem Gebiet des Klosters, und vielleicht viele Meilen, ehe ich aus dem Sprengel des strengen, alles vermögenden Bischoffs komme? wohin, ich, die ich mein ganzes Leben hindurch nur wenig Wochen uneingeschlossen gewesen, und mit allen Verhältnissen der Menschen, und so auch mit den Mitteln zu meiner Rettung, ganz unbekannt bin? Ich beschloß

verzweifelnd, nicht weiter zu gehen, möchte mir auch begegnen, was da wollte, sondern rief zum Himmel: Hier, unter deinem blauen Gewölbe will ich liegen — du, du sollst mich verderben sehn!

Ich mochte etwa eine halbe Stunde geruht haben, so entdeckte mein scharfes Auge plötzlich eine Bewegung durch das ganze Kloster. In allen Zellen erschienen Lichter; Lichter flogen von Fenster zu Fenster; auch durch die Seitengebäude und Nebengänge flogen sie. Alles, was ich so eben gedacht, was ich so eben gelobet hatte, war augenblicklich vergessen; ich sprang auf, ich hatte Kräfte, ich flohe den Berg hinunter, ohne zu wissen, wohin? Kaum tausend Schritte war ich von meinem Ruheplatze entfernt, so hörte ich schon das Summen der Klosterglocken, die Sturm läuteten. Sobald dieses Geläute ertönt, müssen alle umherliegenden Dorfschaften ebenfalls Sturm schlagen; jeder Hausvater muß in seinem Hause wach bleiben, jede Gemeinde muß Männer aus ihrer Mitte schicken, die Straßen zu besetzen und auf Erforderniß Nachforschungen zu thun. — Ich flohe durch Getraidefelder und Wiesen, und wünschte mir nur ein Gehölz, worin ich mich verbergen könnte: keins wär zu entdecken. Schon fing der Morgen an sich zu röthen, schon hörte ich einige Dorfschaften zu beyden Seiten ebenfalls in die Glocken stürmen: da bemerkte ich im Thal, nicht weit von mir, das Hüttchen eines Wächters, wie deren dort mehre angestellt sind, das gehegte Wild von den Aeckern der Landleute zu verscheuchen. Ohne davon unterrichtet zu

seyn, ohne überhaupt zu wissen, wohin ich käme, war ich doch augenblicklich entschlossen, in das Hüttchen zu flüchten und den Bewohnern mein Geschick anzuvertrauen.

Ich klopfte an. Ein sehr alter Mann, dem freundliche Gutmüthigkeit hell unter den weißen Augenbrauen hervorsah, öffnete, und war nicht wenig verwundert, ein junges Frauenzimmer, das ihm flehentlich die Hände entgegenbreitete, zu erblicken. Vater, Vater, rief ich, hilf mir, damit Gott deinen Kindern wieder helfe! — Was ist's denn, mein Töchterchen? sagte er. Komm doch zu dir! sey ohne Furcht! — Ich drang in die Hütte, ich blickte wild umher, und entdeckte niemand. Jetzt erst kam mir's bey, daß ich diesem Manne meine Geschichte durchaus verbergen müsse, weil er sonst aus Gewissen und Furcht mich ausliefern, wenigstens forttreiben würde; auch daran dachte ich jetzt erst, daß meine Kleidung mich nicht leicht verrathen könne, indem sie, wie gewöhnlich bis zur Einkleidung, ziemlich die weltliche war, und ich den unterscheidenden Ueberhang nicht mitgenommen hatte.

Ohne alles Besinnen erzählte ich meinem Alten, ich wäre von einem vornehmen Bösewicht entführt worden, hätte mich seiner Gewalt zu entziehen gewußt, irrete nun verfolgt umher, und würde, träfe man mich, in seine Arme geliefert. Das wär' mir schön! rief der Alte, der mir jedes Wort treuherzig glaubte. Sey unbesorgt, mein liebes Kind! Ich bin allein in der Hütte:

ich verstecke dich! Laß sie nur kommen! Unser Eins ist nicht auf den Kopf gefallen, und weiß im Nothfall auch seinen Dornstock zu gebrauchen.

Er brachte mir Milch, breitete reinliches Stroh in die Ecke der Hütte, mir zum Lager, ermahnete mich, ruhig zu schlafen, und versprach, käme Gefahr, mich zu wecken. Ganz entkräftet warf ich mich nieder, empfahl mich dem Schutz des Himmels, und mein Wohlthäter überdeckte mich leicht mit Stroh.

Ich war so erschöpft, daß selbst die heftigste Angst mich nicht wach erhalten konnte. Vierzehn Stunden lang lag ich da in ununterbrochenem tiefen Schlafe; selbst kein Traum beunruhigte mich, wie viel weniger hatte ich eine Ahnung, wie nahe mir indessen die größte Gefahr gewesen war.

Ich war nämlich noch nicht lange entschlummert, so kamen zwey Klosterknechte herangesprengt, und fragten eilig nach mir. Der Alte nahm ihre Aeußerung, ich sey dem Kloster entwischt, für List, um durch seine Gewissenhaftigkeit oder Furchtsamkeit desto eher die Wahrheit zu erfahren. Ja, ja, rief er, ich hab' sie gesehn! nicht wahr, so und so war sie gekleidet? nun ganz recht! die saß in einem Wagen mit vier Postpferden! Dort unten am Berge lenkten sie von dem Wege ab, als wollten sie rechts nach der Frankfurter Straße. Reitet zu, ihr Herrn! es müßte nicht gut seyn, wenn ihr sie nicht heute noch erwischen wolltet! —

Die Reiter machten sich auf, und sprengten nach jener Gegend hin. Etwa eine Stunde nachher kamen vier Dragoner, die auf einem der nahe gelegenen Dörfer im Quartier standen, und von den Bauern, auf Requisition des Klosters, an ihrer Statt gestellt worden waren. Sie waren rohe, wüste Menschen, polterten dieselbe Frage heraus, wie jene, und bekamen denselben Bescheid. Ist denn hier schon Nachfrage nach ihr gewesen? fragten sie.

Nachfrage und Haussuchung, antwortete der Alte, sie von der letztern abzuhalten.

Und ihr habt die Reiter auch dahin gewiesen?

Freilich! wie konnt' ich anders?

Nun so werden sie die schon einholen, und wir kommen noch Zeit genug, wenn wir hier erst unser Frühstück machen und den Pferden 'was vorwerfen.

Bey diesen Worten setzten sie sich um den Tisch, der kaum vier Schritte von meinem Lager entfernt war.

Hier überfiel den gefaßten Alten denn doch eine peinliche Angst. Mich zu wecken, und mir von der Gefahr einen Wink zu geben, daran war nicht zu denken; erwachte ich aber von dem tumultuarischen Gespräch, oder regte ich mich auch nur im Schlafe, so wurde ich entdeckt. — Um die Reiter vielleicht los zu werden,

sagte er, er habe durchaus nichts für ihre Pferde. Sie fluchten, und der Eine stand schon auf, für diesen Nothfall nach dem schönen frischen Stroh zu greifen, worin ich lag: da rief der Alte schnell: Doch ja; draußen hinter der Hütte liegt noch etwas Grummet! ich denke ja, es wird trocken genug seyn! geht nur, ihr Herrn, und holt's euch. — Alter Faulpelz! riefen die Dragoner; willst du gleich hinaus, und es selbst den Pferden vorwerfen? oder wir wollen dich . . .

Er durfte sich nicht sperren, wenn sie nicht erbittert und aufmerksam werden sollten. Nun nun! nur gelassen! ich gehe ja schon, hochedle Herrn! sagt' er, und um ihre Aufmerksamkeit auf etwas anders zu heften, legte er ihnen ein großes Brot auf den Tisch, und reichte ihnen sein Branntweinfläschchen.

Die Soldaten wurden jetzt freundlicher, und indeß sie über das Frühstück herfielen, besorgte er die Pferde, und betete brünstig zu Gott, daß er mich behüten, und auch vor jedem Röcheln und Hüsteln im Schlafe bewahren möchte. Bald darauf zogen die Reiter ab, und mein Alter war sogar so liebreich, seine Begierde, mir die überstandene Gefahr kund zu thun, und mich in seine Freude einstimmen zu sehen, zu unterdrücken, um selbst dadurch meinen Schlummer nicht zu stören. Endlich erwachte ich, und nun erzählte er mir mit blitzenden Augen und alles lebhaft copierenden Bewegungen, was ich so eben berichtet habe. Je ängstlicher ich an seinen Blicken und Lippen hing, je mehr lachte er; je

inniger ich dem Himmel dankte, desto zufriedener sah er mich an, und rief nur immer dazwischen: Gelt, gelt, das hat der liebe Gott gethan? und ich bin auch nicht gerade der Dümmste? —

Endlich mußten wir auch an das weitere denken. Ich möchte selbst nicht gern noch einmal so 'was wagen, sagte er; man muß unsern Herrgott nicht versuchen, und wenn er Einem den Finger giebt, nicht die ganze Hand nehmen. — Wir vereinigten uns, daß ich mit hereinbrechendem Abend mich fortmachen sollte. Er eilte um die Mittagszeit, nachdem er mich in die Hütte sorgsam eingeriegelt hatte, nach dem nahe gelegenen Dorfe, wo er eigentlich zu Hause war, und brachte mir die Kleidung seines ältesten Knaben. Ich kleidete mich um; indessen machte er mir einen Quersack zurecht, wie ihn die Landleute in jener Gegend zu tragen pflegen, gab mir, als nun der Abend kam, diesen Sack über die Schultern, einen Stecken in die Hand, und seinen Seegen auf den Weg; meinen Weg hatte er mir schon vorher bestimmt.

Ich sollte, seinem Rathe gemäß, die Landstraßen möglichst vermeiden, und auf Feldwegen die fünf Meilen bis F— zu kommen suchen, wo ich, in der lebhaften Stadt, nicht leicht bemerkt werden und mit der Reichspost dann kommen könnte, wohin ich wollte. Ich wollte meinem Wohlthäter die Kleinigkeiten von einigem Werth, die ich besaß und zu mir gesteckt hatte, zurücklassen: das hätte er aber fast übel genommen; im Gegentheil gab er mir für meine Kleider, was er an baarer Münze besaß,

und entließ mich mit den Worten: Jüngferchen, ich habe fünf Kinder: an diesen mag's der liebe Gott gleich machen, wenn er will. Ihm befiehl du deine Wege und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen. Und also — frisch auf! die Füße gerührt! —

Es war ein schöner Abend. Die Luft war still und warm, der Himmel klar, die Sterne erhelleten meinen Pfad, bald erschien auch das erquickende Licht des Mondes; kein lebendes Wesen begegnete mir, und alle Gefahr schien vorüber. Gleichwol — wunderbar genug — gleichwol war ich kaum allein, hatte kaum niemand mehr, auf den ich mich stützen konnte und der mein Schicksal gewissermaßen mit mir theilte: so erwachte alle meine weibliche Furchtsamkeit wieder, und nicht nur jedes Lüftchen, das im Laube der Bäume spielte, sondern selbst die Stille der Nacht, die mich doch am meisten hätte beruhigen sollen, machte mich zittern.

Es mochte etwa zwey Uhr in der Nacht seyn, so kam ich an einen kleinen, einsamen Gasthof, den mir mein Wohlthäter bezeichnet hatte. Furcht und Uebernehmen meiner Kräfte gleich beym Auswandern hatten mich schon wieder sehr ermattet; ich bedurfte einiger Erquickung höchst nöthig. Ich klopfte an: alles lag im tiefen Schlaf begraben. Endlich kam der Knecht. Ich nannte ihm ein Dorf, das mir mein Alter angegeben, woher ich käme und mich verirrt hätte. Ich bat um Aufnahme nur auf einige Stunden. Der Knecht fragte nach meinem Paß, den ich ihm freylich nicht geben

konnte; nun meldete er es dem Wirth und kam nach einem Weilchen mit der Entscheidung zurück, ich müsse weiter; sein Herr halte mich für einen Vagabonden, und sie hätten strengen Befehl, dergleichen Leute nicht einzunehmen. Meine Thränen brachen hervor, meine Glieder zitterten vor Erschöpfung und Frost: das rührte den Knecht. Armer Junge, sagte er leise, komm nur 'rein mit mir in den Stall! 's ist hübsch warm da, und du kannst auf dem Heue ausruhn, ein Weilchen!

Ich folgte ihm: ach, wie wohl that mir dies elende Lager! wie noch wohler die Theilnahme dieses, wenn auch noch so rohen und gemeinen Menschen! Wenn der Tag graut, sagte er, so schirr' ich an und fahre Getraide nach F—; da mußt du mit 'naus wuschen, daß dich der Herr nicht gewahr wird. Jetzt schlaf' nur; ich will dich schon wecken, wenn's Zeit ist.

Dieser gutmüthige Mensch hatte also denselben Weg, wie ich; ich hatte wieder einen Gefährten, an den ich mich schließen konnte: das war Harmonie, die mich in Schlummer wiegte! —

Nach zwey oder drey Stunden weckte er mich; ich schlich hinaus, und ging nun mit aller Anstrengung neben dem Wagen her. Höre, rief er mir nach einem Weilchen zu: du magst mir auch noch nicht oft hinter'm Ofen vorgekrochen seyn: machst du nicht Schrittchen! hast du nicht einen ungeschickten Gang! Na, so setz' dich nur hinten auf die Säcke: du wirst's den Braunen

nicht viel schwerer machen! — Damit erzeigte er mir eine unschätzbare Wohlthat, denn schon brannten mich die Fußsohlen, und meine Kniee schmerzten unbeschreiblich.

Nun schwatzte er immerfort von tausenderley Dingen, theils zu mir, theils zu seinen Pferden. Endlich kam er auch darauf: es sey gestern Abend ein Reiter mit einem offnen Briefe, aus dem Kloster drüben, bey ihnen gewesen; in dem Briefe habe gestanden, daß eine Klosterjungfer entwischt wäre, und daß sie jedermann anhalten sollte, und daß der ein tüchtig Stück Geld bekäme, der sie wiederbrächte. Guck' doch mit umher, Hänschen, sagte er, ob wir sie etwa laufen sehn! man kann nicht wissen! es wäre doch ein prächt'ger Spas! — Mein Schrecken war so groß, daß er es mir abgemerkt haben müßte, wenn er nicht glücklicher Weise mir den Rücken zugekehrt hätte.

Des Nachmittags kamen wir nach F —, und ich schied von meinem Gefährten, dankbar, doch ohne ihm eine Belohnung anzubieten, aus Furcht, mich zu verrathen; er war aber auch mit meinem Händedruck zufrieden.

Den Abend ging die Post ab, mit welcher ich nun in gerader Linie bis Lindau zu reisen gedachte — denn freylich wollte ich zu meiner Angelika, deren Aufenthalt ich von Lindau aus leicht zu Fuß' erreichen konnte.

Diese ganze, beträchtliche Reise vollbrachte ich ohne namhafte Gefahr. Wie hätte mein Herz erfüllet seyn sollen von Dank gegen meinen himmlischen Beschützer, und von Vertrauen auf seine Vatergüte! So war es aber nicht; sondern kaum wurde ich ruhig genug, meinen Zustand bestimmter zu überdenken, als irdische Sorgen, irdische Hoffnungen, irdische Sehnsucht meine ganze Seele fülleten. Bald beschuldigte ich meinen Freund kalter Saumseligkeit, bald strafte ich mich dafür, und quälte mich selbst mit Vorstellungen von vielfachem Unglück, das ihn betroffen und abgehalten habe, sein Wort zu erfüllen — und was dergleichen Betrachtungen mehr waren, die mich, wie träumend, aus einer Postkutsche in die andre steigen ließen, bis ich, in dem unbeschreiblich schönen Garten Gottes, am Bodensee anlangte.

Die Sonne neigte sich zum Untergang, als ich in Lindau ankam. Die Begierde, meine Freundin zu umarmen und von ihr Aufklärung meines Geschicks zu erhalten, ließ mich nicht ruhen. Ich machte mich sogleich auf und nahm auf dem nächsten Dörfchen einen Hirtenknaben mit, wie deren dort gewöhnlich als Führer sich anbieten. Der Knabe versprach mir, spätstens eine Stunde vor Mitternacht sollte ich am Ziele meiner Reise seyn.

Mein Führer war zutraulich, fröhlich und gesprächig, wie dort die Menschen überhaupt sind. Er erzählte

mir, er wäre schon mehrmals auf dem Schlosse gewesen, wohin ich wollte, und das erst neulich wieder, bey dem Begräbniß der gnädgen Frau, die dem gnädgen Herrn in drey Wochen nachgestorben und ganz herrlich beygesetzt worden wäre. So hatte also meine Freundin in einem Monate Vater und Mutter verloren! Wie bewegte mich diese Trauerpost! ach, sie schien mir zugleich von trauriger Vorbedeutung für mich selbst zu seyn! Mit schwerem, gepreßtem Herzen wagte ich kaum nach Angelika zu fragen; der Knabe wußte aber wenig von ihr, außer, daß das Schloß nun ihr gehöre; von einem Bruder war ihm nichts bekannt. — Wenigstens ist ganz gewiß keiner bey der Beerdigung der alten Herrschaften zugegen gewesen, beschloß er.

Es war wirklich noch nicht Mitternacht, als wir beym Schlosse anlangten. Wir fürchteten lange klopfen zu müssen, aber man öffnete uns sogleich, als wären wir erwartet. Der Schließer betrachtete mich sehr aufmerksam, da ich ihm sagte, ich müsse sogleich das Fräulein sprechen. Sie wird schon zur Ruhe seyn, sagte er bedenklich; aber ich will den Haushofmeister rufen. Er kam nach einer Weile mit diesem, einem freundlichen alten Manne, zurück; ich wiederholte mein Gesuch, und er wiederholte jene Entschuldigung, indem er mich immer fester ansahe. Endlich zog er mich bey Seite und flüsterte mir zu: Kleiner, schickt dich unser Herr? — Fast ohne daß ich's selber wußte, flog ein Ja über meine Lippen.

So kömmt er wol endlich? flüsterte der Alte noch eifriger und leiser; und ehe ich antworten konnte, winkte er mir zu schweigen, eilte die Treppe hinauf, kehrte nach einer Weile zurück, und führte mich in ein Zimmer des ersten Stocks.

Nicht lange, so trat Angelika mit einem Mädchen herein. Kaum sagte ich einige Worte, als sie heftig erschrak, mir näher trat, den Haushofmeister entfernte, und mit einem Schrey des Entzückens in meine Arme sank. Endlich faßte sie sich. Aber warum erst heute? fragte sie; warum verkleidet? warum allein? sag', wo ist mein Bruder?

Ich erzählte der Erstaunenden alles, was sich begeben hatte: sie konnte es eben so wenig fassen, als ich. Sie schilderte mir die Liebe ihres Bruders mit den lebhaftesten Farben; erzählte z. B., daß er, alles mit ihr zu verabreden und jene Zeilen von ihrer Hand sicher zu erhalten, sogar die beträchtliche Reise hieher gemacht hätte — — Meine Freude darüber, und das Glück, mit meiner Freundin vereinigt zu seyn, überstimmte diesmal meine Besorgnisse, und ein sanfter Schlummer erquickte endlich mich, die der Erquickung so sehr bedurfte.

Am Morgen führte mich Angelika durch alle die zahlreichen Zimmer des Schlosses, und bat mich, die zu erwählen, die mir die liebsten seyn würden. Das

Gefühl meiner Freyheit, die himmlische Gegend, die mich, durch welches Fenster ich die Augen warf, aus dem Spiegel des Bodensee's, von den grünen Matten seiner jenseitigen Schweizerufer, von den sich sanft erhebenden Alpen und dem hochgethürmten Gletscher von Chur hinter ihnen, anlächelte; der nie gewohnte heitere Schmuck der Zimmer, die nie gewohnten Aufmerksamkeiten und Bequemlichkeiten, und nun die sichere Hoffnung, alles das an der Hand des liebenswürdigsten Mannes, der treuesten Freundin zu genießen: — dies setzte mich in eine Art von Bezauberung, wo ich alles in rosenfarbenem Lichte sah, und wo nur in einzelnen Momenten flüchtige Besorgnisse durch mein Herz, wie graue Wolkenschatten über eine sonnenbeglänzte Frühlingswiese, dahin zogen. Angelika, die weit gefaßter war, als ich, theilte mir ihren Plan mit: sie wolle noch vierzehn Tage auf ihren Bruder warten, und komme er bis dahin nicht, einen zuverlässigen Boten nach M— senden; mir aber möge indeß, zur Zerstreuung und Aufheiterung, die angenehme Pflicht auferlegt bleiben, die Zimmer, die ich für ihn und für mich ausgewählt hätte, nach meiner Neigung einzurichten; denn, setzte die holde Freundin hinzu, mein Bruder hat schon versprochen, den Dienst und die Hauptstadt zu verlassen, und mit dir und mir hier in stiller Freude seine Tage zu durchleben.

Aber jener zauberische Rosenschimmer verflog bald, und in meiner schwankenden Seele stiegen nun bange

Ahnungen, wie Trauergestalten in einem schweren Traume, auf; ja, sie verhüllten bald alles, was mich umgab, und umdüsterten endlich mein ganzes Wesen bis zu trostloser Melancholie.

Die bestimmten vierzehn Tage waren vorüber: wir hatten noch nicht die geringste Nachricht vom Major. Der Bote reisete ab: auf meiner Brust lastete finstre Schwermuth immer pressender; ich konnte mich ihr keine Stunde mehr entziehen. Wie gut ist Gott, der sie mir sandte! was würde, ohne diese Vorbereitung, durch das, was meiner wartete, aus mir geworden seyn? —

Eines Tages, als meine Freundin Geschäfte halben zur Stadt hatte fahren müssen, überfiel mich jene melancholische Stimmung mit verdoppelter Gewalt, so, daß ich mir schlechterdings keinen Rath wußte, und mich von einem übermächtigen Drang zu sterben fast nicht mehr loswinden konnte. Ich rang mit meinen Phantasien, rang mit meinen Empfindungen aus aller Kraft; aber die Kraft ermattete schon: da glänzte mir hell und schön der Gedanke entgegen: fliehe an den Ort, wo *Seine* Ehre wohnt, wo du die Gegenwart seiner Macht, an die nichts Irdisches reicht, wo du die Gegenwart seiner Vaterliebe, die sich selbst des verschmachtenden Wurmes erbarmt, näher empfinden und heißer umfassen kannst! Wie die dürstende Hindin nach dem labenden Felsenquell, ging ich, flog ich nach der alten Hauskapelle im Hintergrunde des Schloßhofs, die seit Jahr-

hunderten fast nur noch als Erbbegräbniß der Besitzer gedienet hatte. Schon im zehnten Jahrhundert soll sie derselbe Eremit, der in der Gegend zuerst das Evangelium verkündigte und taufte, eingeweihet; er selber soll die Lampe angezündet haben, die seitdem nie wieder verloschen ist.

Ich öffnete die schwere Pforte; ich trat ein in die Schauder, welche ewige Kühle und Dämmerung hier über jeden Eintretenden verbreiten. Mich ergriffen alle die unerklärlichen Regungen und Wallungen, in denen eine fremde Welt höherer Geister zu uns zu sprechen scheint, wenn sich uns etwas dunkel naht, das groß und bleibend auf uns wirken soll; und mein Schmerz, meine Bangigkeit, meine Selbstqual war verschlungen in den Schauern vor der wirksamen Nähe des Unsichtbaren.

Meine Augen fielen zuerst auf den schwarzen Marmor, unter welchem nur seit einigen Monaten die Gebeine derer schlummerten, die ich als meine Aeltern zu ehren, zu lieben, zu pflegen gehofft hatte. Ich erhob allmählich die Augen, und sahe an den Wänden die lange Reihe der Vorfahren meines Geliebten, die in den Kriegen für ihren Glauben in fremden Landen gefallen waren. Sie schienen mich, in ihren Rüstungen, meistens die Hand am Schwerdt, ernst und streng anzublicken. Scheu wendete ich dann meine Blicke zu den geschnitzten Heiligenbildern, die in kleinen Nischen zwischen ihnen standen; mir war, als sähen diese milder

und freundlicher auf mich herab, und wollten mit ihren emporgehobnen Händen mich segnen. Mein Herz schlug nicht mehr gewaltsam, aber desto sehnender. Ich blickte nach dem Hauptaltar, wo die Himmelfahrt des Erlösers einfach dargestellt war, auf dessen Siegspanier die Worte standen: Suchet was droben ist. Nie gekannte Gefühle strömten in meine Brust. Ich weinte, und nie, nie hatte ich so süß geweint. Unwiderstehlich zog's mich an die Stufen des Altars. Ich ließ mich nieder auf die Kniee, ich breitete meine Arme empor, ich rief: Erhalte du mir diese Ruhe! labe du mich mit deinem himmlischen Trost! Da fielen meine Augen auf die Unterschrift: Wer nicht verlässet Vater und Mutter um meinetwillen, der ist mein nicht werth. — Wie ein Donner trafen mich diese Worte; ich sank mit dem Haupte zum Boden, meine Augen verdunkelten — sie schlossen sich; mir war, als ob eine dicke Wolke mich und den Altar umhüllete — ich rang in Schmerzen und Zagen — ein Lichtstrahl schien von oben durch die Wolke und in mein Herz zu dringen — ich fühlte von neuem eine unbeschreibliche Erquickung meiner innersten Seele — richtete nun muthig das Haupt empor, erhob die festgefalteten Hände, und rief laut: Ja, Herr, ich entsage allem, was ich liebe, so du es willst! Zeige mir selbst den Weg, den ich wandeln soll! Dir will ich leben, dir will ich leiden, dir will ich sterben! —

Kaum hatte ich diese Worte gesprochen, so durchdrang ein himmlisches Feuer mein ganzes Wesen, und

erleuchtete, erwärmte, erhob es unwiderstehlich. Die Erde, und was sie mir Theures hatte, schien versunken — tief unter mir versunken; wie auf Wolken getragen, wie ruhend in den Farben des Regenbogens, fühlte sich meine Seele; o, nur ein seeliger Tod kann diese Wonne mir wiederbringen! —

Die Flamme, die mich entzündet hatte, milderte sich zwar allmählich zu einer sanftern Gluth; aber alle irdischen Wünsche, Besorgnisse und Hoffnungen blieben aus meiner Seele verschwunden und der süße Himmelsfriede verließ mich nicht. — Allgütiger, das kam von dir! du wußtest, welch ein Augenblick mir bevorstand! du ergriffst mich, da ich dir noch ein freywilliges Opfer bringen konnte! noch wenig Minuten, und das war nicht mehr in meiner Gewalt! —

Doch ich war noch kein seeliger Geist; noch umkleidete mich ein Körper, der sich den Rechten der Erde nicht entwinden konnte. Ich fühlte mich nach einer Weile ganz an Kräften erschöpft, wankte in einen Winkel der Kapelle, setzte mich da nieder, und verfiel in eine Art von Betäubung, die mir sehr wohlthat, aber doch kein eigentlicher Schlummer war. Ich weiß nicht, wie lange ich so gesessen haben mag, als mir ein leises Stöhnen in's Ohr fiel und mich zur vollen Besinnung erweckte. Ich blickte auf, und sahe einen alten Mann, der Kleidung nach, von ganz gemeinem Stande. Aus seinem Gesichte leuchtete der Ausdruck treuer

Ehrlichkeit und ehrwürdiger Einfalt. Er kniete vor dem Altar, und weil er sich allein glaubte, verrichtete er sein Gebet halblaut. Eine kleine Bewegung, die ich unwillkürlich machte, verrieth mich. Er wendete sich plötzlich um, und schien sehr befremdet, ein wohlgekleidetes Frauenzimmer hier allein zu finden. Indeß sagte er nichts, sondern stand langsam auf, grüßte mich sehr ehrerbietig, und wollte nun vorüber zur Thür gehn.

Der Alte hatte aber meinen Antheil rege gemacht. Indem er an mir vorüber gehen wollte, redete ich ihn an:

Guter Vater, gehört ihr hieher ins Schloß?

Ja, liebe Jungfer, antwortete er; ich gehöre hieher. So lang ich denken kann, bin ich nicht aus diesem Gehöfe gekommen, bis vor wenigen Monaten — leider! leider!

Wie ich nun eben jetzt mich fühlte — durch Liebe zu Gott still beseeligt, und gedrängt, Liebe meinen Brüdern zu erweisen — konnte ich es nicht unterlassen, weiter zu fragen. Warum sagt ihr leider, guter Vater? fragte ich.

Ach, antwortete er, hab' ich denn nicht so das Traurigste, was ich erleben konnte, vor Augen haben müssen? Bedenken Sie selber: Am Gründonnerstag bin

ich zwey und siebenzig gewesen; den alten Herrn, der dort unter dem schwarzen Stein ruht, hab' ich noch tausendmal auf meinen Armen getragen, und war damals schon selbst Vater. Dafür hat er mich auch lieb gehabt; bis zum letzten Athemzuge hat er mich lieb gehabt — Gott vergelt's ihm! Noch wie ihn unser himmlischer Vater aufs Krankenbett legte, und ich nun Tag und Nacht nicht mehr von ihm wich, und wie er fühlte, das letzte Stündlein komme herbey: da sagte er: Martin — ehrlicher Martin, sagt' er — du hast mir immer treu gedient, und ich will mich bey dir bedanken. Gieb mir deine Hand, sagt' er; und wie ich sie ihm gab, so drückt' er sie, und legte sie auf seine Brust. Verstehst du mich, Martin? fragt' er nun, und machte mir ein so freundliches, liebreiches Gesicht, daß mir's vorkam, als wär' er schon ein Engel. Da knieete ich nieder an seinem Bette, und konnte gar nichts sagen, sondern nur weinen und seine kalte Hand küssen. Endlich fing er wieder an: Höre, Martin, ich hätte so gern meinen Sohn noch einmal gesehn; das ist aber nun nicht mehr möglich. Willst du deinem alten Herrn noch einen Gefallen thun? Alles, alles! und mit Freuden! antwortet' ich. Nun, so reise, sobald du mich hast in die Gruft begleiten helfen, zu ihm, bring' ihm meinen Seegen, und bleibe bey ihm, wie du bisher bey mir geblieben bist. Er wird dich lieb haben, wie ich dich lieb habe; er wird auch bald zurückkommen und dann hier bleiben — er hat mir's versprochen; und da kömmst du denn auch wieder mit zurück, und

wenn du einmal stirbst, so sollst du in unsre Kapelle begraben werden, wie Einer, der zu uns gehört. So sagt' er, und legte dabey die Hand auf meinen Kopf. Nun mußt' ich das gnädge Fräulein rufen: sie hatte sich, auf sein Zureden, ein Paar Stunden schlafen gelegt. Der wiederholte er in meiner Gegenwart, was er vorhin gesagt hatte; hernach entließ er mich freundlich: und es dauerte nicht drey Stunden — nein, nicht drey Stunden dauert' es noch — so war er beym lieben Gott.

So half ich ihn denn den dritten Tag zu seiner Ruhe bestatten, und gleich, wie ich mein De profundis für seine fromme Seele gebetet hatte, reisete ich ab, und hielt mich dazu nach Möglichkeit. Ich kam an mit meiner Trauerpost, ohne daß mir eben 'was begegnete. Lieber Gott: wie gut, wie seelengut nahm mich auch der junge Herr auf; und wie seelengut blieb er auch! — Ja ja, weinen Sie nur: er ist's werth, daß alle gute Menschen um ihn weinen! — Aber Eins gefiel mir doch nicht recht an ihm: er war immer — wie sag' ich nun? — so für sich und so tiefsinnig. Das kann ich nun an jungen Leuten gar nicht gern sehen; ich denke, es kömmt ohnehin eine Zeit, wo man es vorzieht, für sich zu seyn und ernsthaft. Da nahm ich mir denn einmal ein Herz, und — wenn ich so sagen darf — las ihm den Text ein wenig darüber. Glauben Sie, er hätt' es übel genommen? Im Gegentheil! Es war, als wenn ich damit erst sein Vertrauen aufschlösse; und da kam's denn heraus: wie nun das junge Blut ist — er hatte ein junges Fräulein lieb, das sie in's Kloster

gesperrt hatten, um das ganze Vermögen ihrem Bruder zuzuwenden. Das Fräulein hatte aber zum Glück noch nicht Profeß gethan: so durfte man's ja wagen, sie zu retten. Ja, wenn wir nur erst gewußt hätten, wo sie eigentlich wäre? Durch den Postsekretär, dort, wo ihre Mutter wohnte, erfuhren wir's endlich, — weil doch die Mutter dem armen Kinde einigemale geschrieben hatte! — Wir also auf und dahin! Mit vielem Gelde bringen wir die Gärtnerin auf unsre Seite. Sie vergißt einmal auf ein Weilchen den Schlüssel von der Pforte abzuziehn — verstehn Sie mich! Er wird abgedrückt, der Schlüssel; er wird nachgemacht.

Nun galt's aber erst, das liebe Kind zu unterrichten, wir wären da, und so und so sollt's werden! Täglich schlichen wir um die alten hohen Mauern: endlich steckt' uns die Gärtnerin, das Fräulein wär' eben ganz allein im Garten, da und da, hart an der Mauer. Plauz, fliegt ein Brief und der Schlüssel hinüber. Die Gärtnerin lauscht, und wir erfahren, beydes ist richtig in Empfang genommen worden. Nun werden die Anstalten zur Flucht gemacht: da — ach lieber Gott, ich kann wahrhaftig kaum weiter erzählen! —

Sehen Sie, meine gute, fromme Jungfer, wenn der Mensch 'was vorhat, 'was wichtigs, worauf er seine Hoffnung für's ganze Leben hier auf Erden bauet; und es kömmt ihm drein — was man so recht ein Unglück von obenher nennen kann: so muß er sich drein finden, und er kann's auch, und wird's gewiß

mit der Zeit; er lernt denken: dein Vorhaben muß doch dem lieben Gott mißfällig gewesen seyn, es hätte doch wol, wie wenig du dir's einbilden mochtest, deine unsterbliche Seele beschädigt; warum hätte dir's denn sonst der gute Vater im Himmel nicht gelingen lassen und zuwenden sollen? Aber wenn Lumpereyen, die kaum der Rede werth sind; wenn die Dummheit oder die Ungezogenheit von Menschen, die kaum werth sind, wie das Unkraut dort im Evangelio mit unter dem Waizen aufzuwachsen — sehen Sie, wenn die sich hervordrängen, und die gute, sorgsam gepflegte Saat, wie im Spaße, frech zertreten: da kocht's auch in einem Siebenziger, und da ist es schwer, ach gar sehr schwer, sich zu fassen, und den Glauben zu behalten bis an's Ende! —

Wir hielten uns im nahen Städtchen so verborgen, als möglich, und wichen allen Nachfragen der Neugierigen aus. Wie's nun aber an kleinen Oertchen geht: das verdroß die Leute, besonders auch einen Reiterhauptmann, der in unserm Gasthofe im Quartier lag, und der weit und breit als eine wüste, rohe Seele, und als der wildeste Haudegen im Lande bekannt war. Der legt' es nun auf alle Weise an, meinen guten Herrn zu reizen, und je mehr ihm dieser ausweicht, je höher schwillt dem Hauptmann der Kamm. Endlich giebt er dem Stadtcommandanten ein, wir wären wol gar Spione — gewiß nur, um uns zu plagen, denn ihm selber fiel's wol nicht im Ernste ein! Freylich mußte mein Herr sich nun legitimiren, als das, was er war. Nun ist aber zwischen dem königlich . . . schen Militär

und dem kurfürstlich . . . schen seit undenklichen Zeiten ein beständiges Necken und Raufen — besonders dort, an den Gränzen; der Hauptmann treibt's also nun noch ärger, und glaubt, es fehle meinem Herrn an Muth, weil er ihm aus dem Wege geht. Endlich bricht's doch durch; es fallen einige harte Worte, er fordert meinen Herrn, und der nimmt's an, verschiebt's aber auf eine andre Zeit. Nun erfährt der Hauptmann unsre heimlichen Anstalten zur Abreise, und bildet sich ein, wir wollen nur vor ihm die Haut retten; da beschließt er denn mit einem Paar Kumpans, uns zu verschimpfieren, und dann mit der Heldenthat großzuthun.

Sie lassen uns den Nachmittag ruhig abreisen; aber etwa auf der Hälfte des Weges zum Kloster überfallen sie uns. Was sich mit Ehren thun läßt, den Streit abzuwenden, das thut mein Herr: es ist umsonst! Endlich überläuft's ihn aber mit aller Macht: er zieht und sie fallen einander an. Ja, du lieber Gott, wie's denn hergeht in der Welt; was ein rechter Schurk' ist, der bleibt kalt und kann Plane machen und alles klug auspunctiren; damit vermag er's allemal über den, dem das Herz warm im Busen schlägt! Mein Herr, mein guter, lieber Herr wird zu heftig: der Hauptmann lauert ihm eine Blöße ab, stößt zu — er fällt, und die Unmenschen sprengen im Triumph davon.

Ein wenig seitab lag ein Dorf. Ich laufe hin: wir tragen den guten, lieben Herrn zum Pfarrer. Wir

schaffen Hülfe, so schnell und so gut, als nur möglich: es war alles umsonst — die Aerzte sagten gleich, er werde die Nacht schwerlich überleben. Er lag bis der Morgen grauete ohne Bewußtseyn, und ich bot dem lieben Gott tausendmal mein Leben für seins an. Endlich erwachte der Herr, wie aus einem tiefen Schlafe. Er erkannte mich gleich, machte mir eine bedeutende, überaus traurige Miene, und flüsterte mir zu: Meine Therese! — Mehr konnt' er nicht sagen, aber man sah' es ihm an, daß er schreckliche Unruhe über das arme Fräulein litt. Nun, sie mag mir's vergeben — ich hatte bisher nur an meinen lieben Herrn, und mit keinem Worte an sie gedacht; jetzt aber, um den Sterbenden zu beruhigen, sagt' ich, ich hätte gleich am Abend unsern Kutscher mit dem Wagen an den bewußten Ort auf die Landstraße geschickt. Da lächelte er und dankte mit Blicken, erst dem lieben Gott, und hernach auch mir. Das schnitt mir tief in die Seele, da ich's nicht verdiente; denn ich hatte jetzt erst den Andreas fortgeschickt.

Nach einer Weile wurde er aber doch wieder unruhig. Die Sprache verging ihm: aber daß er immerfort von mir auf die Thür, und von der Thür zum Himmel sah, erklärte mir deutlich genug, was er gern sagen wollte. Was sollt' ich thun? Ich ging hinaus, mich nur ein wenig auszuweinen und Kraft zu gewinnen; nun bracht' ich ihm einen, freylich falschen Trost! Ich sagte: es wär' ein Bote vom Andreas gekommen; er ließe sagen, es wär' alles bestens ausgerichtet, und zu Hause bey der Fräulein Schwester würden sie sich wieder treffen.

auch mitten unter Martern und Todesgefahren. Indem brach die Morgenröthe herein, die Wache trat herzu, und nun mußten die holden Jünglinge zum qualvollen Tode geführet werden. Da gingen Cäcilien die Augen über und sie versank in ein wehmüthiges Schweigen. Doch bald sammelte sie sich und ermahnete sie zur Standhaftigkeit und Treue, indem sie, zum purpurnen Himmel deutend, also ausrief:

Den Kelch des Todes, nehmt ihn sonder Zagen;
Er nahm ihm selbst, der ihn euch heute beut!
Ihr sterbt für Ihn: so sterbt auch ohne Klagen,
Wie Er; dann geht, wie Er, zur Herrlichkeit!
Kurz sind und flüchtig alle Erdenplagen:
Doch seine Liebe währt in Ewigkeit!
Der Himmel thut sich auf: seht neu die Sonne!
Hinauf zu Ihm! in seinem Licht ist Wonne!

Und sie falteten ihre Hände um die ihrige; da beschloß sie ruhiger: Ihr habt Glauben gehalten bis ans Ende; forthin wird euch beygelegt die Krone der Gerechtigkeit — nicht allein aber euch, sondern auch mir und allen, die auf die Erlösung des Herrn warten. — Das sagte sie aber im Geiste, um zu deuten, mit welchem Tode auch sie Gott preisen würde.

Jene wurden nun vor die Stadt geführet, auf den großen Platz, der Pagus heißt. Hier knieeten sie nieder, die Schwerdter wurden gezückt, und die Getreuen opferten diesen schwachen, hinfälligen Leib ihrem Herrn: Maximus aber verkündigte laut, er habe ihre Seelen aus den sinkenden Leichnamen sich erheben sehen, umschlungen, wie Liebende auf hochzeitlichem Lager, und

die Engel Gottes, glänzend wie Sterne, haben sie empfangen und emporgetragen über die Wolken — für welche Aussage denn auch er gleichen Tod erleiden mußte. Cäcilia aber sammelte ihre Leiber in einen Sarg, ließ das Bild ihres Glaubens, einen Phönix, darauf eingraben, und bestattete sie zur Erde.

Das wurde dem tyrannischen Präfect nicht verschwiegen, und er ließ die Jungfrau auf den Richtplatz führen. Auch sie redete er an: Tritt herzu, zünde den Göttern Weihrauch an, und gehe dann frey und ledig von hinnen; oder empfange den Tod, wo du es verweigerst! — Da wendete sie sich zu den Umstehenden:

Meine Brüder, sagte sie; ich sehe, es macht euch Schmerz und erregt euren Unwillen, wie euer Gebieter mit mir verfährt; mir aber giebt es Freude, daß ich würdig erfunden werde, alles das um meinen Herrn im Himmel zu erdulden. Ich habe nun keinen Freund und keine Hoffnung mehr, außer ihn. Beklaget nicht meine Jugend: sie blühete nur für ihn. Thut gefaßt, was euch befohlen ist. — — Da fingen viele an zu murren, andere, zu weinen; alle aber drangen in sie, ihr schönes Leben zu erretten. Sie erwiederte: Was heißt ihr mein Leben retten, lieben Brüder? Ich verliere es ja nicht, ich vertausche es nur mit einem schönern, ewigen — eine enge, dumpfe Wohnung mit einer freyen, geschmückten, die Finsterniß mit dem Lichte, die Traurigkeit mit der Freude. Würdet ihr nicht selbst einen solchen Tausch gern eingehen? würdet ihr dem folgen, der euch abriethe? — Und als das Volk in engern Haufen zu ihr drang und große Bewegung zeigte, erhob sie die

Stimme höher und rief: Glaubet ihr dem, was ich euch sagte? Ja ja! riefen alle, wir glauben dir, als einer Dienerin des Allerhöchsten! Da richtete sie die gefaltenen Hände hoch zum Himmel und rief, indem ihr Angesicht leuchtete, wie eines Engels Angesicht: Preiß sey dir und Ehr' und Herrlichkeit, der du mein Gebet erhöret und ihre Seelen theilhaftig gemacht hast des ewigen Lebens — —

Indem schickte Almachius und ließ Cäcilien nochmals vor sich bringen, denn er hätte sie gern wankend gemacht, sie begnadigen zu können, um des Volks willen; er versuchte es auch listiglich mit verfänglichen Fragen, mit Drohungen und Verheißungen. Da er aber sahe, wie alles vergeblich war, ergrimmete er nur heftiger, und befahl in schäumendem Zorn, die Jungfrau in ihre Wohnung zu führen, dort ein siedendes Bad zu bereiten, und sie hineinzubringen. Das geschahe, und man unterhielt überdies ein schreckliches Feuer in dem Badegemach, den Tag und die ganze Nacht hindurch. Und dennoch befand sich Cäcilia am Morgen unversehrt darin, wie in einer kühlen Grotte; ja, man bemerkte sogar an ihrem reinen Gewande nicht eine Spur von Schweiß.

Das erbitterte den Tyrannen noch grimmiger, und er sandte den Scharfrichter mit dem Schwerdte, daß er, selbst im Badegemach, Cäciliens Haupt vom Körper trennete. Dreymal hieb der Elende mit aller Macht in den jungfräulichen Hals, dreymal verwundete er ihn: aber das Haupt vom Körper zu trennen, das vermocht' er nicht. Da erbebte er in seiner rohen Seele, erkannte entsetzt den

Finger des Allmächtigen, warf das Schwerdt von sich, und flohe scheu von hinnen. Die Jungfrau aber lag ruhig da in ihrem rothen Blute, als sey ihr auf Rosen gebettet; und die Gläubigen, die durch sie dem Herrn zugesellet waren, eilten herbey und tauchten reine Tücher in das fließende Blut, mit tausend Thränen.

Cäcilia lebte noch drey Tage, und ließ nicht ab, alle die sich ihr naheten, im Glauben und in der Gottseligkeit zu befestigen. Auch vertheilte sie alles, was sie hatte, an die Armen, und dem Bischof Urban befahl sie, daß dieses ihr Wohnhaus, von ihrem Blute gefärbt, ein Eigenthum der Kirche werden möchte. Der einundzwanzigste November war der dritte dieser ihrer Sterbetage; und als eben die Sonne scheiden wollte und sie ihre Seele in die Hände des himmlischen Vaters befahl, nahm sie dieser auf in sein unvergängliches Ehrenreich. In der Nacht darauf begrub der heilige Urban den theuren Leichnam an der Seite jener ihrer Freunde; ihr Haus aber weihete er der Gemeinde, und es wird in ihm die Gnade des Herrn verkündiget bis auf den heutigen Tag. — Da späterhin Astolph, der König der Longobarden, Cäciliens Leichnam suchte, konnte er ihn nicht finden; sondern diese Wohlthat blieb dem frommen Pabst Paschalis im Jahr 821 vorbehalten. Dieser fand ihn an der Seite Valeriani, und die köstlichen Gewänder, womit Cäcilia angethan war, so wie die Tücher, die ihr Blut eingesogen hatten, waren unverletzt. Jetzt ruhet sie, mit ihrem Bräutigam, seinem Bruder und dem heiligen Urban, in dem prachtvollen Mittelpunct der Erde — in Rom, unter dem Altar des Apostels Andreas. —

Gedichte

für musikalische Composition.

Das musikalische Gedicht, das ohne Musik befriedigt, ist so wenig ein gutes, als seine Musik eine gute wäre, befriedigte sie ohne das Gedicht.

Algarotti.

Der erste Ton.

Des finstern Chaos wogende Kräfte
Rangen kämpfend und feindlich gebunden,
Ehe begannen die Zeiten und Stunden.
Endlich erstarren die wilden — geschieden
Durch des Schöpfers gebietendes Wort;
Und nun, von der Weisheit höchstem Gedanken
Neu vereinigt zu Lieb' und Frieden,
Umfahen sie sich in der Ordnung Schranken,
Und wirken fort
In mächtigmildem, befruchtendem Streben,
Bis sie alles, was Gott gedacht,
Zum Daseyn gebracht,
Und jedem sein Maas und Ziel und Leben
Und ewig gebärendes Wirken gegeben.

Und es ward Licht:
Wolken bauen den Himmel;
Die Erde blüht;

Der Vogel schwingt
Sich durch die Luft;
Das Wild durchstreicht
Die junge Trift:
Es ward der Mensch,
Dem Bilde Gottes gleich,
Der König vom weiten Erdenreich.

Doch ihm war sein Reich noch öde;
Lebensvoll erscheint's ihm todt;
Es war stumm. —
Graunvoll, furchtsamstaunend, blöde
Sieht der Mensch die Wundergestalten
Um ihn wogen, um ihn walten,
Fühlet sich, und blickt bedrängt zu Gott.

Da vernahm des Schöpfers Wort
Tiefanbetend seine Welt:
Jedem Leben
Sey Kraft gegeben,
Sein Geheimstes zu verkünden,
Wie es ihm selbst gefällt!

Nun schwingen die Stürme die Flügel
Mit lautem Rauschen und Wogen;
Es kommen die raschen Ströme
Brausend dahergezogen;
Es flüstert der Bach gesprächig
Hinauf zum ernsteren Baum:
Der vernimmt es kaum,

Als, mild herabgewendet,
Durch lispelnde Blätter er Antwort sendet.
Sein Schweigen bricht
Der düstre Stier,
Mächtig vom Kraftgefühl bewegt;
Der Löwe brüllt
In Herrschbegier,
Von Stolzes Gluth die Brust durchregt.
Aus goldner Wolke ruft die Lerche,
Die Nachtigall aus dunklem Hain:
Ich bin, und glücklich soll ich seyn!

Nun schließet auch dem Erdenfürsten
Die sehnsuchtbedrängte Brust sich auf;
Leise verlangend
Das schöne Weib umfangend,
Ruft er empor
Mit aller Lebendigen Chor:
Ich bin, und glücklich soll ich seyn;
Und Heil mir, Heil! ich bin es nicht allein!
Da wird die schmeichelnde Echo wach;
Liebliche Melodieen
Des Seeligen Brust entfliehen;
Und frohgeschäftig singt der Wiederhall sie nach.

Drum Preis dir, Ton, der du zuerst, was lebt,
Empfinden halfst des Lebens volle Kraft!
Drum Preis dir, Ton, der du zuerst, was lebt,
Empfinden halfst des Lebens volles Glück!
Von Gaben, die du selbst verliehen,

Soll stets dein Opferaltar glühen;
Und wer mit reiner Brust dir Weihgeschenke gab,
Der sinke lächelnd einst, bey Geisterharmonieen
Und Sphärenklang, in sein bekränztes Grab.

Das

Ende des Gerechten.

Oratorium.

Personen.

Jesus.
Maria.
Johannes.
Petrus.
Joseph von Arimathia.
Judas Ischarioth.
Kaiphas.
Philo.
Nikodemus.
Mitglieder des hohen Raths.
Priester.
Freunde und Freundinnen Jesu.
Volk.

Erster Theil.

Chor der Freunde Jesu.

Senke dich, stille Nacht,
Nieder auf unsern Freund;
Vor den wilden Blicken
Blutbegieriger Feinde
Hülle den heiligen Dulder ein!

Eine Stimme.

Sagt, wo wandelt er jetzt?
Wer genießet den Seegen
Seiner holden Rede,
Seiner Gott nähernden Gegenwart?

Zweyte Stimme.

In Gethsemane's Hain
Wandelt er ruhig dahin;
Ihn umgeben die Zwölfe,
Wie dort Sterne den sanften Mond.

Chor wiederholt.

Senke dich, stille Nacht,
Nieder auf unsern Freund;
Vor den wilden Blicken
Blutbegieriger Feinde
Hülle den heiligen Dulder ein!

Recitativ.

Johannes.

So find' ich endlich Freunde meines Herrn!
O nehmt mich auf in euern Kreis des Friedens,
Daß dieß gepreßte Herz sich leichter fühle! —
Noch schlafen seine Widersacher nicht.
Im Innersten erbebend hört' ich eben
Die Stimme eines furchtbaren Gerüchts;
Und unsre Priester, unsre Obersten —
Wie sie geheimnißvoll vorüber wandeln,
Und, gleich der langsamnah'nden Wetterwolke,
Verderben in den düstern Mienen dräun!
Auch fehlt der Zwölfte, der sonst mit uns ist!
O Judas, Judas — daß ich fälschlich ahne!
Schon lange wälzet dein verstört Gemüth
Gefährliche, herrschsücht'ge Plane! — —
Doch seht, dort naht er selbst der Judas —

Judas Ischarioth.

Was ist es denn? was hab' ich denn gethan,
Wovor das Blut mir stockt, was aus der Stirne

Den kalten Todtesschweiß mir graunvoll preßt? —
Gethan, was meine Obrigkeit befahl! Nichts weiter! —
Nein, nein! verkauft hab' ich ihn seinen Feinden! —
Verkauft? ich? ihn? Hinweg, du blut'ger Sold!
Verhöhnend werf' ich dich zu ihren Füßen!
Der Herr macht dann durch Gottes Kraft sich frey,
Steht nun verklärter da vor allem Volke;
Ich hab' ihm diese Herrlichkeit bereitet:
Rein steh' ich da, vor Gott, vor ihm, vor mir! — —
Doch wenn sie siegt, der Feinde Uebermacht?
Wenn er erliegt; und du — du hast's vollbracht?

Arie.

Weh, Judas, über dich!
Entsetzen fasset mich:
Ich seh' ihn bluten!
Der Erde Grund
Oeffnet den Mund,
Mich umgeben reißende Fluthen —
O schlinge mich hinab,
Furchtbares Grab,
Das ich suche!
Was ist es, das mich hält?
Elender, hinab
In das schweigende Grab!
Verbirg dich vor dem Fluche
Der ganzen Welt! —

Recitativ.

Maria.

Wer bleibet sein, wenn ihm die Treue brechen,
Die er mit immergleicher Lieb' umfing?
Wer wagt für ihn ein rettend Wort zu sprechen,
Wenn der ihn läßt, der ihm zur Seiten ging?

Arioso.

Und wenn sie alle weichen,
Ich hange fest an dir;
Und wenn sie alle schweigen,
Ich seufze laut nach dir.
Kann ich dich nicht befreyen,
So kann ich um dich flehen,
Und, will kein Helfer erstehen,
Mit dir erbleichen!

Freundinnen Jesu wiederholen:

Und wenn sie alle weichen,
Wir hangen fest an dir;
Und wenn sie alle schweigen,
Wir seufzen laut nach dir!
Nach dir! nach dir! —

Recitativ.

Johannes.

Wer naht sich dort? Seht, welche düstre Schaar
Mit Wehr und Waffen langsam näher zieht! —
O Anblick voll Entsetzen! unser Freund,

Gebunden, wie ein Mörder, unter ihnen!
Und schweigend wallt der finstre Trauerzug
Nach dem Palast des wutherfüllten Priesters.
Allmächtiger! o sende deinen Engel,
Die Bande des Gerechten aufzulösen,
Und ihn zu retten von der Macht der Bösen — —
Folgt mir! wir treten dem Palaste näher!
Vielleicht, daß ihren Spruch wir dort vernehmen;
Und alles besser, als wir fürchten, endet! — —
Doch seht, wer wanket, zagend wie ein Schatten,
Aus dem Palast? Wie? das der muth'ge Petrus? —

Arie.

Petrus.

Ewig fließet, meine Zähren:
Ich entsagte meinem Freund!
Ach, was kann dem Trost gewähren,
Der bewußte Schuld beweint?

Treuloses Herz,
Brich nun in deinem Schmerz!
Ich wagte nicht, den Seinen mich zu nennen:
Nie kann er für den Seinen mich erkennen! —

Recitativ.

Maria.

Auch, Petrus, du? — du Fels, auf den er baute?
Dem der Gemeine Schutz er anvertraute? —
So schwindet alles hin — nichts kann bestehen:
Nur du, Gott, bleibst! o laß dein Heil uns sehen!

Chor der Freunde und Freundinnen Jesu.

Der du mit Allgewalt
Ueber dem Erdkreis thronst,
Und der Sterblichen Trachten
Leitest nach deinem Rath:
Wende dich zum Bedrängten,
Den auch sein Freund verräth!
Nimmer hat der Gerechte
Deiner vergeblich geharret!

Recitativ.

Johannes.

Die Pforten des Palastes thün sich auf,
Und tiefer Ernst ruht auf der Stirn der Sieb'nzig.
Der dort mit stummen Grimm den weiten Talar,
Schwarz wie sein Herz, um seine Lenden schlägt,
Das — ach, ist Kaiphas, der Hohepriester. —
Doch Joseph — Gottes Freund und unsers Herrn —
Nimmt an des Hohenpriesters Seite Platz;
Und jener dort, der edle Nikodemus!
Heil sey dir, Joseph! Heil dir, Nikodemus!
Ihr willigt nimmermehr in ihren Blutrath! —
Und o wie heiter in der Unschuld Glanz,
Steht vor den Schranken unser Jesus da!
Sie fühlen reines Herzens Uebermacht:
Am Boden ist gefesselt jeder Blick
Und alles still, und keiner wagt zu sprechen! —
Wer ist der Greis dort mit gebeugtem Haupt,
Der zitternd an die Brust die Arme drückt
Und jetzt den Flammenblick zum Himmel sendet?

Ihm winket Kaiphas, das Wort zu nehmen.
Mit Müh' erhebt er sich! Jetzt öffnet er die Lippen!

Philo.

Laßt mit heiligem Erbeben
Uns das Herz zum Herrn erheben,
Der uns hier versammlet hat!
Wir sind seiner Ehre Rächer
An dem gleißenden Verbrecher.
Mächt'ger! leite unsern Rath!

Chor wiederholt.

Mächt'ger! leite unsern Rath! —

(Die Musik gehet leise und feyerlich ohne Gesang fort, ein stilles Gebet ausdrückend.)

Philo.

Ja, sein Geist — er senkt sich nieder,
Stärkt des schwachen Greises Glieder:
Dich zu richten, stärkt er mich!
Zauberey hast du gewoben,
Hast dich selbst zu Gott erhoben:
Lästerer, deß zeih' ich dich!

Chor wiederholt.

Lästerer, deß zeihn wir dich!

Philo.

Und du bist vor Gott gerichtet!
„Jeder Lästrer sey vernichtet,"

Ruft uns Moses donnernd vor.
Doch geheim mit argen Tücken,
Wußt' er Schwache zu berücken:
Darum, Klage, hall' empor!

Chor wiederholt.

Hall' empor! empor! empor!

Eine Stimme.

Er hat den Tempel entweiht,
Heilige Opfer gestört;
Hat die Seinen ermächtigt,
Gottes Wohnung zu brechen,
Und mit frevelndem Hohn
In drey Tagen sie wieder
Aufzurichten geprahlt —
Ich bekräft'ge mit heiligem Eid,
Daß ich's vernommen aus seinem Munde!

Eine zweyte Stimme.

Er hat den Sabbath verletzt,
Hat an ihm Kranke geheilt,
Mit verfänglicher Rede
Seine Unthat beschönt;
Hat Juda's Herrscher geschmäht,
Sündern Sünden vergeben,
Was der im Himmel nur darf.
Ich bekräft'ge mit heiligem Eid,
Daß ich's vernommen aus seinem Munde!

Eine andere.

Stillet das Herz! entweihet
Nicht durch Rache den großen Tag!
Segnet, die euch verfolgen,
Lehrte und übte der Gottessohn.

Drey Stimmen.

Auf dem blutenden Rücken
Trägt er willig den Todespfahl,
Matt und zitternd und wankend —
Ach, er erlieget der schimpflichen Last!

Chor.

Hülle dich ein, o Sonne,
Blicke trauernd vom Himmel herab!
Wir geleiten den Heilgen
Auf seiner letzten, schmachvollen Bahn.

Recitativ.

Johannes.

Da ist der Altar, wo das Lamm soll bluten.
Schon streckt der Balken seine Arme aus.
Die rauhen Krieger fassen ihn, den Herrn:
Gelassen, wie er sonst zum Segnen that,
Hebt er die Hand, daß sie ihn leichter heften
An dieses Holz, von dem sein Blut nun tropft.

Chor der Priester und des Volks.

Arzt, der Allen half,
Hilf dir nun selber!

Recitativ.

Nikodemus.

Treu bin ich dem Gesetz, — ihr wißt's! und treu
Dem Gotte unsrer Väter.
Drum darf ich reden über diesen Mann,
Für den kein Anwald, doch sein Leben spricht. —
Nicht wag' ich zu verschmähn, was ihr gezeugt:
Doch dunkler Worte nur und kühner Wohlthat
Klagt ihr ihn an —
Verzeiht sie ihm; merkt auf sein ganzes Handeln:
Er lebt' in Gott, und göttlich war sein Wandeln —

Joseph von Arimathia.

Auch mir erschien er ein Prophet des Herrn!
Im Geiste Jesaias sprach sein Mund,
Und Wunder wirkt' er, wie vor Zeiten Moses.
Dazu verleiht nur Kraft der Herr der Welt:
Nur dem verleiht er sie, der ihm gefällt!

Chor der Priester und des Volks.

Schmach! Schmach! Schmach!
Sie folgen dem Lästerer nach!
Strafe des Herrschers dräut!
Unser Kreis ist entweiht!

Eine Stimme.

Sie sind Nazaräer,
Irdischer Weisheit voll —

Eine zweyte.

Kaiphas, Kaiphas, rede:
Dich erleuchtet der Herr!

Mehre einzelne Stimmen.

Wir sind Abrahams Saamen,
Treu der hohen Verheißung
Im Leben und Sterben:

Sie sind Söhne der Magd —
Stoß sie aus! sie sollen
Nichts mit uns erben!

Chor.

Folget dem Lästerer nach!
Schmach, Schmach, Schmach!

Kaiphas.

Ihr wollt's: ich rede. — Tief hinab zum Staube
Beugt mich der Frevel, den jetzt mein Ohr vernimmt.
Verräther unter uns, sind wir nicht würdig
Zu fällen ein Gericht an Gottes Statt.

Chor.

Weh! weh! weh!
Verderben über euch!
Unsre Schmach
Hallen Jahrhunderte nach!

Kaiphas.

Ich, der auf Mosis heil'gem Stuhle thront,
Der jährlich mit dem Opferblut allein
Ins Allerheiligste sich wagen darf,

Um zu entsünd'gen das erwählte Volk:
Ich — beym lebendgen Gott beschwör' ich dich,
Daß du uns sagest, ob du seyst der Christ
Und einge Sohn des ewig Hochgelobten!

Jesus.

Ich bin der, den du nennest! Und fortan
Sollt ihr den Sohn des Menschen sitzen sehn
In seiner Kraft zur Rechten seines Vaters,
Und in den Wolken kommen zum Gericht! —

Kaiphas.

Ihr habt es selbst gehört aus seinem Munde!
Du hörst es auch, Herr Zebaoth! Du richtest! —
Wie ich dies priesterliche Kleid zerreiße,
So reiß' ich dieses Lästrers Leben ab,
Und seine Pforten öffnet ihm der Tod!

Chor.

Dein ist die Macht,
Du hast's vollbracht,
Herr Zebaoth!
Tod! Tod! Tod!

Nikodemus.

Und keinem regt sich in der Brust ein Herz?
Und keiner wagt's und bietet uns die Rechte?
So, Bote Gottes, bleibt dein Tod gewiß.
O gieb die Seele willig deinem Herrn,
Wie die Propheten, die sie auch erschlugen,

Und die er nun um sich versammlet hat,
Zu richten die Geschlechter Israels!

Chor der Priester und des Volks.

Ueber uns komme sein Blut,
Und über unsre Kinder!
Zum Kreuze schleppt ihn fort!
Langsam hauch' er die Seele dort aus!
An's Kreuz! an's Kreuz!
Da verwese sein Gebein,
Nicht von der Erde gefühlt!
Keine Blume sprosse
Auf seinem Grab!
Keine Thräne bethaue
Seinen Todeshügel!
Fort! fort! fort!
An's Kreuz! an's Sklavenholz!

Ende des ersten Theils.

Zweyter Theil.

(Die Einleitung drückt den Zug nach Golgatha aus.)

Chor der Freunde und Freundinnen Jesu.

Blicke, du strahlende Sonne,
Nicht so freundlich auf uns herab!
Wir geleiten den Heilgen
Auf seiner letzten, schmachvollen Bahn.

Eine Stimme.

Mit verschüchtertem Staunen
Drängt sich, stumpfen Sinnes, das Volk,
Rufet heute das Kreuzge,
Wie vor drey Tagen Hosanna es rief!

Eine andere.

Wie die Freude des Sieges
Aus den Augen der Priester blitzt!
Werth sind sie, als die Götzen
Wetterwendischen Pöbels zu stehn!

Eine andere.

Stillet das Herz! entweihet
Nicht durch Rache den großen Tag!
Segnet, die euch verfolgen,
Lehrte und übte der Gottessohn.

Drey Stimmen.

Auf dem blutenden Rücken
Trägt er willig den Todespfahl,
Matt und zitternd und wankend —
Ach, er erlieget der schimpflichen Last!

Chor.

Hülle dich ein, o Sonne,
Blicke trauernd vom Himmel herab!
Wir geleiten den Heilgen
Auf seiner letzten, schmachvollen Bahn.

Recitativ.

Johannes.

Da ist der Altar, wo das Lamm soll bluten.
Schon streckt der Balken seine Arme aus.
Die rauhen Krieger fassen ihn, den Herrn:
Gelassen, wie er sonst zum Segnen that,
Hebt er die Hand, daß sie ihn leichter heften
An dieses Holz, von dem sein Blut nun tropft.

Chor der Priester und des Volks.

Arzt, der Allen half,
Hilf dir nun selber!

Chor der Freunde und Freundinnen Jesu.

Der du mit Allgewalt
Ueber dem Erdkreis thronst,
Und der Sterblichen Trachten
Leitest nach deinem Rath:
Wende dich zum Bedrängten,
Den auch sein Freund verräth!
Nimmer hat der Gerechte
Deiner vergeblich geharret!

Recitativ.

Johannes.

Die Pforten des Palastes thün sich auf,
Und tiefer Ernst ruht auf der Stirn der Sieb'nzig.
Der dort mit stummen Grimm den weiten Talar,
Schwarz wie sein Herz, um seine Lenden schlägt,
Das — ach, ist Kaiphas, der Hohepriester. —
Doch Joseph — Gottes Freund und unsers Herrn —
Nimmt an des Hohenpriesters Seite Platz;
Und jener dort, der edle Nikodemus!
Heil sey dir, Joseph! Heil dir, Nikodemus!
Ihr willigt nimmermehr in ihren Blutrath! —
Und o wie heiter in der Unschuld Glanz,
Steht vor den Schranken unser Jesus da!
Sie fühlen reines Herzens Uebermacht:
Am Boden ist gefesselt jeder Blick
Und alles still, und keiner wagt zu sprechen! —
Wer ist der Greis dort mit gebeugtem Haupt,
Der zitternd an die Brust die Arme drückt
Und jetzt den Flammenblick zum Himmel sendet?

Ihm winket Kaiphas, das Wort zu nehmen.
Mit Müh' erhebt er sich! Jetzt öffnet er die Lippen!

Philo.

Laßt mit heiligem Erbeben
Uns das Herz zum Herrn erheben,
Der uns hier versammlet hat!
Wir sind seiner Ehre Rächer
An dem gleißenden Verbrecher.
Mächt'ger! leite unsern Rath!

Chor wiederholt.

Mächt'ger! leite unsern Rath! —

(Die Musik gehet leise und feyerlich ohne Gesang fort, ein stilles Gebet ausdrückend.)

Philo.

Ja, sein Geist — er senkt sich nieder,
Stärkt des schwachen Greises Glieder:
Dich zu richten, stärkt er mich!
Zauberey hast du gewoben,
Hast dich selbst zu Gott erhoben:
Lästerer, deß zeih' ich dich!

Chor wiederholt.

Lästerer, deß zeihn wir dich!

Philo.

Und du bist vor Gott gerichtet!
„Jeder Lästrer sey vernichtet,“

Ruft uns Moses donnernd vor.
Doch geheim mit argen Tücken,
Wußt' er Schwache zu berücken:
Darum, Klage, hall' empor!

Chor wiederholt.

Hall' empor! empor! empor!

Eine Stimme.

Er hat den Tempel entweiht,
Heilige Opfer gestört;
Hat die Seinen ermächtigt,
Gottes Wohnung zu brechen,
Und mit frevelndem Hohn
In drey Tagen sie wieder
Aufzurichten geprahlt —
Ich bekräft'ge mit heiligem Eid,
Daß ich's vernommen aus seinem Munde!

Eine zweyte Stimme.

Er hat den Sabbath verletzt,
Hat an ihm Kranke geheilt,
Mit verfänglicher Rede
Seine Unthat beschönt;
Hat Juda's Herrscher geschmäht,
Sündern Sünden vergeben,
Was der im Himmel nur darf.
Ich bekräft'ge mit heiligem Eid,
Daß ich's vernommen aus seinem Munde!

Ihm winket Kaiphas, das Wort zu nehmen.
Mit Müh' erhebt er sich! Jetzt öffnet er die Lippen!

Philo.

Laßt mit heiligem Erbeben
Uns das Herz zum Herrn erheben,
Der uns hier versammlet hat!
Wir sind seiner Ehre Rächer
An dem gleißenden Verbrecher.
Mächt'ger! leite unsern Rath!

Chor wiederholt.

Mächt'ger! leite unsern Rath! —

(Die Musik gehet leise und feyerlich ohne Gesang fort, ein stilles Gebet ausdrückend.)

Philo.

Ja, sein Geist — er senkt sich nieder,
Stärkt des schwachen Greises Glieder:
Dich zu richten, stärkt er mich!
Zauberey hast du gewoben,
Hast dich selbst zu Gott erhoben:
Lästerer, deß zeih' ich dich!

Chor wiederholt.

Lästerer, deß zeihn wir dich!

Philo.

Und du bist vor Gott gerichtet!
„Jeder Lästrer sey vernichtet,“

Recitativ.

Nikodemus.

Treu bin ich dem Gesetz, — ihr wißt's! und treu
Dem Gotte unsrer Väter.
Drum darf ich reden über diesen Mann,
Für den kein Anwald, doch sein Leben spricht. —
Nicht wag' ich zu verschmähn, was ihr gezeugt:
Doch dunkler Worte nur und kühner Wohlthat
Klagt ihr ihn an —
Verzeiht sie ihm; merkt auf sein ganzes Handeln:
Er lebt' in Gott, und göttlich war sein Wandeln —

Joseph von Arimathia.

Auch mir erschien er ein Prophet des Herrn!
Im Geiste Jesaias sprach sein Mund,
Und Wunder wirkt' er, wie vor Zeiten Moses.
Dazu verleiht nur Kraft der Herr der Welt:
Nur dem verleiht er sie, der ihm gefällt!

Chor der Priester und des Volks.

Schmach! Schmach! Schmach!
Sie folgen dem Lästerer nach!
Strafe des Herrschers dräut!
Unser Kreis ist entweiht!

Eine Stimme.

Sie sind Nazaräer,
Irdischer Weisheit voll —

Eine zweyte.

Kaiphas, Kaiphas, rede:
Dich erleuchtet der Herr!

Christliche Kirchenlieder.

Recitativ.

Nikodemus.

Treu bin ich dem Gesetz, — ihr wißt's! und treu
Dem Gotte unsrer Väter.
Drum darf ich reden über diesen Mann,
Für den kein Anwald, doch sein Leben spricht. —
Nicht wag' ich zu verschmähn, was ihr gezeugt:
Doch dunkler Worte nur und kühner Wohlthat
Klagt ihr ihn an —
Verzeiht sie ihm; merkt auf sein ganzes Handeln:
Er lebt' in Gott, und göttlich war sein Wandeln —

Joseph von Arimathia.

Auch mir erschien er ein Prophet des Herrn!
Im Geiste Jesaias sprach sein Mund,
Und Wunder wirkt' er, wie vor Zeiten Moses.
Dazu verleiht nur Kraft der Herr der Welt:
Nur dem verleiht er sie, der ihm gefällt!

Chor der Priester und des Volks.

Schmach! Schmach! Schmach!
Sie folgen dem Lästerer nach!
Strafe des Herrschers dräut!
Unser Kreis ist entweiht!

Eine Stimme.

Sie sind Nazaräer,
Irdischer Weisheit voll —

Eine zweyte.

Kaiphas, Kaiphas, rede:
Dich erleuchtet der Herr!

„Mein die Geschlechter,
„Und ich verleih' sie dem,
„Der mir gefällt!"

Da, Morgenroth des Friedens, kehrst du wieder:
Die Blume sprießt, das Saatfeld grünt empor;
Nicht Kriegsgesang, es tönen Hirtenlieder;
Zum Tempel wallt geschmückt der Frommen Chor.
Wer nahm der Welt, der trauernden, sich an?
Gott hat es, unser Gott gethan!

Die sich verfolgt, die reichen sich die Rechte;
Zerflossen ist der Wahn, der Haß gebahr;
In Liebe drängt Geschlecht sich zum Geschlechte;
In Preiß vereint sich, was geschieden war.
Wer nahm der Welt, der irrenden, sich an?
Gott hat es, unser Gott gethan!

So hebet eure Häupter auf, darum, daß sich eure Erlösung nahet. — Es ist noch eine Ruhe vorhanden für das Volk Gottes. — Der Herr wird abthun alle Thränen von euren Augen. —

Unsere Seele
Harret auf den Herrn:
Er ist unsre Hülf' und Schild;
Unser Herz freuet sich sein,
Und wir trauen
Auf seinen heiligen Namen.

---

2. Friede.

Unendlicher! Gott, unser Herr!
Wie mächtig ist dein Nam' auf Erden,
Da deine Majestät vom Himmel strahlet!
  Was ist der Mensch,
  Daß du sein denkest?
  Der Erdensohn,
  Daß du dich seiner annimmst?
Unendlicher! Gott, unser Herr!
Wie mächtig ist dein Nam' auf Erden! —

Tröstet, tröstet mein Volk,
Spricht euer Gott;
Redet freundlich mit Jerusalem,
Und prediget ihr,
Daß ihr Gefängniß sich geendet hat,
Und Herrlichkeit vom Herrn
Geht auf über ihr. —

Wer ist der Mächtge, der daherzeucht
Im Glanze des Aufgangs?
Wem rauschen die Wipfel der Cedern?
Wen feyert das Schweigen der Nacht?
Seht: das ist euer Gott!
Der Herr der Herren kömmt:
Er kömmt gewaltig!

„Mein die Geschlechter,
„Und ich verleih' sie dem,
„Der mir gefällt!"

Da, Morgenroth des Friedens, kehrst du wieder:
Die Blume sprießt, das Saatfeld grünt empor;
Nicht Kriegsgesang, es tönen Hirtenlieder;
Zum Tempel wallt geschmückt der Frommen Chor.
Wer nahm der Welt, der trauernden, sich an?
Gott hat es, unser Gott gethan!

Die sich verfolgt, die reichen sich die Rechte;
Zerflossen ist der Wahn, der Haß gebahr;
In Liebe drängt Geschlecht sich zum Geschlechte;
In Preiß vereint sich, was geschieden war.
Wer nahm der Welt, der irrenden, sich an?
Gott hat es, unser Gott gethan!

So hebet eure Häupter auf, darum, daß sich eure Erlösung nahet. — Es ist noch eine Ruhe vorhanden für das Volk Gottes. — Der Herr wird abthun alle Thränen von euren Augen. —

Unsere Seele
Harret auf den Herrn:
Er ist unsre Hülf' und Schild;
Unser Herz freuet sich sein,
Und wir trauen
Auf seinen heiligen Namen.

Vor meinen Augen lag ein groß, weit Feld,
Und der drauf trat, deß Name war Tod,
Verderben ging zu seiner Seite —
Da wurden erwürget die Söhne meines Volks,
Und Väter vieler meiner Kinder.
Da sah ich Wittwen ohne Heimath,
Und Greise wandern ohne Stab,
Die jungen Kinder ohne Führer.
Da ward des Weinens viel auf Erden,
Wehklagens und des Jammerns viel
Vom Aufgang bis zum Niedergang;
Und Botschaft kam: die Streiter sanken hin,
Sie sanken hin in ihrem Blute,
Und Niemand war, der sie erlösete . . .

Es ruhet in Frieden ihr Leib,
Doch ihr Name bleibt ewiglich.
Der Frommen Seelen sind in Gottes Hand,
Und Niemand wird sie seiner Macht entreißen.

Bringet her dem Herrn, ihr Gewaltigen,
Bringet her dem Herrn Ehr' und Stärke!
Der Herr wird seinem Volke Kraft verleihn,
Der Herr die Seinen seegnen im Frieden!

Choral.

„Sey uns gnädig, o Herre Gott!
„Sey uns gnädig in aller Noth!
„Zeig' uns deine Barmherzigkeit,
„Wie unsre Hoffnung zu dir steht!

Dampf stieg auf bey seinem Zorn,
Zerstörend Feuer —
Gluthfeu'r und Rauchdampf!
Er neigte die Himmel, er fuhr herab,
Unter den Füßen schwarzes Gewölk,
Auf Cherubsflügeln flog er daher,
Auf grauen Fittigen des Sturmwinds!
Da hüllt' in Dunkel sich die Welt,
Flutende Finsterniß lag auf ihr;
Der Völker Herzen bebeten,
Und schüchtern, wie die Turteltaube
Nach ihrer Felsenschlucht,
Flohn ihre Seelen zagend hin — —
Nun reicht er aus der Höhe seine Hand,
Hilft uns empor aus Feindsgewalt!
Nun breitet er die Arme über uns,
Und führt uns ein zu seinem Heil!

Was weinest du, und senkst das Haupt?
Blick' auf! zerbrochen ist die Geisel
Der Unbarmherzigen!
In Stille ruhet alle Welt,
Und sinnt, wie sie sein Lob verkünd'ge.

Bringet her dem Herrn, ihr Gewaltigen,
Bringet her dem Herrn Ehr' und Stärke!
Der Herr wird seinem Volke Kraft verleihn,
Der Herr die Seinen seegnen im Frieden!
„Sey uns gnädig, o Herre Gott!
„Sey uns gnädig in aller Noth!" —

3. Ostern.

Den Fürsten des Lebens
Haben sie getödtet.
Sie nahmen ihn und würgeten ihn. —
Er ist aus dem Lande
Der Lebendigen weggerissen;
Um die Missethat des Volks
Ward er geschlagen.

Und sie nahmen ihn vom Holz und legten ihn in ein Grab. Die Andern setzten sich zum Grabe und weineten.

Aber, Herr, deine Todten werden leben und auferstehn. „Erwacht, und grünt, ihr Schlafenden unter der Erde!“ — Was sucht ihr den Lebend'gen bey den Todten? Er ist auferstanden, und ist nicht hie! Wahrlich, ihn hat Gott auferwecket am dritten Tage!

Machet die Thore weit,
Und die Thüren in der Welt hoch,
Daß der König der Ehren einziehe!
Wer ist derselbige König der Ehren?
Es ist der Herr, stark und mächtig:
Er ist der König der Ehren! —
Machet die Thore weit,
Und die Thüren in der Welt hoch,
Daß der König der Ehren einziehe!
Wer ist derselbige König der Ehren?

Es ist der Herr Zebaoth:
Er ist der König der Ehren! —
Wie kömmt's: dein Kleid ist roth von Blut?
„Ich trat die Kelter,
„Ich trat sie allein;
„Ich kämpfte allein
„Am Tage der Schlacht,
„Und ward voll Blut!“ —
Machet die Thore weit,
Und die Thüren in der Welt hoch,
Daß der König der Ehren einziehe! —

Herr, bleibe bey uns, denn es will Abend werden,
Und der Tag hat sich geneiget!
„Friede sey mit euch!“ —
Mein Herr, und mein Gott! —
Herr, bleibe bey uns, denn es will Abend werden,
Und der Tag hat sich geneiget!
„Wo ich bin, da soll mein Diener auch seyn!“
Herr, stärke uns den Glauben! —
Herr, bleibe bey uns, denn es will Abend werden,
Und der Tag hat sich geneiget!
„Siehe, ich bin bey euch alle Tage,
„Bis an der Welt Ende!“
Ich weiß, daß mein Erlöser lebt! —

Würdig ist das Lamm, das erwürget ist,
Und hat uns Gott erkauft mit seinem Blut,
Zu nehmen Stärke und Reichthum
Und Ehre und Macht

Von Ewigkeit zu Ewigkeit!
Amen! Halleluja! Amen!

---

4. Pfingsten.

Warum toben die Heiden,
Und die Völker reden so vergeblich?
Die Könige im Lande lehnen sich auf,
Und die Fürsten rathschlagen
Wider den Herrn
Und seinen Gesalbten.

Merkt auf: der Herr redet!
„Ich rufe der Welt vom Aufgang bis zum Niedergang!
„Ich lasse mein Gesetz verkünd'gen,
„Und lasse predigen mein Wort;
„Daß Friede werde bey allem Volk,
„Und Eintracht herrsche bey den Geschlechtern.
„Mein Name soll gepreiset seyn
„Von einem Meer zum andern,
„Daß Fürsten kommen von der Wüste,
„Der Inseln Könige von fernen Wassern;
„Daß sie in Fried' anbeten vor mir,
„Und aller Völker Kraft mir diene!"

Und als der Tag der Pfingsten erfüllet war, waren sie alle einmüthig bey einander. Und es geschahe schnell ein Brausen vom Himmel, und erfüllete das

ganze Haus, da sie saßen. Und wurden alle voll des heiligen Geistes, und fingen an zu predigen, nachdem der Geist ihnen gab auszusprechen.

Nun gehet ihr Schall durch alle Welt,
Und ihr Wort bis an die Enden der Erde.

Choral.

Der Herr mit euch, der Herr mit euch:
Ihr bauet ihm sein weites Reich!
Nun herrscht der Herr auch unter Heiden,
Und Völker dienen ihm mit Freuden.
Entfesselt von Abgötterey,
Lernt nun die weis're Welt aufs neu
Den längst vergeßnen Schöpfer kennen,
Ja, ihn in Christo Vater nennen.
Halleluja! Halleluja!

Wie lieblich sind deine Wohnungen,
Herr Zebaoth!
Mein Herz verlangt und sehnet sich
Nach deinen Vorhöfen.
Der Vogel hat sein Haus,
Wo liebend er die Seinen hegt:
Ich deinen Altar, Herr, mein Gott!
Mein König und mein Gott!

Seine Schaafe hören seine Stimme, und folgen ihm;
Und es wird Eine Heerde und Ein Hirte werden.
Eine Heerde! Ein Hirt!

Fallet nieder, und dankt:
Der Herr führt Alle zu seinem Licht,
Und reicht dem Irrenden die Rechte.
Fallet nieder, und dankt:
Der Geist hilft unsrer Schwachheit auf,
Und rufet in uns: Lieber Vater! —
Es danken dir, Gott, die Völker,
Es danken dir alle Völker!
Es seegne uns Gott, unser Gott,
Es seegne uns Gott, und alle Welt fürchte ihn!
Amen! Amen!

Christliche Kirchenlieder.

1.

Abendmahlslied.

(Mel. Schmücke dich, o liebe Seele.)

Nahe dich, gebeugte Seele!
Zage nicht ob deiner Fehle!
Dem du nahst, der prüft die Herzen,
Kennt die Schuld, doch auch die Schmerzen,
Und dein sehnliches Verlangen,
Treu fortan an ihm zu hangen,
Ihm zu wirken, ihm zu leiden,
Ihm zu leben, ihm zu scheiden.

Hier, an heiligem Altare,
Seine mächtge Näh' erfahre!
Sieh ihn, gleich dem Menschenkinde,
Zagen vor dem Sold der Sünde,
Daß du faßtest, daß du fühltest,
Fest, wenn Schuld dich beuget, hieltest:
Sterben nicht, nein, leben, leben
Soll ich; denn mir ist vergeben!

Nun, so nah' ich mich, mein Leben,
Nicht mit Angst-, mit Freude-Beben!
Kommt, o kommt, ihr meine Brüder,
Werft mit mir vor ihm euch nieder!
Froh vereinigt in Gebeten,
Laßt zu seinem Tisch' uns treten:
Gleicher Staub und gleiche Geister:
Ueber uns Ein Herr und Meister!

Allen wird sein Brot gebrochen,
Allen hat sein Mund versprochen:
Die der Vater mir gegeben,
Führ' ich ein zum ewgen Leben.
Führ' uns, treuer Hirt, durch Freuden,
Führ' durch Schmerzen uns und Leiden;
Sieh', wir folgen mit Vertrauen,
Hier zum Glauben, dort zum Schauen!

Nur daß sich in neuen Sünden
Nicht die alten Lüst' entzünden;
Nicht die Macht des Angewöhnten
Täusch' aufs neu die Ausgesöhnten!
Nur daß, was wir heut errungen,
Von der Welt bleib' unbezwungen!
Das nur! sonst thu' mit uns allen,
Herr, nach deinem Wohlgefallen! —

Nun, in Demuth, Lieb' und Treue,
Wandeln, Brüder, wir aufs neue

Jeder hin auf seinem Pfade,
Denn mit uns ist Gottes Gnade;
Warten still, bis wir, gerufen
Zu des ewgen Thrones Stufen,
Als die Seinen, (ach, die Seinen!)
All' uns, all' in ihm vereinen.

2.

Dem Heiland.

(Mel. Sollt' ich meinem Gott nicht singen.)

Ringe von dem Weltgewühle
Dich, von Schmerz und Freuden los;
In des Ewigen Gefühle
Werde frey, und still, und groß;
Ernst und ruhig laß dahinten,
Was dich reizt, und was dich preßt,
Heut dir naht, dich morgen läßt:
Laß es schweigen, laß es schwinden;
Fleug empor, und zage nicht,
Geist zum Geist, und Licht zum Licht!

Und es hüllt ein milder Schleyer
Erdenlust und Erdenschmerz,
Und es ahnt der Himmel Feyer
Seelig das entbundne Herz.
Weile nicht in dunkeln Fernen,
Nicht in Sonne, nicht im Mond:
Ihn, der über ihnen thront,
Ihn, der rief den ewgen Sternen,
Den ihr Heer als Schöpfer preis't,
Ihn ergreife, du, mein Geist!

Doch wie könnt' ich je ihn finden —
Heilig, allgewaltig Er:
Ich, in Ohnmacht, ich, in Sünden,
Ich, ein Staub von gestern her?
Ach, da blickte sein Erbarmen
Auch auf mich von Ewigkeit!
Sandte in der Füll' der Zeit
Mir auch seinen Sohn, mir Armen:
Gott von Gott, und Huld von Huld;
Mensch, wie ich, nur frey von Schuld.

Sohn! mein Heil! o sey willkommen!
Tausendmal begrüß' ich dich!
Hätt' ich nichts von dir vernommen:
Ach, wie stünd' es dann um mich?
Wem brächt' ich mein höchstes Lieben,
Meine Sorg' und stille Pein?
Auf der Welt stünd' ich allein!
Sie ist Keinem treu geblieben!
Und so sänk' ich auch hinab,
Einsam, trostlos, in mein Grab.

Preiß dir, Herr, daß du gekommen,
Daß mein Daseyn du verklärt!
Daß du mir, mit allen Frommen,
Gnad' um Gnade hast gewährt!
Licht im Geiste, Trost im Herzen,
Muth und Lust zu guter That,
Kraft im Kampf, in Aengsten Rath,
Hoffnung und Vertraun in Schmerzen,

Lieb' und Treu', Genügsamkeit,
Demuth, Unterwürfigkeit!

Ach, daß nie ich von mir lasse,
Was du liebend mir gebracht!
Daß mit aller Kraft ich fasse,
Wie du mir zum Heil gemacht!
An dem Heiligen und Reinen
Hat nur, wen du heiligst, Theil:
Frevlern wird, o Herr, dein Heil,
Und auch Läß'gen, nicht erscheinen!
O so hilf mir, treu und rein,
Lebend, sterbend, dein zu seyn!

3.

Am Grabe.

(Mel. O wie seelig seyd ihr doch, ihr Frommen.)

Sammlet seinen Staub zu Aller Staube!
Sie, die Seele — fest steht unser Glaube —
Hat, mild entbunden,
Ihr geliebtes Vaterland gefunden.

Jenes Vaterland, wo, ohne Thränen,
Und was mehr ist, ohne Sünd' und Wähnen,
Der Herr die Seinen —
Ach auch ihn — mit uns wird neu vereinen.

Zieh' zu ihm! Wie Schmerz die Brust zerreißet:
Gott macht's gut; sein Name sey gepreiset!
Wonach wir ringen,
Hast du nun: wir sollten Dank nicht bringen?

Zwar, das wollen wir uns nicht verhehlen,
Deine Lieb' und Treu', ach, wird uns fehlen:
Doch unvergessen;
Tröstend bleibt, was wir an dir besessen.

Auch was du im Erdenthal errungen,
Auch was Schön' und Gutes dir gelungen,
In Gottes Händen
Wird es blühn und lang' nach Seegen spenden.

Schließt das Grab! Mit ihm ist Gottes Frieden.
Scheidet still, und harrt, bis uns beschieden
Ihm nachzugehen.
Heiland, laß in dir es sanft geschehen! —

Die Opfer.

Eine Aufgabe. *)

*) Siehe die Anmerkung. S. 276.

An Schwester Lotte.

Berlin, Ende des Januars.

Mein Versprechen, Dir recht viel zu schreiben, werd' ich halten; ob Du aber vom Carneval viel erfahren wirst, weiß ich nicht, denn ich zweifle, daß ich selbst viel davon erfahre. Unsrer guten Emma scheint die Reise, bey aller Vorsicht, übel bekommen zu seyn: sie ist sehr krank — kränker sogar, als im Herbst. Der Major befindet sich desto besser, und scheint sich hier ungemein zu gefallen — —

Die Kriegsräthin hab' ich, sobald es möglich war, aufgesucht. Sie nahm mich mit all' der Artigkeit und Dienstfertigkeit auf, die man hier Fremden so gern beweiset. Wir haben uns diese Frau nach ihren Briefen richtiger gedacht, als nach den Briefen ihrer Tochter, deren Liebe der Mutter Vorzüge lieh, die sie nicht hat und wol auch nicht haben mag. Ich fand an ihr eine unterhaltende, sehr muntere Frau,

die die Welt liebt, sie mit leichtem, und leichterm Sinn, als ihre Geburtstafel rechtfertigen möchte, genießt, aber auch, wo nicht so gut, doch so klug ist, sich nicht zu offenbaren Thorheiten hinreißen zu lassen. Einen Vorzug, den sie besitzt, und mit den meisten wohlerzogenen Berlinerinnen theilt, haben wir ihren Briefen nicht abmerken können: sie spricht sehr angenehm und zuweilen wirklich schön. Dadurch wird sie weit anziehender im Umgang, als sie sonst, bey dem mäßigen Fonds in ihrem Innern, werden könnte; was denn besonders uns Sachsen wohlthut, die wir so selten gut sprechen, selbst wenn wir manches Gute zu sagen wissen. —

Die Tochter fand ich bey meinem ersten Besuche nicht zu Hause und ließ Deinen Brief an sie zurück. Sie kam aber nach einigen Stunden zu mir, und kam mit so freundschaftlicher Hastigkeit, daß sie mir schon darum vom ersten Augenblick an hätte lieb werden müssen. Jakob hatte die Thür noch nicht hinter ihr zugemacht, als sie schon rief: Sie haben mir einen Brief von meiner Lotte gebracht! das war ein herrliches Geschenk! Aber warum ist sie nicht selbst mitgekommen? sehnt sie sich denn gar nicht hieher? nach mir auch nicht? — Und so ging es noch eine feine Weile fort. Unter lauter Fragzeichen setzten wir uns, und nun versuchte ich aus Antworten zu kommen — —

Sie übertrifft meine, und vielleicht selbst Deine Erwartung, liebe Schwester! Sie ist ein wahrhaft schö-

nes, und überhaupt eins der liebenswürdigsten Mädchen, die mir je vorgekommen sind. Ihr Bild über Deinem Schreibtisch ist nicht unähnlich, erreicht sie aber bey weitem nicht. Von diesen durchdringenden, seelenvollen Augen, diesen reizenden Lippen; von diesem Lächeln, worin immer der Schalk lauscht, aber nie Höhnerey oder Kokelterie; von dieser unschuldvollen Brust, an der noch jede leise Regung des Herzens bemerkbar wird; von dieser schönen Hand, die jedem geübten Auge reine Jungfräulichkeit ankündigt; von dieser ächtmädchenhaften Gesprächigkeit und Neugier; von diesem anstelligen und immer bewegten Wesen; von diesem nicht hohen, aber ganz frischen Teint, der, in Verbindung mit solchen Zähnen, so überzeugend für Gesundheit des Körpers und der Sitten spricht; von dieser über alle ihre Bewegungen verbreiteten Anmuth: — von alle dem, was mich im Schreiben fast außer Athem setzt, und mich in das treffliche Mädchen verliebt macht, läßt das Bild wenig oder gar nichts — auch nur ahnen. Ich mußte ihr schon in den ersten fünf Minuten auch Dein ganzes Aeußere schildern. Sie schien in großer Aufmerksamkeit und Ernsthaftigkeit die einzelnen Züge zu einem Ganzen zu sammlen, und fragte mit possierlichem Ernst, ohngefähr wie Dein Mann bey Deiner Toilette, nach so manchem Detail, woran ich nie gedacht hatte —

„So ist sie weit hübscher, als hier!" sagte sie endlich, und zog Dein Miniaturbild hervor. „Wie mich das freuet! Ich habe „mich's" immer so gedacht! Mir, mir hab' ich's gedacht" — verbesserte sie sich eiligst,

und griff schnell mit der Hand zu, als wolle sie das „Mich" noch im Fluge auffangen.

Dann ist's Ihnen mit Lottens Bilde gegangen, wie Lotten mit dem Ihrigen — sagte ich. Sie schien sich erst einen Augenblick besinnen zu müssen, was ich meyne; fand es, warf einen halben Streifblick in den gegenüber hangenden Spiegel; bemerkte, daß ich dem Blick gefolgt war, wurde ein wenig roth, tätschte sich leicht auf die Wange — alles das fast in Einem Moment; und sagte nun: Lassen Sie uns von etwas Ernsthaftem sprechen! Mutter bittet Sie morgen zum Ball bey * * *

So sagt man nämlich hier — nicht: die Mutter, der Vater; ja, man declinirt wol gar: Sie sollen Mutter'n, oder Vater'n, das Buch geben u. dgl. Ich kann mich täuschen: aber, wo das, bey solcher Jugend, so natürlich herausfährt, läßt es, finde ich, allerliebst. — —

Doch, Schwesterchen, wenn ich so fortführe, bekämest Du den Brief nimmermehr. Ich würde von Berlin abreisen, Hefte vollgeschrieben haben, und doch schwerlich mit meiner Schilderung über die erste Woche hinaus gekommen seyn. Also kürzer! —

Den folgenden Vormittag machten mir Mutter und Tochter den Gegenbesuch. Natalie kam aber nur,

mir zu sagen, daß sie wieder gehe. Es warten zwey Freundinnen zu Hause auf mich, sagte sie. Ich soll ihnen am Putz helfen, damit sie heut' Abend recht gefährlich werden. Da nehmen Sie's gewiß nicht übel, daß ich den Wagen warten lasse, um gleich wieder abzuseegeln!

Ich bemerkte, daß sie heute — wie nenn' ich's? nun, wie der Onkel von seinem Burgunder spricht: animirt — also, daß sie viel animirter war, als gestern. Ich gestand es ihr; sie ließ mich nicht ausreden, sondern küßte mir den Nachsatz von den Lippen. Wer wird denn alles heraus-bemerken! sagte sie. Nun — ich will Mutter'n den Wagen recht spät zurückschicken, damit Sie sich viel erzählen können — von mir auch etwas!

Das letzte sagte sie mit einem Tone, den ich jetzt noch nicht, aber, als sie fort war, bald verstand.

Nach manchen Plaudereyen, unter denen ich jedoch leicht abnehmen konnte, daß die Kriegsräthin — wie wir's nennen: etwas auf dem Herzen hatte; begann sie endlich ernsthafter:

Das Mädchen hat mit Eins all' ihre Liebe und all' ihr Zutrauen von der jüngsten Schwester auf die ältere übergetragen, ohne daß jene darum zu kurz kommen wird. Sie kam gestern wie bezaubert von Ihnen zurück. Ja, sagte sie: mein guter Engel hat diese Sophie mir eben jetzt gesandt —

Sollte Ihre Natalie einer Engel-Sendung bedürfen? fragte ich befremdet.

Sie bildet sich's wenigstens ein.

Und was will dies „eben jetzt" sagen?

Das werde ich Ihnen sogleich ohne Umschweife anvertrauen, und zwar auf ihre eigene Bitte. Deßhalb machte sie sich auch gleich wieder fort. —

Ich gestehe Dir, Loltchen, daß mir dieß nicht ganz recht war; ich vermuthete einen besondern Betrieb — nicht der Tochter, sondern der Mutter. Ich unterbrach sie deßwegen: Sie sollte etwas zu gestehen haben, das sie einer Frau, welche sie, wie Sie selbst sagen, liebt und welcher sie vertrauet, doch nicht selbst gestehen wollte?

Wie nun siebzehnjährige Mädchen sind! antwortete sie leichthin.

Ich glaube, was ein solches Herz der Freundin nicht mittheilen mag, das hat es nicht mitzutheilen; denn etwas, das es nicht mittheilen dürfte, wohnt hier nicht — darauf wollt' ich sterben.

Die Kriegsräthin schien meine — freylich etwas schwerfällige Aeußerung nicht eben zu beachten. Sie besserte etwas an ihrer Kleidung, sahe einige Augen-

blicke im Zimmer umher — sie misfiel mir hier — und nun fing sie wieder etwas ernsthafter an:

Die Sache ist die! Das Mädchen wird bemerkt, und bemerkt wol auch selbst; das letzte aber, bis vor kurzem, nur mit den Augen — ich stehe dafür! — Sie kennen unsre Verhältnisse; es wär' eine Thorheit, Ihnen verbergen zu wollen, daß ich wünschen muß, meine Tochter gewinne einen wohlhabenden, und, kann es seyn, einen reichen Mann. Sie brauchte zwar, auch wenn das nicht geschähe, nie zu darben: aber — das Leben verlangt doch auch so gar viel mehr, als das! besonders jetzt! —

Unter uns, liebe Schwester: die Frau ist geizig, sehr geizig, bey aller Lust am Aufwand, und Menschenkenner mögen erklären, wie diese Widersprüche sich so oft in weiblichen Seelen zusammenfinden. Ich konnte jenen Charakterzug schon aus der Art abnehmen, wie sie sich nun ins Breite über „das Brauchen" ausließ; aber dieses, was ich in der Folge erfuhr, setzte ihn erst in sein volles Licht. Endlich kam sie wieder zur Hauptsache:

Nun hat aber ein junger Mann das Mädchen lieb, obgleich ich freylich nicht behaupten möchte, daß er gerade um sie stürbe. Um so besser, da die Rede nicht von einem Roman, sondern von einer Ehe ist! Der junge Mann ist von gutem Hause, von einnehmender Gestalt und ausgebildeten Sitten; er hat Kopf,

Welt, ist der angenehmste Gesellschafter, und besitzt ein sehr ansehnliches Vermögen. Natalie ist mit ihm bekannt, und ist es schon seit geraumer Zeit, obschon er erst seit kurzem in unser Haus kömmt.

Und wie findet sie ihn? fragte ich.

Er hat ihr, gleich vom Anfang' an, nicht mißfallen. Nun zeichnete er sie vor Andern aus: dadurch wurd' er ihr lieb. So knüpfte sich ein kleines, und nach und nach ziemlich lebhaftes Verhältniß zwischen ihnen an, so daß ich schon anfing besorgt zu werden, da der Liebhaber sich nicht weiter erklärte. Vor kurzem erscheint nun unvermuthet sein Vater bey mir, und hält vorläufig um Nataliens Hand für seinen Sohn an. Voller Freude theile ich ihr das mit: sie stutzt. Jetzt macht uns der junge Mann seinen ersten freundschaftlichern Besuch, und — ich möchte sagen, von dieser Stunde an, wird das Mädchen nicht nur überhaupt zurückhaltend, sondern sie scheuet seinen Umgang. — Ich sehe Ihnen an, was Sie sagen wollen — fuhr sie schnell fort; aber Sie irren! Ich war während dieses Besuchs keinen Augenblick abwesend; und trauen Sie mir zu, ich habe meine Augen. Ich habe auch nachher beobachtet, ich habe geforscht, und unbemerkt: gleichwol weiß ich noch heute diese seltsame Veränderung nicht zu erklären und in vernünftigen Zusammenhang zu bringen.

Und hat sich diese eigene Scheu nicht verloren? hat Natalie sie nicht besiegen wollen?

Sie hat es gewollt, auch bemerkt man nicht mehr das — Widerwillige: aber die Hauptsache scheint noch dieselbe. Gleichwol gesteht das Mädchen, Richard gefalle ihr noch immer, gefalle ihr recht sehr: aber sie fühle, weniger in seiner Abwesenheit, als wenn er sich ihr freundschaftlicher nähere, etwas unüberwindlich Entfernendes, etwas Zurückscheuchendes. Es ist mir, sagte sie erst gestern, als weissage mir, sobald er mir nahe tritt, eine Stimme aus dem innersten Herzen: du wirst als seine Gattin sehr unglücklich seyn! Es ist Schwärmerey, das weiß ich wol: dennoch — was soll man mit einer Schwärmerin anfangen in solchem Fall? Ich habe, wie es einer vernünftigen Mutter gebührt, weiter in sie gedrungen; sie hat ihr Herz strenger geprüft: sie kann nichts, als angeben, es sey so, erklären kann sie es nicht, viel weniger irgend einen bestimmten Grund angeben.

Was bedarf es dann auch eines solchen? sagte ich. So wie es eine unerklärbare Sympathie der Herzen giebt...

Die Kriegsräthin lächelte. Ich ließ mich nicht stören: Nennen Sie es modischer, da dieser Ausdruck veraltet und Ihnen zuwider ist! sagte ich. Die Sache bleibt. So wie es, sag' ich, eine solche Sympathie giebt, giebt es ohnstreitig auch eine Antipathie. Man kann nun wol viel thun, um beyde zu vermindern: aber sie ganz zu vernichten, möchte schwerlich jemals gelingen. Und in einem Verhältniß, wie die Ehe, und überdies bey Ihrer Tochter Jugend und Vorzügen...

Nein, nein! unterbrach sie mich. Das ist's nicht. Gegen wen man diese Antipathie fühlt — gemein gesprochen: wen man nicht leiden kann, ohne zu wissen, warum? mit dem mag man gar nichts zu thun haben. Aber so meynt's das Mädchen nicht — —

Ich rieth nun noch, daß der junge Mann vielleicht sie zu übereilen, oder zu überlisten versucht habe, oder sonst gegen ihre Delicatesse sich verginge: das alles, versicherte sie, sey zuverlässig bisher der Fall nicht gewesen —

So wohnt vielleicht eine andere Neigung im Hinterhalt ihres Herzens? fragte ich.

Ganz gewiß nicht!

Oder sie wünscht sich leidenschaftlicher geliebt, und erwartet von solcher Anhänglichkeit das Glück der Ehe?

Keineswegs! Darüber hat sie, ohne Veranlassung und sehr ernsthaft, mit mir gesprochen. Denn, ohngeachtet alles Scheins von Leichtsinn und Übereiltheit, besitzt sie wirklich viel Tiefe und Festigkeit des Charakters.

So kenne ich sie aus den Briefen an meine Schwester. Nun, was sagte sie über das Glück der Ehe?

Sie glaube zwar, daß leidenschaftliche Liebe weit glücklicher machen könne, als stilleres, sanfteres

Wohlwollen und Wohlgefallen — aber auf kurze Zeit; und ihr schien' es ein furchtbares Wagstück, es drauf ankommen zu lassen, was hernach an die Stelle des schönen Rausches treten werde. Bey jenem Wohlwollen und Wohlgefallen aber, wenn es nur unverstellt und innig sey, erwarte sie ein — zwar ruhiges, doch desto dauerhafteres Glück. Und das ist nicht etwa von ihr nur nachgesprochen, oder sitzt ihr bloß im Kopfe: es ist ihre wahre Ueberzeugung — Ausspruch ihres gesammten Innern. Sie hält sich auch selbst keiner leidenschaftlichen Liebe fähig; und ich bin überzeugt, sie hat Recht.

Das glaub' ich auch; aber eben darum ist mir der innere Zusammenhang dieser Angelegenheit noch nicht erklärlich — —

Wir sprachen noch vielerley hierüber, ohne jedoch in der Sache selbst weiter zu kommen. Ich versprach, vor allem diesen Zusammenhang zu erforschen, und dann zu handeln, wie es einer Freundin gebühre. Sie wiederholte beym Weggehen ihre Bitte, des Balls wegen. Ich schlug sie ab, denn Emma war viel zu schwach, mitgehen zu können. Sie drang dennoch in mich, Nataliens wegen; diese rechne um so mehr auf mich, da Richard auch da seyn und ich ihn so am leichtesten kennen lernen würde. Da versprach ich denn, wenigstens auf einige Stunden mit ihnen hinzufahren. —

Als sie fort war, ging ich zu meiner lieben Kranken. Ihr Mann war vor etwa einer halben Stunde nach

Hause gekommen. Ich bemerkte bald, daß wieder etwas Verdrüßliches vorgefallen war; Er läßt ja das so leicht bemerken! Er ging mit militairischem Schritt, die Hände auf dem Rücken, die Stube auf und ab, sahe mürrisch vor sich nieder, und sprach nicht. Emma saß auf dem Sopha. Ihre Miene war freundlich, und doch standen Thränen in ihren Augen. Schweigend und beklommen setzte ich mich neben sie. Ich versuchte zu sprechen, vermocht' es aber nicht; sie zwang sich, die Thränen in den schönen blauen Augen zurückzuhalten, weil der Major durch Weinen nur noch mehr erbittert wird. Er sah' sie noch immer nicht an. Nach langer Weile hielt er im Vorübergehen plötzlich innen, und fragte, mit seitwärts nach seiner Frau gewendetem Kopfe, ohne die Stellung sonst zu verändern:

Du bleibst also dabey, nicht mit mir unten zu essen? willst mich mit meinen Freunden allein lassen?

Wenn du mir's doch nur glauben wolltest, daß es mir diesen Mittag unmöglich ist — sagte sie sanft und bittend. Er fiel ihr ins Wort:

Und willst sie auch hernach nicht kennen lernen?

Wenn du darauf bestehest — recht gern! Aber viel sprechen kann ich nicht: mein Brustschmerz ist heute allzuheftig.

So! Seltsam! Der Brustschmerz trifft mit deinem Eigensinn immer so genau zusammen, daß du es nicht

übel nehmen kannst, wenn man eine geheime Verwandtschaft unter ihnen vermuthet. —

Hier wurde ihr blasses Gesicht von einer hellen Röthe überflogen: es gelang dem Major, worauf er's schon lange angelegt hatte — sie zu reizen. Sie wollte antworten: aber ein heftiger, anhaltender Husten verhinderte sie, und endigte sich, wie jetzt so oft, durch Blutauswerfen.

Mit entsetzlicher Härte war der Major noch immer in derselben Stellung vor ihr stehen geblieben, um gelassen die Wirkung seiner giftigen Pfeile zu beobachten. Beym Anblick ihres Bluts schien ihn jedoch ein menschliches Gefühl anzuwandeln. Er kehrte sich weg:

Nun, ich will dir keinen Zwang auflegen; aber mir auch nicht! sagte er, und griff nach Hut und Stock. Dann setzte er eiskalt hinzu: Erwarte mich heute nicht. Ich habe allerley Verrichtungen, die mich bis spät in die Nacht abhalten können — —

So ging er. Emma saß schweigend, den Blick unverwandt auf die Hand geheftet, die ihr matt im Schooße lag. Eine Thräne fiel auf die Hand: Emma schien sich still darin zu spiegeln. So siehet sich der bleiche Mond im Thautropfen auf einer vom Sturm geknickten Rose.

Um sie zu zerstreuen, erzählte ich ihr von der Kriegsräthin, und bat sie, Natalien kennen zu lernen.

Sie bewegte das blonde Köpfchen ein wenig und sagte sanft: Wie es nun um mich stehet, kann ich Frohe wol nur stören. Und warum neue Bekanntschaften machen, da ich die alten nur noch so kurze Zeit werde fortsetzen können? Wie sagt dort der fromme Prior?

Die Welt
Und ihr Geräthe liegt schon lange Zeit
Versiegelt da auf jene große Reise.
Wozu die kurze Zeit vor meinem Abschied
Noch einmal es erbrechen? —

Das that mir unbeschreiblich wehe; denn, liebe Lotte, es ist nicht Träumerey, sondern nur allzugegründet. Die hiesigen Aerzte fürchten sämmtlich, sie könne, wenigstens mit den Blumen des nächsten Herbstes, dahinsinken. Und — solch ein liebenswürdiges Wesen, an Geist und Körper! und zwey und zwanzig Jahre! und durch solch ein Verhängniß dem schönen Leben entrissen! und doch so freundlich, so fromm ergeben! —

Sie strafte sich selbst, da sie meine Bewegung sahe, suchte mich und sich zu beruhigen, und wollte sogar scherzen. Nach einer Weile unterbrach sie sich: Mir fällt ein, daß mein Mann, da er nun einmal diesen Mittag Bekannte eingeladen hat, einer Wirthin bedarf. Wenn ich Sie doch bitten dürfte, meine Stelle zu versehen! Aus Liebe zu mir! Vielleicht stellte ihn das zufrieden!

Es war mir freylich — fast furchtbar: wie hätt' ich ihr aber etwas abschlagen können? Ich klingelte dem

Bedienten. Er sagte, der Herr spiele unten Billard. Ich ließ ihn ersuchen, mich diesen Mittag als Wirthin anzunehmen, und mich wissen zu lassen, wann seine Freunde beysammen wären. Er nahm es an.

Emma war durch den Vorfall und was vorhergegangen seyn mochte — wonach ich gern nicht fragte — so erschöpft, daß sie zu schlummern versuchen wollte; und ich habe dir, liebe Lotte, indessen das alles geschrieben. Eben werde ich zu Tische gerufen. Es grauet mir heute vor allem — auch vor dem Balle.

Es ist Nachmittag und ich komme schon wieder zu dir. Der Arzt ist da gewesen und hat streng befohlen, Emma solle ganz still liegen, auch sich nicht einmal viel vorplaudern lassen. Ich schreibe in ihrem Zimmer, aber sie soll nicht erfahren, was ich jetzt schreibe.

Der Major war dem Bedienten nachgekommen, mich abzuholen. Ich traf ihn auf der Treppe. Er führte mich hinab und dankte artig genug für meine Dienstfertigkeit. Eh' ich's wußte, sagte er hernach, hatte der Tafeldecker für uns den obern Halbzirkel der table d' hôte eingerichtet; vielleicht ist's Ihnen auch unterhaltender in der gemischten Gesellschaft zu speisen, als mit uns wenigen Männern im besondern Zimmer.

Es war mir wirklich lieb, da ich auf diese seine Vertrauten mich unmöglich freuen konnte. Der Major

stellte mir die fünf Herrn, die seine Gäste waren, vor. Sie nahmen mich mit der gewandten, freyen Artigkeit auf, welche die meisten jungen Männer von Erziehung hier unserm Geschlecht zu bezeigen pflegen — in den ersten Minuten. Aber gar bald erfuhr ich, daß man sich dann durch unsre Gesellschaft beengt fühlt und zurückzieht. Fast möcht' ich behaupten, daß sich nur allzuoft hinter jene Artigkeit in Kleinigkeiten bloßer Convention eine geheime Verachtung unsers Geschlechts verberge; und ist das so, so liegt der Grund davon zunächst wol in dem frühen Umgang mit Frauenzimmern, die — von mir nicht weiter bezeichnet werden sollen.

Ueber meine Nachbarn hatte ich mich nicht zu beschweren, außer, daß sie sich, wie gesagt, ohngeachtet meiner Bemühung, ihnen die Unterhaltung zu erleichtern, bald zurückzogen und sich weiter nicht um mich bekümmerten. Sie sprachen dann bloß unter sich, und zwar mit Wendungen der Sprache, so wie mit Blicken, die sich auf geheime Verständnisse bezogen. Ich war nicht unzufrieden, keine Eingeweihete zu seyn, und — was wollt' ich sonst thun? — achtete nun mehr auf die andere Gesellschaft, die nicht zu uns gehörte.

Hier erschrak ich. Denke dir, Schwester, daß hier ohngefähr funfzig Menschen, zum Theil Fremde, die man gar nicht kannte, und unter diesen sechs oder sieben Frauenzimmer, speiseten, und du wirst mir kaum glauben, wenn ich dir sage, daß mehre junge Herrn ein Gespräch, ganz laut und ohne die mindeste Verle=

genheit, führeten, dessen nähern Inhalt dir nur anzugeben, ich mich selbst bekämpfen müßte. Nur damit du dein Glück, in unsrer kleinen Stadt zu leben, mehr schätzen lernest, als du wol thust, will ich vom Leidlichsten Einiges erwähnen.

Es war die Rede von einem Vorfall, den ein junges Frauenzimmer gestern Abend beym Ausgang aus dem Theater gehabt hatte. Jeder wußte die Sache anders, und, wie es geht, jeder wollte allein sie recht wissen. Seyd nicht wunderlich, sagte endlich ein noch sehr junger Mann, der nicht fern von mir saß — Er war einer der artigsten in Absicht auf conventionelle Dinge, und besaß eine Gestalt, besonders eine Gesichtsbildung, die ich nicht anders, als muthwillig zerrissene, gewaltsam zerstörte Schönheit zu nennen weiß, die aber noch immer viel Anziehendes hatte, besonders als die ausgelöschten Augen durch vielen Wein lebhafter wurden und ihren bleyfarbenen Schatten überstrahlten — Seyd nicht wunderlich, sagte er. Ich kenne das Mädchen. Sie ist erst bey * * gewesen, da lernte sie der * * kennen, nahm sie zu sich und behielt sie ein Weile; hernach kam sie an * *, (er nannte alle Namen,) und seit sie der auch entlassen hat, (er brauchte einen weit niedrigern Ausdruck,) lebt sie auf eigne Hand. Und so ist ihre Sache von gestern Abend!

Er erzählte. Man gestand ihm lachend zu, er möge die Dame genau genug kennen, aber diese Historie könne darum doch anders seyn. Er stellte sich im Scherz

gereizt, vertheidigte seinen Bericht, und beschloß: Und kurz und gut, ich hab's von ihr selbst! Ich — war den Abend noch bey ihr! — Man lachte; Anstoß schien Niemand zu nehmen.

Ich hätte nicht nöthig dir hinzuzusetzen, daß ich, als dieser Streit nur erst begann, in Angst immerfort zu meinem Nachbar sprach — was? das wußte ich schon da nicht, als ich sprach; hier aber wollte ich aufstehen. Der zu unsrer Gesellschaft gehörige Herr, der jenem Jüngling an der Seite saß und ihn näher zu kennen schien, sagte ihm etwas in Beziehung auf mich. Ich bemerkte das an seinen Mienen, so wie auch, daß jener ohngefähr antwortete: Ey, was da! — Er ließ sich auch nicht abhalten, in jener Angelegenheit weiter zu sprechen; doch that er's französisch und weniger laut. Der Major ging hin und sagte ihm heimlich, mit der Artigkeit, die ihm ganz zu Gebote steht, wenn er sie anwenden will — wahrscheinlich zunächst, daß ich französisch verstehe; denn der Herr erwiederte, und zwar laut genug, daß ich's vernehmen konnte: Das kömmt von den gelehrten Weibern! — Endlich erschien das Desert und mit ihm der Champagner: hier ließ ich mich nicht mehr aufhalten. — . . . .

So eben komm' ich nach Hause. Ich fliege an den Schreibtisch. Augenblicklich muß ich's vom Herzen haben, als erführst du's auch im Augenblick: Na-

taliens Geliebter ist der junge Mann, von dem ich vorthin geschrieben habe. Zitternd zog ich die Mutter bey Seite und theilte ihr meine Besorgnisse, doch nur im Allgemeinen, mit: sie hörte zerstreuet zu, es schien ihr mehr verdrüßlich, als befremdlich; sie lächelte zu meiner Angst.

Jetzt, Schwester, wird mir auch jenes geheime Grauen der unschuldigen, jungfräulichen Seele erklärlich. Ja, Gott gab uns allen eine Vorahnung fremder Lasterhaftigkeit; selbst wohlverborgener. Sie regt sich in uns allen, diese Ahnung: nur müssen wir nicht durch Leidenschaft geblendet, oder nicht selbst schon verdorben seyn — — Doch auch der öftere Anblick Entarteter: wird der jenes Gefühl nicht abstumpfen, das Auge nicht verwöhnen? Und die List, die Gewandtheit, die Schmeicheley eines solchen! Und bey diesem gerade das äusserst Einnehmende seines Umgangs! Und Natalie — ja, auf dem Ball bemerkt' ich's deutlich — Natalie hat sehr warmes Blut, ihre Phantasie flammt leicht auf, sie ist leicht in Verwirrung zu bringen: o Er — Er weiß das! unverkennbar legt er's darauf an! — Lotte, was kann, was soll ich thun? — Uebertreib' ich? seh' ich zu schwarz? Ich kann nicht anders. Die Unruhe läßt mich nicht weiter schreiben — —

Vor heftiger Bewegung konnte ich gestern Abend nicht fortfahren. Ich legte die Feder hin, setzte mich in die dunkelste Ecke des Zimmers, meine Gedanken,

meine Gefühle durchkreuzten sich: ich weiß nicht, wie lange ich in diesem peinlichen Zustand gesessen haben mag. Auf einmal war mir, als hörte ich unsre verstorbene Mutter ihr Lieblingslied singen, in das wir als Kinder so gern einstimmten:

Was ist's, daß ich mich quäle?
Harr seiner, meine Seele — —

Es ist unbeschreiblich, wie dies mein muthloses Herz erhob, und welch ein erquickender Friede sich dann über meine ganze Seele verbreitete. So genoß ich einer sanften, stärkenden Nacht.

Die frühen Morgenstunden hab' ich bey unsrer Emma zugebracht. Sie war matt, aber heiter. Ich glaubte ihr meine Entdeckung mittheilen zu müssen: denn, kann Eine hier rathen, so ist sie es. Das vortreffliche Weib schlug die Augen, die von Theilnahme leuchteten, zum Himmel empor, und sagte: Nein, du wirst hier nicht wieder ein Opfer fallen lassen! Deine Fügung findet ja hier nicht ein Herz, das, wie einst meines, durch Eitelkeit und Trotz verhärtet ist! — Ich stand vor ihr, wie die fromme Catholikin vor dem Bilde der Madonna. —

Sie entwarf einen Plan, sie zeichnete ihn mit Begeisterung durch alle Details: Lotte, ihr — ihr ist alles Verdienst, wenn mir mein Vorhaben gelingt! Sie bestand erst darauf, was sie entworfen, selbst auch auszuführen. Es wird Sie zum sterben angreifen! wendete

ich ein. Und könnte ich besser sterben? antwortete sie. Nach einer Weile ruhiger Erwägung fuhr sie aber fort: Sie haben Recht! meine kränkliche Reizbarkeit würde mich nicht gefaßt genug handeln lassen; so könnte ich mehr verderben, als gut machen. Auch könnte dies Geschäft, setzte sie noch milder hinzu, jene Bitterkeit wieder in mein Herz zurückbringen, die auszurotten mir so schwer geworden ist; mit dieser aber möcht' ich nicht von der Erde scheiden — —

Das Erste, was ich thun soll, beginnet schon. Ich erhalte so eben die Antwort der Kriegsräthin auf mein Billet. Sie wird in einer Stunde hier seyn. Ich überdenke genauer, was ich ihr zu sagen habe.

Die Kriegsräthin ist fort. Sie kam sehr heiter zu mir. Sie sprach — und, ohngeachtet ihrer Jahre, mit fast kindischer Freude, vom Ball. Natalien und Richard erwähnte sie nicht. Ich weiß nicht, ob beydes Plan und Kunst war. Ich ließ sie ausreden: sie wurde allmählig ruhiger —

Sie sind aber auch gar zu früh nach Hause gefahren! sagte sie nun.

Ich antwortete, so leichthin, als ich's vermochte: Ich war durch einen verdrüßlichen Vorfall schon am Mittage verstimmt.

Und die allgemeine Fröhlichkeit konnte Sie nicht anstecken? Da sind wir sehr verschieden!

Ich gesteh' es; aber eben darum taug' ich selten an solche Orte.

Und was haben Sie denn so Tiefeindringendes gehabt? —

Diese Frage hatte ich hervorlocken wollen, und erzählte, was ich gestern dir erzählt habe: nur daß ich mir Gewalt anthat, noch Manches zu wiederholen, was ich aus Widerwillen nicht niedergeschrieben habe. Uebrigens wendete ich alle Behutsamkeit an, sie nicht bemerken zu lassen, von wem die Rede sey. Ich hätte mir diese Behutsamkeit vielleicht ersparen können, denn die ganze Sache wurde ihr nicht so wichtig, daß sie viel darauf geachtet hätte. Selbst dann schien sie ihr noch nicht zu Herzen zu gehen, als ich nachdrückliches hinzusetzte: Wenn ich bedenke, wie gefährlich ein solcher Mann durch Kälte des Herzens bey Hitze des Temperaments, durch Weltbildung und andere Vortheile, bey gewohnter Unsittlichkeit, einem unerfahrnen — vielleicht gerade dem unschuldigsten Herzen werden kann . . .

Ja, liebste Frau, unterbrach sie mich: das ist freylich die schwarze Seite der Karte! Sie ließen schon gestern Abend einige Worte darüber fallen: warum sich aber durch Betrachtung dieser — linken Seite darnie-

verschlagen? Es ist das nun einmal das Loos unsers Geschlechts in unsern Tagen —

Da sey Gott vor! fiel ich ein, und gewiß mit eindringendem Ton, denn hier schwoll mir das Herz. Welches Geschlecht wäre dann entarteter — das männliche, das so aufgegeben werden müßte, oder unsers, das jenes so aufgäbe und dennoch sich ihm mit freyer Wahl überließ?

Sie wurde zwar ein wenig aufmerksamer, antwortete aber doch leichthin, um nur etwas zu antworten: Machen Sie es anders, wenn Sie können! Bis dahin bleibt es doch unser Loos!

Sie kränken mich! Ich bin sechs Jahre verheyrathet an einen tugendhaften, edlen Mann, und eben seine sittliche Reinheit ist meines Lebens Glück. Tausende, und wieder Tausende, sind gänzlich in meinem Fall — — Gewiß, Sie würden nicht so sprechen, wenn Ihre Tochter uns hörte!

Ich würde sie beklagen, würde manches Warnende hinzusetzen, aber, der Hauptsache nach, doch wol nicht anders urtheilen — antwortete sie gespannt.

Auch wenn die Rede von Nataliens schon hereinbrechendem Schicksal wäre? —

Sie stand unangenehm gereizt und meine Absicht ahnend auf. Ich faßte ihre Hand mit Wärme: Auch

wenn Sie Natalien einem solchen Jüngling — wenn Sie sie diesem selbst an seine, vielleicht selbst physisch vergiftete Brust führen sollten?

Ich verstehe Sie nun — fiel sie kalt und fast beleidigend ein. Sagen Sie mir: weiß meine Tochter um dies Gespräch?

Ich betheuerte ihr, daß sie nicht darum wisse. Sie schwieg eine Weile und fuhr dann gefaßter fort: Sie haben mich nicht beleidigen wollen — Sie meynen es gut: aber, liebe Frau, Sie kennen die Menschen nicht, wie sie sind —

Ich habe in einigen der vorzüglichsten Städte Deutschlands gelebt; ich habe in den Familien, deren Mitglied ich war, oftmals auch Ausländer gesehen: aber alles dessen bedürfte ich nicht einmal, denn ich weiß, was recht und gut, was Pflicht und der heilige Wille dessen ist, der über uns waltet, der auch jetzt uns umgiebt und unser Inneres durchschaut. Freundin, fuhr ich dringender fort; Mutter, glückliche, beneidenswerthe Mutter: es will Unwille in Ihnen aufsteigen: bekämpfen Sie ihn — ich beschwöre Sie darum! Erkünsteln Sie nicht diese Gleichgültigkeit, die Ihrem bessern Gefühle gewiß fremd ist! Bedenken Sie, es ist die Rede von einem Wesen, dem Sie das Daseyn gaben, dessen Geschick auf Sie geworfen worden; von einem so trefflichen, so höchst liebenswürdigen Wesen, das Ihnen mit ganzer Seele vertrauet,

das Sie als seine Wohlthäterin ewig lieben, oder als seine Feindin ewig anklagen wird — und dazu berechtigt ist — —

Mein Gott, sagte sie; wofür halten Sie mich? Und ich sah' an ihrer Miene, daß ich auf diesem, ihr ungewöhnlichen Wege sie nur erbittern könne. Ich versuchte, nach einigen Zwischenreden, einzulenken, und begann gelassener: Darf ich Ihnen etwas vom Glück meines Ehestands erzählen?

Wenn Sie wollen! — antwortete sie ziemlich gleichgültig.

Ich finde vornämlich dreyerley, wodurch mein Mann, insofern sein Geschick von mir abhängt, so glücklich ist — was denn nun wieder mein Glück begründet! Und eben das, liebste Freundin, kann ein Mann, wie jener, auch wenn er ausgetobt hat, nie erreichen —

Und was ist das? fragte sie.

Freude an seiner unschuldigen, sittsamen Frau, die dieser Vorzüge wegen überall, um derentwillen auch er von Andern glücklich geachtet, wol gar beneidet wird! O das ist viel, sehr viel für ein Männerherz! Und der Wüstling hat ja keinen Sinn mehr für diese Vorzüge eines Weibes und ihre Wirkungen! — Lassen Sie mich fortfahren: ich nenne Ihnen

nun die Freude eines Mannes über die Treue seines Weibes, die er fordern darf und welcher er auch vertrauet, weil er sie verdient — womit zugleich der Eifersucht, dieser Marter für den Mann von Ehre, und diesem Verderben für den Leichtsinnigen, die Thür verschlossen wird. Ich seh' es, Sie fühlen, was das sagen will; und nun lassen Sie mich hinzusetzen: der Wüstling hat kein treues Weib verdient, glaubt an keines, und jene Freude muß mithin ihm ewig fremd bleiben. — Darf ich auch mein Drittes nennen? Freude an gesunden, und ohne überwiegende Macht der Sinnlichkeit gebornen Kindern! Der Wüstling hat keine Kinder, oder sie sind kränkelnde Schwächlinge, wenn sie auch, wie so oft, bis gegen die reifern Jünglings- und Jungfraun-Jahre in zarter Gesundheit zu blühen scheinen; und seine Kinder tragen gerade hier mehr, als in irgend einer andern Anlage, das Bild und die Schuld des Vaters. —

Ich bemerkte einige Verwirrung auf ihrem Gesicht; aber zu meinem Erstaunen hatte sie sie bald besiegt, und sagte, doch ohne zurückstoßenden Ton: Gute Frau, Sie sagen das nun so entscheidend hin, als ob sich dagegen gar nichts einwenden ließ! Wir brauchen uns nicht bey Einzelnheiten aufzuhalten; es ist ein gar nicht verheimlichter und allgemein zugestandener Erfahrungssatz: Wüstlinge, wenn sie ausgetobt haben, werden die besten Ehemänner! *)

*) Darüber etwas zu sagen, war die Aufgabe, mir, und mit so eindringlichen Beweggründen, von einer der edelsten Frauen, die mich

Zugestanden wäre dieser Satz? von wem? Allgemein, sagen Sie! Es wird hier, in Berlin, wie fast allerwärts — mithin freylich in gewissem Sinn, allgemein — die Donaunymphe für herrlich, der Hamlet und Julius Cäsar, wie man sie jetzt siehet, für ziemlich langweilig erklärt — wo nicht überall in dürren Worten, doch, noch entscheidender, durch das Benehmen dagegen. (Sie lachte. Ich fuhr fort:) Sie verachten das allgemeine Urtheil, wo es Poesie und Kunst gilt: und wo es über Tugend, Ehre, Lebensglück zu entscheiden wagt — da wollten Sie es als zuverlässig annehmen? —

Schwester, solltest du es glauben: dies, eben dies, was in solcher Angelegenheit geltend gemacht zu haben, ich jetzt mich erröthen fühle — dies wirkte unverkennbar. Da fuhr ich denn fort:

Sie sagten auch, man verheimliche diesen Satz gar nicht und setze mithin seine Zuverlässigkeit voraus. Gott vergebe es denen, welche ihn predigen; er vergebe es ihnen, denn vielleicht sind sie besser, als ihre Reden!

---

jemals ihres Vertrauens gewürdiget, an's Herz, so nahe an's Herz gelegt, daß ich glaubte, dem Versuch mich nicht entziehen zu dürfen, sollte es mir auch an Kräften gebrechen, dem Gegenstande zu genügen, und müßte ich dem Tadel entgegensehen, ich dichte nicht, sondern psychologisiere und moralisiere. Uebrigens ist der Aufsatz vom Jahre 1808, und seitdem manches, auch hieher Bezügliche in Deutschland — anders geworden!

Ich bin aber, nicht etwa nur meinem kleinen Wohnorte, sondern den meisten deutschen Städten schuldig, Ihnen geradehin hier zu widersprechen. Mag man da und dort im Verborgenen weit schlimmer seyn, als man im geselligen Umgang sich zeigt: aber bis zu solchem „gar nicht Verheimlichen" ist man nicht herunter — —

Zugestanden und unverheimlicht, oder nicht — fiel sie ein; daran liegt am Ende nichts. Ob wahr oder falsch, das ist die Frage. Und da — sagen Sie, wie konnten Sie übersehen oder verkennen, was Ihnen jeder, der in der jetzigen Welt nicht fremd ist, mit einer Menge Beyspielen belegen kann? daß nämlich der Satz wirklich wahr ist — wenigstens als Regel, von der man Ausnahmen zuläßt?

Die Donaunymphe unterhält wirklich Tausende, Hamlet und Julius Cäsar machen wirklich Vielen Langweile: was folgt? —

Ich ließ das erst einige Augenblicke eingreifen, dann setzte ich hinzu: Nein; die Sache ist zu ernst, zu heilig, als daß ich mit Wendungen streiten möchte. Ich will die Waffen offener führen. So lange Sie mir jene meine Behauptungen nicht umstoßen, so lange kann der Satz nicht wahr seyn. Und Niemand auf Erden wird jene Behauptungen umstoßen: denn Niemand auf Erden wird die Natur des Menschen und der Dinge verwandeln! Fragen Sie tiefer blickende Aerzte,

fragen Sie geistreiche und erfahrene Männer überhaupt: — vorausgesetzt, daß sie nicht für den eigenen Heerd streiten . . .

Fragen — wer kann über solche Dinge fragen? fiel sie mir heftiger ein. Und was helfen Einem Antworten, die, wenn sie auch einander nicht widersprächen, doch nichts geben, als Meynungen — Meynungen dieses und jenes Einzelnen? Am Ende muß man überall im Leben seinen eigenen Augen vertrauen; und so erlauben Sie, daß ich's auch hier thue. Sie behaupten, ohne sich stören zu lassen: es ist nicht wahr, daß der Wüstling, wenn er endlich zurückkommt — hoffentlich leugnen Sie nicht auch, daß das am sichersten durch ein kluges, liebenswürdiges und braves Weib geschieht! — nun also, es ist nicht wahr, daß er dann ordentlich, nachgiebig, sparsam, eingezogen wird! Verlangen Sie es, Madam, so führ' ich Ihnen Beyspiele an, die Sie selbst alle Stunden beliebig beobachten können! . . . . . .

Ich verlange es nicht — erwiederte ich, und bekämpfte, was in mir aufwallen wollte. Ich gestehe Ihnen zu, daß manche Zurückgeführte werden, was Sie von ihnen rühmen: aber aus geheimner Erschöpfung. Die Ausschweifung hat sie verlassen, aber mit ihr auch die Kraft, etwas wahrhaft Bedeutendes zu seyn oder zu wirken. Nun frage ich Sie: kann ein Weib einen Solchen hochachten — von Liebe, von ehelicher Freundschaft noch gar nichts zu sagen? —

Und sind denn eben diese, von Ihnen gerühmte Eigenschaften die, worauf sich das Eheglück allein bauen läßt?

Sie wollte mich unterbrechen; ich ließ es nicht zu, sondern fuhr fort: Sagen Sie, ist ein solcher Mann — ein Mann, den selbst die gemeine Sprache schon, mit französischer Verdrehung der Bedeutung des Worts, einen guten Ehemann nennt und ihn damit der Verachtung preißgeben will: ist ein solcher Mann nicht überdies das allergefährlichste Mittel in der Hand des listigen Verführers der Frau? Und das Mutterherz könnte, wollte die schöne und sehr lebhafte Tochter dieser Gefahr hingeben? Nimmermehr! ich kenne Sie besser!

Aber, mein Gott, Sie werden mir doch meine Augen nicht abstreiten? rief sie.

Ich unterdrückte nochmals den Unwillen, der über solches gemeinweibliche Zurückspringen mich überwältigen wollte, und fuhr nochmals gelassen fort: Nun ja, ich will mich weiter in Beyspiele einlassen! Führen Sie mir deren auf, so viel Sie wollen, daß Wüstlinge zu dem zurückgekommen sind, was Sie rühmen: ich führe Ihnen für jedes ein anderes an, wo das geheime, verborgene Bewußtseyn von Uebedeutendheit aus Erschöpfung — wenn auch noch nicht des Körpers, doch gewiß des bessern Geistes und edlern Gefühls, in störrigen Kleinigkeitssinn, in mürrische Aergerlichkeit und Grämeley, in Eifersucht ohne Liebe, in Langweiligkeit, Selbst-

überdruß, in unvertilgbare üble Laune, in Geiz und Knickerey — wol gar daneben in Ausschweifung ohne Leidenschaft, in Lüsteln ohne Lust — und, mit größerm Reste von Körperkraft, bey Sanftmuth, wol gar Liebe des Weibes, in drückenden, empörenden Despotismus überging. Halten Sie mich beym Wort: ich zähle Ihnen die Beyspiele auf! —

Sie sahe mich hier befremdet an; zog ihre Hand, die ich gefaßt hatte, zurück, konnte aber nicht widersprechen. Ich erwartete nun Zustimmung: aber — so schwach und hartnäckig ist ein sich selbst verblendendes Weib — sie schwieg verdrüßlich und schien auf Auswege zu sinnen. Ich redete darum weiter:

Wie wär' es auch nur anders möglich? Der Mann, der unser Geschlecht unter Ausgearteten, vielleicht ganz Verworfenen studirte; der Mann, der an Umgang mit solchen Geschöpfen gewöhnt war, verachtet im geheim uns alle, ist argwöhnisch gegen uns alle: und was soll, was kann ihn später eines Bessern überzeugen, da er eben für dies Bessere den Sinn verloren hat? —

Hier schien sie gefunden zu haben, wonach sie suchte. Sie wendete mir ein — doch nicht ohne Unruhe, und in schwächerm, tieferm Sprachton: Wie Sie nun alles übertreiben! Wer wird denn nur an die Allerverderbtesten denken?

Ihre Unruhe gab mir wieder Muth und Zutrauen; so vermochte ich freundlicher fortzufahren: Liebe Freundin, die Sache bleibt, und die Folgen können mithin nur im Grade verschieden seyn. Doch ich will Ihnen nachgeben; ich will mich Ihnen zu nähern suchen! Wir wollen jetzt nur an einen Mann denken, der noch nicht ganz tief versunken war, in dem also wirklich einiges gute Gefühl wieder anglimmt: bemerken Sie doch aber, daß selbst mit diesem, mit dem guten Gefühl, neue verborgene Dornen sich in das Band seiner Ehe verflechten!

Wie das? Ich verstehe Sie nicht!

Ist nicht jeder Anblick seines blühenden, heitern, unschuldigen Weibes ein geheimer Vorwurf, den er sich selbst macht? muß er nicht die ahnende Regung, die in uns Weibern sämmtlich anspricht, wenn wir reines Herzens und nicht durch Leidenschaft geblendet sind — die Regung, die uns den Ausschweifenden vom Enthaltsamen sicher unterscheiden lehrt: muß er sie nicht fürchten, an seiner Gattin, an ihren tugendhaften Freundinnen, an beobachtenden Verwandten? — Wird er auch die Freuden, die ihm seine Ehe wirklich noch gewähren könnte, hochschätzen und mit Seelenfrieden genießen können, wenn Einbildungskraft und besseres Gefühl ihm immer vorhalten: das alles könnte und müßte noch tausendmal schöner seyn, wenn deine Jugend anders gewesen wäre? — Und soll ich Ihnen auch noch anführen, welch ein — wahr-

haftig, entsetzliches Schicksal es für eine Gattin von reinem Herzen und zartem Sinn seyn muß, in der Stunde des vertrauensvollesten, unbeschränktesten Dahingebens sich aufgenommen und behandelt zu sehen, wie — wie eine Mätresse? Ja, das erschüttert Sie: ich seh' es! Und nun lassen Sie mich das Einzige noch anführen: daß so oft — oder vielmehr, mehr oder minder, allezeit — die Blüthe, die Gesundheit des armen Weibes durch den vertrauten Umgang mit solchem Manne untergraben wird! Wahrlich, hier — eben hier ist eine der verborgenen Hauptquellen des frühen Verwelkens so vieler reizenden jungen Weiber! hieraus entspringt so sehr oft die frühe Verzehrung, welcher der weniger erfahrne Arzt nicht auf den Grund kommen kann und der erfahrne muthlos zusiehet, weil seine Hülfe hier nicht ausreicht. — —

Da überfiel mich plötzlich ein herzzerreißender Schmerz. Unsrer hingeopferten Emma Bild mußte ja hier vor mich treten, und es stand so lebendig vor meinem jetzt sehr aufgereizten Innern, als sey sie unbemerkt ins Zimmer getreten. Emma! meine unglückliche Emma! rief ich, und breitete die Arme aus, indem meine Thränen hervorbrachen. Die Kriegsräthin blickte furchtsam umher. Sie zog mich ängstlich an ihre Brust. Sie schwieg, ihre Augen wurden feucht. Ich war zu sehr angegriffen: ich konnte eine Weile nicht sprechen. Und solltest du es glauben, beste Lotte: die Frau drängte noch einmal die Kraft der Wahrheit und des Guten in sich zurück! . . . .

Dies Gespräch kann nie wieder angefangen werden. — sagte sie nach einer Pause; es muß deshalb Ihnen selbst daran liegen, daß ich alles sage, und wir mithin zu einem Resultat kommen!

Ich gab ihr Recht. Mit nicht ganz besiegtem Wanken des Sprachtons sagte sie nun: Lassen Sie mich näher auf Richard selbst kommen! Man findet, wie Ihnen nicht entgangen seyn kann, so oft an Libertins, und namentlich an jenem, viel Gutherzigkeit: erwägen Sie nun, was vermag nicht Liebe über ein gutes Herz?

Gutes Herz, antwortete ich, indem ich meine Kräfte zu sammlen bemühet war, was mir jedoch jetzt noch nicht gelingen wollte — gutes Herz heißt allgemeines, inniges, edles Wohlwollen: das kann nur ein Tugendhafter besitzen; Gutherzigkeit, oder, wie es eigentlich heißen sollte, Weichherzigkeit, die sich gern im Nachgeben, in Freundlichkeit, in Almosengeben u. dgl. äußert — das ist's, was Sie meynen — und was sich bey dergleichen Männern oft findet, aber als Schwäche. Schwäche setzt den Mann in den Augen des Weibes allezeit herab, selbst wenn sie sich in lobenswerthen Handlungen äußert. Weichherzigkeit verträgt sich übrigens mit dem Schlimmsten, sogar mit marternder Bedrückung. —

Sie schien sich hier eigener Erfahrungen zu erinnern und widersprach nicht. Doch auch das noch! fuhr sie dann fort. Sie werden mir zugeben, daß ein Haupt-

theil des ehelichen Glücks, besonders der Weiber, nicht eben aus so ernsten und wichtigen Dingen zusammengesetzt ist, als wir bisher erwähnt haben, sondern aus kleinern, im Einzelnen nicht ins Auge fallenden Nebendingen — aus kleinen Aufmerksamkeiten, Gefälligkeiten, Feinheiten, Kindern der guten Stunde, des angenehmen Augenblicks — —

Ich gab ihr das allerdings zu, und sie erklärte sich weiter: So werden Sie mir auch zugeben, daß der leichte Sinn, die muntere, uns Weibern immer so wohlgefällige Artigkeit, Feinheit, Gewandtheit, die man an dergleichen Männern so oft, und namentlich an Richard, findet, wenn er sie zeigen will — daß diese, sag' ich, vieles ersetzt!

Vieles Zufällige — ja! aber nichts Wesentliches! Und Sie sagen ja selbst: „wenn er sie zeigen will;" er wird sie gegen seine Frau nicht zeigen wollen — wenigstens nach den ersten Jahren nicht! Fast alle, die als Komiker von der Schaubühne unwiderstehlich Heiterkeit und Freude verbreiten, sind zu Hause einsylbig und meist düstre Hypochondristen; so sind auch die meisten jener immer artigen, immer belustigenden, und darum überall willkommenen Gesellschafter in ihrer Häuslichkeit eitle und langweilige, oder auch eigensinnige und grämliche Hausväter. Ich erbiete mich es Ihnen auf jede mögliche Art zu erweisen, nur jetzt nicht, da ich wirklich zu bewegt bin — —

Vielleicht erwiederte die Kriegsräthin nur dieses Zusatzes wegen, und um mich zu schonen, nichts weiter, sondern trat schweigend in ein Fenster. Ich fragte mich indessen: Hast du denn wirklich etwas erreicht? Ich war sehr betrübt, denn wenigstens war ich nicht an mein Ziel gekommen. Ist mir doch, liebe Schwester, kaum jemals so lebhaft vor die Augen getreten, wie wenig bey dem, was zu Stande kommen soll, auf unsern guten Willen ankömmt — selbst wenn er nicht blos ein guter, sondern auch ein überdachter, vernünftiger Wille ist; und wie viel mehr auf die, die ihn aufnehmen sollen. Wenn sie ihn nun nicht aufnehmen können? oder, könnten sie's, nicht wollen? wie, wenn sie das Gegentheil wollen — sogar ohne Grund, blos weil sie es wollen? Es muß sehr schmerzlich seyn, oft dergleichen Erfahrungen zu machen, und ich kann mir denken, wie sich in denen, die oft dergleichen Erfahrungen gemacht haben, Bitterkeit und Verachtung der Menschen, und folglich Hochmuth und Bedrückungssucht festsetzen können. „Wir sollen, was wir als recht und gut erkannt haben, thun, unbekümmert, ob es bekleiben oder zertreten werde!" sagt die Weisheit. Freylich sollen wir das: aber ach, wie schwer ist es nicht? „Wir sollen es thun im Aufsehen auf einen höchsten Regierer, der es eben so wenig ganz untergehen lässet, wie den Saamen, den der Wald ausstreuet, und von dem vielleicht nicht der tausendste Theil aufgeht, aber auch der zertretene, der verwesende dableibt und das Ganze fördern hilft!" sagt die Religion. Preiß sey dem, der sie uns gebracht; denn das ist nicht zu schwer! —

Ich weiß selbst nicht, wie lange ich in solches Sinnen versunken gesessen, und die Kriegsräthin schweigend im Fenster gestanden haben mag. Endlich kehrte sie sich schnell um:

Mein Wagen kömmt, sagte sie. Wahrscheinlich holt mich Natalie ab. Also schnell: nehmen Sie meinen Dank —

Weiter nichts? fragte ich, und mochte meine Thränen nicht zurückhalten.

Und das Versprechen: ich werde meiner Tochter weiter nicht mit einem Worte zureden —

Weiter nichts? fragte ich dringender.

Ich werde sie auch auf Richards Sitten aufmerksam machen —

Und nicht mir verstatten, daß ich ihr sage, was wir in dieser Stunde gesprochen haben?

Nein! fiel sie heftig ein; dann würde ich mich Ihnen widersetzen, und mit allen Mitteln, die mir zu Gebote stehen! Ich — habe Ursachen! —

Das hatte ich von dieser Frau befürchten müssen, und darum sie nicht übergehen dürfen. Ich unterdrückte, was in mir aufwallen wollte, und fragte dringend weiter:

meine Gefühle durchkreuzten sich: ich weiß nicht, wie lange ich in diesem peinlichen Zustand gesessen haben mag. Auf einmal war mir, als hörte ich unsre verstorbene Mutter ihr Lieblingslied singen, in das wir als Kinder so gern einstimmten:

Was ist's, daß ich mich quäle?
Harr seiner, meine Seele — —

Es ist unbeschreiblich, wie dies mein muthloses Herz erhob, und welch ein erquickender Friede sich dann über meine ganze Seele verbreitete. So genoß ich einer sanften, stärkenden Nacht.

Die frühen Morgenstunden hab' ich bey unsrer Emma zugebracht. Sie war matt, aber heiter. Ich glaubte ihr meine Entdeckung mittheilen zu müssen: denn, kann Eine hier rathen, so ist sie es. Das vortreffliche Weib schlug die Augen, die von Theilnahme leuchteten, zum Himmel empor, und sagte: Nein, du wirst hier nicht wieder ein Opfer fallen lassen! Deine Fügung findet ja hier nicht ein Herz, das, wie einst meines, durch Eitelkeit und Trotz verhärtet ist! — Ich stand vor ihr, wie die fromme Catholikin vor dem Bilde der Madonna. —

Sie entwarf einen Plan, sie zeichnete ihn mit Begeisterung durch alle Details: Lotte, ihr — ihr ist alles Verdienst, wenn mir mein Vorhaben gelingt! Sie bestand erst darauf, was sie entworfen, selbst auch auszuführen. Es wird Sie zum sterben angreifen! wendete

Madam, sagte er, mit dem freyen Anstande, der seiner Gestalt und seinem Stande so wohl läßt — ich bringe Ihnen Besuch! Man hat meine Begleitung nicht annehmen wollen: ich habe mich aber auf das Hausrecht berufen und mich nicht abweisen lassen.

Wir beyden Frauen waren nicht in der Stimmung, dergleichen artige Thorheiten zu erwiedern, und Natalie hatte sichtbar etwas auf dem Herzen, das herunter sollte, und wobey ihr der fremde Herr im Wege war. Sie ließ sich also auch nur wenig mit ihm ein, obschon er ihr gar nicht zu mißfallen schien. Er — wie nun dergleichen Männer sind — plauderte ihr eine Menge Galanterieen vor; sie hörte kaum darauf, sahe aber doch den Schmeichler freundlich genug an. Endlich wurde es ihr zu lang, und da er eben wieder sein Hausrecht erwähnte, fragte sie spitz, aber mit dem unschuldigsten Gesichtchen: Wie weit gehet dies Hausrecht?

Er verstand das recht gut; that aber, als verstände er's nicht, warf sich gemächlich in die Ecke des Sopha, und antwortete: Wie weit? — Bis zum Hierbleiben!

Bis zum Hierbleiben! sagte sie nun pikirt und schnell. Dies also nicht eingeschlossen! —

Ich fürchtete eine Unartigkeit von unserm galanten Herrn, und wollte mich einmischen. Er war aber

eben so gut gelaunt, daß er aufstand, und nach einigen Faseleyen, die ich nicht wiederholen will, sich abführete. Endlich! — rief Natalie, da er fort war. Und nun geschwind: ich bring' eine Neuigkeit — eine Neuigkeit! — Doch: wer war denn der Offizier?

Der Gemal der Freundin, die ich hieher begleitet habe.

So! Ein hübscher Mann! Aber lassen wir ihn laufen, und hören Sie meine Neuigkeit!

Nun? fragten wir beyde.

Ich habe Besuch gehabt — und was für Besuch! antwortete sie fröhlich. Ja, Mutterchen, was kann ich dafür, daß du nicht zu Hause warest? Mein hochbelobter Verehrer ist dagewesen. Ich wollt' ihn nicht annehmen: aber er ließ sich nicht abweisen. Er wollte doch sehen, wie mir der Ball bekommen sey! Richard nämlich! —

Du kannst dir denken, liebe Schwester, wie ich erschrak. Auch die Mutter war betroffen. Mein Kind, sagte sie; ich sehe dich plötzlich sehr verändert gegen Richard. Noch gestern Vormittag . . .

Guter Rath kömmt über Nacht, Mutterchen! Meiner fing aber schon gestern Abend an zu kommen — nach der Quadrille, die der Mensch so flink mit mir ausführte — —

Ich bat die Kriegsräthin durch einen Wink, jetzt abzubrechen. Sie that es, und beyde verließen mich. — Liebe Schwester, was soll ich sagen? Ich bin sehr traurig. —

Ehe ich in meiner Erzählung fortfahre, laß mich Dir, liebste, Schwester, für Deinen Brief danken. Emma's großes Bild ist ganz unbeschädigt angekommen. Sie will selbst schreiben und Dir deine Sorgfalt verdanken. Es hängt in meinem Zimmer, bis sich Gelegenheit findet, es an ihre Mutter abgehen zu lassen. Ich ließ nicht nach — Emma mußte mir's bis dahin abtreten: es machte einen zu schmerzlichen Eindruck auf sie, sich so überaus reizend, und noch vor vier Jahren so ähnlich dargestellt zu sehen, und dann bey jedem Blick in den Spiegel kaum den Schatten von sich selbst zu erblicken. Selbst in meinem Zimmer hab' ich das Bild verdeckt, damit es ihr nicht ins Auge falle, wenn sie herüberkömmt. Sie thut, als bemerke sie meine Absicht nicht, und ich vermeide, was sie an diese erinnern könnte. Sie hat jetzt verdoppelte Behutsamkeit und Schonung nöthig, denn — was sollte ich Dir's verhehlen? — ihre Schwäche, und mithin ihre Reizbarkeit, nimmt täglich zu. Geht das noch einige Wochen fort, so sehet ihr sie nicht wieder. Und der Major — — Doch laß mich davon schweigen!

Ich komme zu der Angelegenheit unsrer Natalie zurück, und setze die Geschichte unmittelbar da fort,

wo ich sie in dem, diesen Nachmittag abgegangenen Briefe abgebrochen hatte.

Die unerwartete Wendung, welche die Sache zuletzt genommen, hatte mich so verwirret, daß ich sie in Uebereilung der guten Emma verrieth. Sie faltete die Hände und ließ sie in den Schoos sinken. Jetzt geht sie meinem Schicksal entgegen! sagte sie, tief betrübt.

Ich faßte mich und unterbrach sie: Das wolle Gott nicht! Das darf, das soll nicht geschehen! Sie hatten ja keine Freundin —

Nein, ich hatte keine Freundin! wiederholte sie.

Ich suchte alles hervor, sie und mich aufzurichten. Es gelang endlich, und wir sprachen gelassener über Natalien. Daß Richard gestern Abend und heute ganz planmäßig handelte, und daß es ihm damit über sie gelungen sey, war unverkennbar. Wir erinnerten uns aber auch, daß der sinnliche Reiz eines solchen Festes, und der phantastische Rausch, der einem Mädchen, des Nachtschwärmens nicht gewohnt, am folgenden Tage zurückbleibt, nicht von Dauer seyn könnten, wenn man nur Sorge trüge, das gute Kind behutsam, und auf die, eben für sie angemessenste Weise, zu wecken. Daß das bald, daß es sogleich geschehen müsse; daß nun von conventionellen Rücksichten keine Rede mehr seyn dürfe: darüber waren wir einig. Aber eben

jene behutsame, und zugleich angemessenste Art zu treffen: das fanden wir freylich schwer. Wir vereinigten uns über Folgendes: langsam zu gehen, dazu sey es zu spät, zumal da der Gegner rasch ging; vor allem müsse dem lieben Kinde das einsame Sinnen und Brüten über gewissen Ideen und Empfindungen unmöglich gemacht werden; Natalie sey vornämlich von Seiten des Temperaments und der Phantasie gewonnen worden, man habe sie also auch zunächst von dieser Seite fest zu fassen — Erst heftige sinnliche Bewegung, sagte Emma; dann plötzliche und unwiderstehliche Ergreifung und Richtung der Phantasie auf ein Entgegengesetztes: — kann das Gleichgewicht wieder hergestellt werden, und dadurch Vernunft und besseres Gefühl wieder Kräfte gewinnen, so kann es auch nur auf diesem Wege geschehen — — Ich versprach, ihr gänzlich zu folgen. Ich wollte das keine Stunde aufschieben, und beschloß, gleich nach Tische hinzufahren, und zwar unangemeldet.

Das that ich, und traf die Kriegsräthin zufällig auf dem Vorsaal. Sie nahm mich in ihr Kabinet. Das Kabinet ist nur durch eine Glasthür vom Wohnzimmer gesondert. Ich sahe durch die Fenster, daß Natalie auf dem Sopha schlummerte — unschuldig, mit herzinnigem Wohlbehagen, wie der Säugling im Schoos der Mutter schlummert. Mein Herz wallete in Liebe und Mitleid auf bey diesem Anblick. Die Kriegsräthin erzählte mir, Natalie habe über Tische viel und sehr lebhaft von Richard gesprochen. Ihr heutges Ge-

wo ich sie in dem, diesen Nachmittag abgegangenen Briefe abgebrochen hatte.

Die unerwartete Wendung, welche die Sache zuletzt genommen, hatte mich so verwirret, daß ich sie in Uebereilung der guten Emma verrieth. Sie faltete die Hände und ließ sie in den Schoos sinken. Jetzt geht sie meinem Schicksal entgegen! sagte sie, tief betrübt.

Ich faßte mich und unterbrach sie: Das wolle Gott nicht! Das darf, das soll nicht geschehen! Sie hatten ja keine Freundin —

Nein, ich hatte keine Freundin! wiederholte sie.

Ich suchte alles hervor, sie und mich aufzurichten. Es gelang endlich, und wir sprachen gelassener über Natalien. Daß Richard gestern Abend und heute ganz planmäßig handelte, und daß es ihm damit über sie gelungen sey, war unverkennbar. Wir erinnerten uns aber auch, daß der sinnliche Reiz eines solchen Festes, und der phantastische Rausch, der einem Mädchen, des Nachtschwärmens nicht gewohnt, am folgenden Tage zurückbleibt, nicht von Dauer seyn könnten, wenn man nur Sorge trüge, das gute Kind behutsam, und auf die, eben für sie angemessenste Weise, zu wecken. Daß das bald, daß es sogleich geschehen müsse; daß nun von conventionellen Rücksichten keine Rede mehr seyn dürfe: darüber waren wir einig. Aber eben

jene behutsame, und zugleich angemessenste Art zu treffen: das fanden wir freylich schwer. Wir vereinigten uns über Folgendes: langsam zu gehen, dazu sey es zu spät, zumal da der Gegner rasch ging; vor allem müsse dem lieben Kinde das einsame Sinnen und Brüten über gewissen Ideen und Empfindungen unmöglich gemacht werden; Natalie sey vornämlich von Seiten des Temperaments und der Phantasie gewonnen worden, man habe sie also auch zunächst von dieser Seite fest zu fassen — Erst heftige sinnliche Bewegung, sagte Emma; dann plötzliche und unwiderstehliche Ergreifung und Richtung der Phantasie auf ein Entgegengesetztes: — kann das Gleichgewicht wieder hergestellt werden, und dadurch Vernunft und besseres Gefühl wieder Kräfte gewinnen, so kann es auch nur auf diesem Wege geschehen — — Ich versprach, ihr gänzlich zu folgen. Ich wollte das keine Stunde aufschieben, und beschloß, gleich nach Tische hinzufahren, und zwar unangemeldet.

Das that ich, und traf die Kriegsräthin zufällig auf dem Vorsaal. Sie nahm mich in ihr Kabinet. Das Kabinet ist nur durch eine Glasthür vom Wohnzimmer gesondert. Ich sahe durch die Fenster, daß Natalie auf dem Sopha schlummerte — unschuldig, mit herzinnigem Wohlbehagen, wie der Säugling im Schoos der Mutter schlummert. Mein Herz wallete in Liebe und Mitleid auf bey diesem Anblick. Die Kriegsräthin erzählte mir, Natalie habe über Tische viel und sehr lebhaft von Richard gesprochen. Ihr heutges Ge-

sprach, fuhr sie etwas beklommen fort, hat mich tiefer erschüttert, als Sie vielleicht glauben; aber diese Veränderung meiner Tochter noch weit mehr. Jetzt bitte ich Sie selbst: stehen Sie uns bey, denn ich weiß mir nicht zu rathen.

Ich dankte dem Himmel in meinem Herzen und fragte, ob sie Natalien etwas von der Veränderung ihrer Gesinnungen habe merken lassen.

Ich habe geschwiegen, antwortete sie, aus Besorgniß, jetzt mehr Uebels zu stiften; und in ihrer Lebhaftigkeit hat sie auf mein Schweigen wenig geachtet — wenigstens keine Absicht dabey vermuthet.

Wir berathschlagten uns weiter: jetzt, in Aengstlichkeit, war sie alles zufrieden. Mein Herz schlug hoch und bedrängte meine Brust: aber ich war sehr freudig im Gefühl, mit etwas Gutem umzugehen. Es war, als trieb mich's unwiderstehlich hinüber zur Schlummernden. Doch blickte ich erst noch einmal durch die Glasthür. Natalie hatte den linken Arm unter das Haupt gelegt, der rechte ruhete nachlässig in ihrem Schoose. Jetzt bewegte sie die Finger leise, und tippte mit den röthlichen Spitzen auf das weiße Kleid, wie Jemand, der eine einfache Melodie auf dem Klavier versucht. Nun lächelte sie, und schlug, ohne ihre Lage zu verändern, die Augen auf — hell und klar, wie ein erwachendes Kanarienvögelchen. Das heißt geschlafen! sagte sie vor sich hin, richtete

sich munter auf, und trat einen Augenblick vor den Spiegel, das Haar in Ordnung zu bringen. Jetzt gingen wir hinüber.

Sie hier? rief sie fröhlich. Sie haben doch nicht gesehn, wie faul ich bin? —

Wir setzten uns. Natalie erleichterte es mir selbst, auf jenen Gegenstand zu kommen. Sie fing vom Balle zu plaudern an und kam bald auf Richard. Plötzlich hielt sie ein und sahe mich ernsthaft an: Was haben Sie? Sie sehen so ernst — ich möchte sagen, so feyerlich aus! Richard hat Ihnen nicht gefallen.

Er hat mir gefallen.

Nun — doch nicht allzusehr? fragte sie; aber nur ihr Wort, nicht ihr Ton scherzte.

So sehr, daß mir das Herz blutet um Sie, liebe Seele: denn — Ihr Gemal kann er nie werden! —

Sie erröthete hoch, sahe mich schweigend noch ernsthafter an, und sagte dann mit erzwungenem Lächeln: Das heißt meinen unartigen Scherz allzu hart rächen.

Wir schwiegen, und sie wurde nun sehr gespannet. Mutter, sagte sie dann; auch dich seh' ich verändert. Es fällt mir ein, daß du es schon diesen Mittag warest. Was ist vorgegangen?

Wirst du auch gefaßt seyn, mein gutes Kind, alles zu hören? fragte die Kriegsräthin.

Natalia stand tiefathmend auf, und sagte nach einer Weile: Ja! Doch sagen Sie mir auch wirklich alles! —

Ich umschlang sie, ich zog sie sanft wieder in unsre Mitte: da fühlte ich, daß ihr ganzes Wesen innerlich zitterte. Ihre Blicke waren unruhig bald auf mich, bald auf die Mutter geworfen. Wir suchten sie durch Liebkosungen zu besänftigen: es gelang uns allmählig, und nun sagte ich ihr — freylich auf die schonendste, doch auch auf die eindringlichste Weise — das Wesentliche von dem, was ich den Vormittag der Mutter gesagt hatte. Daß ich das konnte, daß ich's so konnte — Schwester, ich erfuhr, was dort die Schrift spricht: Es soll euch gegeben werden in solcher Stunde. —

Natalie hatte anfänglich einen forschenden, tiefdringenden Blick auf mein Gesicht geheftet; hernach vor sich nieder gesehen, und, ohne mich zu unterbrechen, mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört. Die Mutter hatte freylich manches, was ich sagte, zu mildern gesucht. Natalie hatte oft die Farbe gewechselt: jetzt stand sie auf, blaß und matt, wie eine Rose, die vom Schwefeldampf angewehet wird. Mit schwacher, aber nicht weicher Stimme sagte sie: Ich will mich fassen! — Besorgt, waren auch wir aufgestanden:

durch Zeichen bat sie uns zu bleiben. Sie ging nach dem Nebenzimmer: sie wankte. Wir eilten herbey, die Mutter nahm sie, geängstet, in ihre Arme: Natalie lächelte seltsam — sehr seltsam. Mein liebes, gutes Kind, sagte die Kriegsräthin innig bewegt! Noch mit demselben Lächeln trocknete sie die Thränen der Mutter, liebkosete ihr schweigend, legte den Arm, den die Mutter um sie geschlungen hatte, sanft zurück, und ging hinaus.

Mein Inneres war zerrissen. Ich trat in ein Fenster: ich konnte nichts denken, keinen Entschluß fassen. Der Sturm kämpfender, schmerzlicher Gefühle hob aber allmählig mein Herz über die Wolken empor: Allgütiger, betete meine Seele; dir ist's bekannt — ich habe gehandelt nach den Kräften, die du mir gabst, und mit vertrauensvollem Aufsehen auf dich! Hab' ich gefehlt, so laß die Folgen meiner Schwäche nur auf mich fallen! Hab' ich nach deinem Willen gehandelt, so gieb Licht, Kraft und Beharrlichkeit, damit ich auch nach deinem Willen vollende! Ja, das wirst du! —

Ich fühlte mich himmlisch getröstet und erquickt, und wendete mich zur Kriegsräthin. Sie hatte sich aufs Sopha geworfen, und weinete heftig, mit leidenschaftlichem Unwillen gegen mich, gegen sich, gegen alles. Ihre Miene war entstellt: sie hatte etwas sehr Zurückstoßendes. Ich ging hin, ich redete ihr zu: Erinnern Sie sich, sagte ich, daß wir nichts Ueber-

alles gethan haben, nichts, als was wir für gut und pflichtmäßig erkannt hatten —

Und doch gehet mein Kind zu Grunde! fiel sie erbittert ein, und wendete das Gesicht von mir ab. Ich entschuldigte die Verirrung des Muttergefühls gern, und fuhr fort:

Denken Sie doch daran, daß, was man so thut, in Gott gethan ist! Ihm überlassen Sie darum die Folgen! An ihn verweisen Sie auch Ihr leidendes Mutterherz! Wohin kann sich der Mensch in solcher Stunde wenden, als zu ihm?

Hier erhob sie sich. — furchtbar, möcht' ich sagen: Still davon! sagte sie, und streckte die Hand und ausgespreiteten Finger gegen mich hin. Still davon! Das klingt nicht nach in meiner Seele! Zu allem hat man mich, nur nicht zur Christin erzogen. Spotten, wie sonst, kann ich nicht mehr: aber mein erkältetes Herz wird immer nur in sich selbst zurückgedrängt. Und so muß ich mit mir allein durch die Welt. Und ich müßte euch beneiden, und ewig die anklagen, die mich darum gebracht, wüßte ich nicht: es hält auch bey euch nicht aus, wenn Noth und Angst, oder Leidenschaft und Begier euch ergreift! Freylich, wenn ihr nur dabeysteht, und schöne Worte macht . . .

Ich wurde vorhin gestört, liebe Schwester. Es ist über zwölf Uhr in der Nacht. Emma lag unruhig,

und jetzt drohete der Husten sie zu ersticken. Ich hab' ihr allerley Kleinigkeiten vorgelesen, damit sie nicht sprechen sollte. Sie versuchte schon einigemal, aber nicht bestimmt, nach dem Major zu fragen; fast glaub' ich, sie fürchte diese Nacht zu sterben und wolle ihn noch einmal sprechen. Ich that, als verständ' ich sie nicht, bis sie endlich gerad' aus fragte; da mußt' ich ihr denn sagen, er sey noch nicht nach Hause. Sie schwieg und wollte auch nichts mehr vorgelesen haben. Jetzt ist sie endlich eingeschlafen, und ich schreibe, um mich wachend zu erhalten. Ich bin den heutgen Tag wirklich zu sehr angegriffen, als daß ich so ausführlich fortfahren und mich dadurch von neuem heftig reizen dürfte.

Jene Rede der Kriegsräthin und der Anblick ihrer krampfhaft aufstrebenden Ohnmacht drangen wie Schwerdter in meine Seele. Ich konnte mich lange nicht fassen. Die unglückliche — ja, wahrhaft unglückliche Frau schluchzte, verbarg das Gesicht in die Kissen, und sprach von ihrer verstorbenen Mutter — — Nein, da sey Gott vor, daß ich dies wiederholte! Noch mehr entsetzte ich mich, als sie sich hernach aufraffte, und in frechem Uebermuth und erzwungenem Trotz sagte: Was quäl' ich mich denn aber auch um das Mädchen? Sie mag auch hingehen und sich versuchen, wie ich's mußte! Was hatt' ich denn verschuldet, daß man mich meinem Geschick hinwarf, wie den Ueberrest der leckern Tafel einem gierigen Hunde? — Sie hörte nicht auf mich und riß in ihrem Wahnsinn die Thür auf, durch welche Natalie gegangen war. O Lotte, welch ein An-

blick! Natalie war vor einem Stuhle auf die Kniee niedergesunken, den Rücken hatte sie uns zugekehrt, die gefaltenen Hände auf den Stuhl gestützt, das Antlitz zum Himmel erhoben. Ich habe nie etwas Rührenderes gesehen! —

Auf das Geräusch richtete sie sich schnell auf und kam mit der Ruhe eines Engels auf uns zu. Dies griff mit Eins siegreich in's Mutterherz. Alle aufschäumenden Wellen des Ingrimms und Trotzes waren verschwunden; alle Funken des Guten, die Leidenschaften und Wollust nicht erstickt hatten, stiegen, in Eine Flamme gesammlet, auf. Mit heißen Thränen schloß sie die Tochter in die Arme, und rief einmal über's andere: Mein Kind! mein gutes, geliebtes Kind! wirst du wirklich deine Mutter nie hassen?

Hier ahnete ich endlich den geheimern Zusammenhang, und vieles, was ich übergehe, bestätigte meine Ahnung nur allzusehr! Ohne Rückhalt die Sache beym rechten Namen genannt: die geizige Mutter hat die Tochter verkauft, und Richards letzte, folgenreiche Versuche sind nach ihrem Plane angestellt! Jetzt aber ist sie im Innersten aufgeschreckt — —

Ich mag Dir das nicht weiter aus einander setzen: aber, meine gute Schwester, lege hier das Blatt weg, und seegne mit mir, ehe Du weiter liesest, unsre — zwar armen und auch sonst beschränkten, aber frommen und gottergebenen Aeltern! —

Natalie begann endlich, indem sie meine und ihrer Mutter Hand an ihre Brust drückte: Ich habe nur Eine Bitte: überlassen Sie mich so lange mir selbst, bis ich mich freywillig wieder an Sie wende! Unternehmen werde ich nichts ohne Ihr Vorwissen. Gestehen Sie mir das zu?

Ja ja! rief die Mutter, und ich rief es auch.

So nämlich, daß Sie jene ganze Angelegenheit gar nicht erwähnen, bis ich's selbst thue? fuhr sie fort.

Die Mutter rief auch hier schnell: Ja! — Ich konnte nicht so herzlich einstimmen, denn jetzt dacht' ich an das, was Emma über das verschlossene Sinnen und Brüten mir gesagt hatte. Mit mildem Lächeln und verklärtem Blick sagte Natalie zu mir: Seyn Sie getrost: die Sache ist ja nun in den besten Händen! —

Wir wurden durch einen Hausfreund unterbrochen. Natalie entfernte sich und kam nach einer halben Stunde, zwar noch blaß, aber in stiller Heiterkeit zurück.

Und so ist sie noch immer. Ich habe sie diese vier Tage, wo ich nicht weiter geschrieben, oft gesehen: sie verharret in ihrem Schweigen, das mich nun zu beunruhigen anfängt.

Emma hat sich ein wenig erholt — ein klein wenig!

eben so gut gelaunt, daß er aufstand, und nach einigen Faseleyen, die ich nicht wiederholen will, sich abführete. Endlich! — rief Natalie, da er fort war. Und nun geschwind: ich bring' eine Neuigkeit — eine Neuigkeit! — Doch: wer war denn der Offizier?

Der Gemal der Freundin, die ich hieher begleitet habe.

So! Ein hübscher Mann! Aber lassen wir ihn laufen, und hören Sie meine Neuigkeit!

Nun? fragten wir beyde.

Ich habe Besuch gehabt — und was für Besuch! antwortete sie fröhlich. Ja, Mutterchen, was kann ich dafür, daß du nicht zu Hause warest? Mein hochbelobter Verehrer ist dagewesen. Ich wollt' ihn nicht annehmen: aber er ließ sich nicht abweisen. Er wollte doch sehen, wie mir der Ball bekommen sey! Richard nämlich! —

Du kannst dir denken, liebe Schwester, wie ich erschrak. Auch die Mutter war betroffen. Mein Kind, sagte sie; ich sehe dich plötzlich sehr verändert gegen Richard. Noch gestern Vormittag . . .

Guter Rath kömmt über Nacht, Mutterchen! Meiner fing aber schon gestern Abend an zu kommen — nach der Quadrille, die der Mensch so flink mit mir ausführte — —

Ich bat die Kriegsräthin durch einen Wink, jetzt abzubrechen. Sie that es, und beyde verließen mich. — Liebe Schwester, was soll ich sagen? Ich bin sehr traurig. —

Ehe ich in meiner Erzählung fortfahre, laß mich Dir, liebste, Schwester, für Deinen Brief danken. Emma's großes Bild ist ganz unbeschädigt angekommen. Sie will selbst schreiben und Dir deine Sorgfalt verdanken. Es hängt in meinem Zimmer, bis sich Gelegenheit findet, es an ihre Mutter abgehen zu lassen. Ich ließ nicht nach — Emma mußte mir's bis dahin abtreten: es machte einen zu schmerzlichen Eindruck auf sie, sich so überaus reizend, und noch vor vier Jahren so ähnlich dargestellt zu sehen, und dann bey jedem Blick in den Spiegel kaum den Schatten von sich selbst zu erblicken. Selbst in meinem Zimmer hab' ich das Bild verdeckt, damit es ihr nicht ins Auge falle, wenn sie herüberkömmt. Sie thut, als bemerke sie meine Absicht nicht, und ich vermeide, was sie an diese erinnern könnte. Sie hat jetzt verdoppelte Behutsamkeit und Schonung nöthig, denn — was sollte ich Dir's verhehlen? — ihre Schwäche, und mithin ihre Reizbarkeit, nimmt täglich zu. Geht das noch einige Wochen fort, so sehet ihr sie nicht wieder. Und der Major — — Doch laß mich davon schweigen!

Ich komme zu der Angelegenheit unsrer Natalie zurück, und setze die Geschichte unmittelbar da fort,

eben so gut gelaunt, daß er aufstand, und nach einigen Faseleyen, die ich nicht wiederholen will, sich abführete. Endlich! — rief Natalie, da er fort war. Und nun geschwind: ich bring' eine Neuigkeit — eine Neuigkeit! — Doch: wer war denn der Offizier?

Der Gemal der Freundin, die ich hieher begleitet habe.

So! Ein hübscher Mann! Aber lassen wir ihn laufen, und hören Sie meine Neuigkeit!

Nun? fragten wir beyde.

Ich habe Besuch gehabt — und was für Besuch! antwortete sie fröhlich. Ja, Mutterchen, was kann ich dafür, daß du nicht zu Hause warest? Mein hochbelobter Verehrer ist dagewesen. Ich wollt' ihn nicht annehmen: aber er ließ sich nicht abweisen. Er wollte doch sehen, wie mir der Ball bekommen sey! Richard nämlich! —

Du kannst dir denken, liebe Schwester, wie ich erschrak. Auch die Mutter war betroffen. Mein Kind, sagte sie; ich sehe dich plötzlich sehr verändert gegen Richard. Noch gestern Vormittag . . .

Guter Rath kömmt über Nacht, Mutterchen! Meiner fing aber schon gestern Abend an zu kommen — nach der Quadrille, die der Mensch so flink mit mir ausführte — —

jene behutsame, und zugleich angemessenste Art zu treffen: das fanden wir freylich schwer. Wir vereinigten uns über Folgendes: langsam zu gehen, dazu sey es zu spät, zumal da der Gegner rasch ging; vor allem müsse dem lieben Kinde das einsame Sinnen und Brüten über gewissen Ideen und Empfindungen unmöglich gemacht werden; Natalie sey vornämlich von Seiten des Temperaments und der Phantasie gewonnen worden, man habe sie also auch zunächst von dieser Seite fest zu fassen — Erst heftige sinnliche Bewegung, sagte Emma; dann plötzliche und unwiderstehliche Ergreifung und Richtung der Phantasie auf ein Entgegengesetztes: — kann das Gleichgewicht wieder hergestellt werden, und dadurch Vernunft und besseres Gefühl wieder Kräfte gewinnen, so kann es auch nur auf diesem Wege geschehen — — Ich versprach, ihr gänzlich zu folgen. Ich wollte das keine Stunde aufschieben, und beschloß, gleich nach Tische hinzufahren, und zwar unangemeldet.

Das that ich, und traf die Kriegsräthin zufällig auf dem Vorsaal. Sie nahm mich in ihr Kabinet. Das Kabinet ist nur durch eine Glasthür vom Wohnzimmer gesondert. Ich sahe durch die Fenster, daß Natalie auf dem Sopha schlummerte — unschuldig, mit herzinnigem Wohlbehagen, wie der Säugling im Schoos der Mutter schlummert. Mein Herz wallete in Liebe und Mitleid auf bey diesem Anblick. Die Kriegsräthin erzählte mir, Natalie habe über Tische viel und sehr lebhaft von Richard gesprochen. Ihr heutges Ge-

spräch, fuhr sie etwas beklommen fort, hat mich tiefer erschüttert, als Sie vielleicht glauben; aber diese Veränderung meiner Tochter noch weit mehr. Jetzt bitte ich Sie selbst: stehen Sie uns bey, denn ich weiß mir nicht zu rathen.

Ich dankte dem Himmel in meinem Herzen und fragte, ob sie Natalien etwas von der Veränderung ihrer Gesinnungen habe merken lassen.

Ich habe geschwiegen, antwortete sie, aus Besorgniß, jetzt mehr Uebels zu stiften; und in ihrer Lebhaftigkeit hat sie auf mein Schweigen wenig geachtet — wenigstens keine Absicht dabey vermuthet.

Wir berathschlagten uns weiter: jetzt, in Aengstlichkeit, war sie alles zufrieden. Mein Herz schlug hoch und bedrängte meine Brust: aber ich war sehr freudig im Gefühl, mit etwas Gutem umzugehen. Es war, als trieb mich's unwiderstehlich hinüber zur Schlummernden. Doch blickte ich erst noch einmal durch die Glasthür. Natalie hatte den linken Arm unter das Haupt gelegt, der rechte ruhete nachlässig in ihrem Schoose. Jetzt bewegte sie die Finger leise, und tippte mit den röthlichen Spitzen auf das weiße Kleid, wie Jemand, der eine einfache Melodie auf dem Klavier versucht. Nun lächelte sie, und schlug, ohne ihre Lage zu verändern, die Augen auf — hell und klar, wie ein erwachendes Kanarienvögelchen. Das heißt geschlafen! sagte sie vor sich hin, richtete

sich munter auf, und trat einen Augenblick vor den Spiegel, das Haar in Ordnung zu bringen. Jetzt gingen wir hinüber.

Sie hier? rief sie fröhlich. Sie haben doch nicht gesehn, wie faul ich bin? —

Wir setzten uns. Natalie erleichterte es mir selbst, auf jenen Gegenstand zu kommen. Sie fing vom Balle zu plaudern an und kam bald auf Richard. Plötzlich hielt sie ein und sahe mich ernsthaft an: Was haben Sie? Sie sehen so ernst — ich möchte sagen, so feyerlich aus! Richard hat Ihnen nicht gefallen.

Er hat mir gefallen.

Nun — doch nicht allzusehr? fragte sie; aber nur ihr Wort, nicht ihr Ton scherzte.

So sehr, daß mir das Herz blutet um Sie, liebe Seele: denn — Ihr Gemal kann er nie werden! —

Sie erröthete hoch, sahe mich schweigend noch ernsthafter an, und sagte dann mit erzwungenem Lächeln: Das heißt meinen unartigen Scherz allzu hart rächen.

Wir schwiegen, und sie wurde nun sehr gespannet. Mutter, sagte sie dann; auch dich seh' ich verändert. Es fällt mir ein, daß du es schon diesen Mittag warest. Was ist vorgegangen?

Wirst du auch gefaßt seyn, mein gutes Kind, alles zu hören? fragte die Kriegsräthin.

Natalia stand tiefathmend auf, und sagte nach einer Weile: Ja! Doch sagen Sie mir auch wirklich alles! —

Ich umschlang sie, ich zog sie sanft wieder in unsre Mitte: da fühlte ich, daß ihr ganzes Wesen innerlich zitterte. Ihre Blicke waren unruhig bald auf mich, bald auf die Mutter geworfen. Wir suchten sie durch Liebkosungen zu besänftigen: es gelang uns allmählig, und nun sagte ich ihr — freylich auf die schonendste, doch auch auf die eindringlichste Weise — das Wesentliche von dem, was ich den Vormittag der Mutter gesagt hatte. Daß ich das konnte, daß ich's so konnte — Schwester, ich erfuhr, was dort die Schrift spricht: Es soll euch gegeben werden in solcher Stunde. —

Natalie hatte anfänglich einen forschenden, tiefdringenden Blick auf mein Gesicht geheftet; hernach vor sich nieder gesehen, und, ohne mich zu unterbrechen, mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört. Die Mutter hatte freylich manches, was ich sagte, zu mildern gesucht. Natalie hatte oft die Farbe gewechselt: jetzt stand sie auf, blaß und matt, wie eine Rose, die vom Schwefeldampf angewehet wird. Mit schwacher, aber nicht weicher Stimme sagte sie: Ich will mich fassen! — Besorgt, waren auch wir aufgestanden:

durch Zeichen bat sie uns zu bleiben. Sie ging nach dem Nebenzimmer: sie wankte. Wir eilten herbey, die Mutter nahm sie, geängstet, in ihre Arme: Natalie lächelte seltsam — sehr seltsam. Mein liebes, gutes Kind, sagte die Kriegsräthin innig bewegt. Noch mit demselben Lächeln trocknete sie die Thränen der Mutter, liebkosete ihr schweigend, legte den Arm, den die Mutter um sie geschlungen hatte, sanft zurück, und ging hinaus.

Mein Inneres war zerrissen. Ich trat in ein Fenster: ich konnte nichts denken, keinen Entschluß fassen. Der Sturm kämpfender, schmerzlicher Gefühle hob aber allmählig mein Herz über die Wolken empor: Allgütiger, betete meine Seele; dir ist's bekannt — ich habe gehandelt nach den Kräften, die du mir gabst, und mit vertrauensvollem Aufsehen auf dich! Hab' ich gefehlt, so laß die Folgen meiner Schwäche nur auf mich fallen! Hab' ich nach deinem Willen gehandelt, so gieb Licht, Kraft und Beharrlichkeit, damit ich auch nach deinem Willen vollende! Ja, das wirst du! —

Ich fühlte mich himmlisch getröstet und erquickt, und wendete mich zur Kriegsräthin. Sie hatte sich aufs Sopha geworfen, und weinete heftig, mit leidenschaftlichem Unwillen gegen mich, gegen sich, gegen alles. Ihre Miene war entstellt: sie hatte etwas sehr Zurückstoßendes. Ich ging hin, ich redete ihr zu: Erinnern Sie sich, sagte ich, daß wir nichts Ueber-

alles gethan haben, nichts, als was wir für gut und pflichtmäßig erkannt hatten —

Und doch gehet mein Kind zu Grunde! fiel sie erbittert ein, und wendete das Gesicht von mir ab. Ich entschuldigte die Verirrung des Muttergefühls gern, und fuhr fort:

Denken Sie doch daran, daß, was man so thut, in Gott gethan ist! Ihm überlassen Sie darum die Folgen! An ihn verweisen Sie auch Ihr leidendes Mutterherz! Wohin kann sich der Mensch in solcher Stunde wenden, als zu ihm?

Hier erhob sie sich — furchtbar, möcht' ich sagen: Still davon! sagte sie, und streckte die Hand und ausgespreiteten Finger gegen mich hin. Still davon! Das klingt nicht nach in meiner Seele! Zu allem hat man mich, nur nicht zur Christin erzogen. Spotten, wie sonst, kann ich nicht mehr: aber mein erkältetes Herz wird immer nur in sich selbst zurückgedrängt. Und so muß ich mit mir allein durch die Welt. Und ich müßte euch beneiden, und ewig die anklagen, die mich darum gebracht, wüßte ich nicht: es hält auch bey euch nicht aus, wenn Noth und Angst, oder Leidenschaft und Begier euch ergreift! Freylich, wenn ihr nur dabeysteht, und schöne Worte macht . . .

Ich wurde vorhin gestört, liebe Schwester. Es ist über zwölf Uhr in der Nacht. Emma lag unruhig,

und jetzt drohete der Husten sie zu ersticken. Ich hab' ihr allerley Kleinigkeiten vorgelesen, damit sie nicht sprechen sollte. Sie versuchte schon einigemal, aber nicht bestimmt, nach dem Major zu fragen; fast glaub' ich, sie fürchte diese Nacht zu sterben und wolle ihn noch einmal sprechen. Ich that, als verständ' ich sie nicht, bis sie endlich gerad' aus fragte; da mußt' ich ihr denn sagen, er sey noch nicht nach Hause. Sie schwieg und wollte auch nichts mehr vorgelesen haben. Jetzt ist sie endlich eingeschlafen, und ich schreibe, um mich wachend zu erhalten. Ich bin den heutgen Tag wirklich zu sehr angegriffen, als daß ich so ausführlich fortfahren und mich dadurch von neuem heftig reizen dürfte.

Jene Rede der Kriegsräthin und der Anblick ihrer krampfhaft aufstrebenden Ohnmacht drangen wie Schwerdter in meine Seele. Ich konnte mich lange nicht fassen. Die unglückliche — ja, wahrhaft unglückliche Frau schluchzete, verbarg das Gesicht in die Kissen, und sprach von ihrer verstorbenen Mutter — — Nein, da sey Gott vor, daß ich dies wiederholte! Noch mehr entsetzte ich mich, als sie sich hernach aufraffte, und in frechem Uebermuth und erzwungenem Trotz sagte: Was quäl' ich mich denn aber auch um das Mädchen? Sie mag auch hingehen und sich versuchen, wie ich's mußte! Was hatt' ich denn verschuldet, daß man mich meinem Geschick hinwarf, wie den Ueberrest der leckern Tafel einem gierigen Hunde? — Sie hörte nicht auf mich und riß in ihrem Wahnsinn die Thür auf, durch welche Natalie gegangen war. O Lotte, welch ein An-

blick! Natalie war vor einem Stuhle auf die Knie niedergesunken, den Rücken hatte sie uns zugekehrt, die gefaltenen Hände auf den Stuhl gestützt, das Antlitz zum Himmel erhoben. Ich habe nie etwas Rührenderes gesehen! —

Auf das Geräusch richtete sie sich schnell auf und kam mit der Ruhe eines Engels auf uns zu. Dies griff mit Eins siegreich in's Mutterherz. Alle aufschäumenden Wellen des Ingrimms und Trotzes waren verschwunden; alle Funken des Guten, die Leidenschaften und Wollust nicht erstickt hatten, stiegen, in Eine Flamme gesammlet, auf. Mit heißen Thränen schloß sie die Tochter in die Arme, und rief einmal über's andere: Mein Kind! mein gutes, geliebtes Kind! wirst du wirklich deine Mutter nie hassen?

Hier ahnete ich endlich den geheimern Zusammenhang, und vieles, was ich übergehe, bestätigte meine Ahnung nur allzusehr! Ohne Rückhalt die Sache beym rechten Namen genannt: die geizige Mutter hat die Tochter verkauft, und Richards letzte, folgenreiche Versuche sind nach ihrem Plane angestellt! Jetzt aber ist sie im Innersten aufgeschreckt — —

Ich mag Dir das nicht weiter aus einander setzen: aber, meine gute Schwester, lege hier das Blatt weg, und seegne mit mir, ehe Du weiter liesest, unsre — zwar armen und auch sonst beschränkten, aber frommen und gottergebenen Aeltern! —

Natalie begann endlich, indem sie meine und ihrer Mutter Hand an ihre Brust drückte: Ich habe nur Eine Bitte: überlassen Sie mich so lange mir selbst, bis ich mich freywillig wieder an Sie wende! Unternehmen werde ich nichts ohne Ihr Vorwissen. Gestehen Sie mir das zu?

Ja ja! rief die Mutter, und ich rief es auch.

So nämlich, daß Sie jene ganze Angelegenheit gar nicht erwähnen, bis ich's selbst thue? fuhr sie fort.

Die Mutter rief auch hier schnell: Ja! — Ich konnte nicht so herzlich einstimmen, denn jetzt dacht' ich an das, was Emma über das verschlossene Sinnen und Brüten mir gesagt hatte. Mit mildem Lächeln und verklärtem Blick sagte Natalie zu mir: Seyn Sie getrost: die Sache ist ja nun in den besten Händen! —

Wir wurden durch einen Hausfreund unterbrochen. Natalie entfernte sich und kam nach einer halben Stunde, zwar noch blaß, aber in stiller Heiterkeit zurück.

Und so ist sie noch immer. Ich habe sie diese vier Tage, wo ich nicht weiter geschrieben, oft gesehen: sie verharret in ihrem Schweigen, das mich nun zu beunruhigen anfängt.

Emma hat sich ein wenig erholt — ein klein wenig!

Die Kriegsräthin — ach, Schwester, wie flüchtig sind auch die stärksten Eindrücke auf ein Gemüth, das einmal einer Leidenschaft wirklich dienstbar ist! Diese Frau war schon den zweyten Tag fast ruhig. Hernach fand ich sie, wie sie nicht nur vor mir, sondern auch vor sich selbst, mit jener Rührung prunkte. Gestern Vormittag wollte ich versuchen, ihr den jetzigen Zustand Nataliens als sehr bedenklich vorzustellen: Nun, sagte sie mit affectirtem Ernst; man hat nun alles gethan, was möglich war: das Weitere steht nicht in unsrer Macht! — Indem fielen ihre Augen auf einen neuen Hut, den ich mir gemacht hatte, und sie sprach nicht ohne Interesse darüber. Ich wagte darum nur noch zu fragen: ob Richard nicht bey ihr gewesen wäre? Zweymal, antwortete sie. Natalie hat sich mit Unpäßlichkeit entschuldigen lassen. Ich habe nur einige flüchtige Worte der Höflichkeit mit ihm gesprochen, denn was sollt' ich ihm bis auf weiteres sagen? Und, sehn Sie — ich hatte ja auch die beste Entschuldigung: ich wollte meine kranke Tochter nicht verlassen! —

Wie sich dies auch wenden möge: ich werde mich mit dem Behelf aller Trägen und Zweydeutigen: man hat nun alles gethan, was möglich war — nicht zufrieden stellen!

Welch ein Tag! O meine Lotte, wie werd' ich Dir schildern können, wovon mein Herz noch stürmisch

überwallt? Und gleichwol kann ich mir's nicht versagen, Dir eben jetzt zu schreiben. Ich zünde neue Lichter an: die Nacht soll Dir gewidmet seyn! Wie schnell wird sie mir verfliegen! —

Natalie ließ sich für den Nachmittag melden, was sie sonst nie thut. Ich schloß daraus, sie wünsche mich allein und ungestört zu sprechen. Ich irrete mich nicht. Sie kam, und ihr Ansehn, ihr Benehmen — alles an ihr fiel mir schon in den ersten Minuten auf. Sie sahe kränklich aus; gleichwol blitzten ihre Augen nicht nur von einem erhöheten, sondern auch (mir schien's wenigstens so) von einem fremdartigen Feuer. Sie sprach ungewöhnlich langsam, gemessen, als wache sie behutsam über jedes Wort. Sie wollte ganz ruhig erscheinen, und doch wechselte ihr Sprachton, wie ihre Gesichtsfarbe, und zeigte durchaus etwas Unnatürliches, etwas Gewaltsames. Ich erwartete — denke Dir, mit welcher Bangigkeit — daß sie das Gespräch auf jene Angelegenheit lenken würde: sie lenkte es nicht dahin, sondern begann nach einer Weile ohne allen Uebergang:

Ich habe Ihnen versprochen, selbst von jener, der wichtigsten Angelegenheit meines Lebens anzufangen: ich thu' es, wenn ich auch nur die Bitte zu wiederholen haben sollte, daß Sie mir die Entscheidung derselben auch ferner ganz überlassen. —

Es war viel mehr Sanftes in ihrem Ton, als in ihren Worten, und unverkennbar, daß ich damit nicht

Die Kriegsräthin — ach, Schwester, wie flüchtig sind auch die stärksten Eindrücke auf ein Gemüth, das einmal einer Leidenschaft wirklich dienstbar ist! Diese Frau war schon den zweyten Tag fast ruhig. Hernach fand ich sie, wie sie nicht nur vor mir, sondern auch vor sich selbst, mit jener Rührung prunkte. Gestern Vormittag wollte ich versuchen, ihr den jetzigen Zustand Nataliens als sehr bedenklich vorzustellen: Nun, sagte sie mit affectirtem Ernst; man hat nun alles gethan, was möglich war: das Weitere steht nicht in unsrer Macht! — Indem fielen ihre Augen auf einen neuen Hut, den ich mir gemacht hatte, und sie sprach nicht ohne Interesse darüber. Ich wagte darum nur noch zu fragen: ob Richard nicht bey ihr gewesen wäre? Zweymal, antwortete sie. Natalie hat sich mit Unpäßlichkeit entschuldigen lassen. Ich habe nur einige flüchtige Worte der Höflichkeit mit ihm gesprochen, denn was sollt' ich ihm bis auf weiteres sagen? Und, sehn Sie — ich hatte ja auch die beste Entschuldigung: ich wollte meine kranke Tochter nicht verlassen! —

Wie sich dies auch wenden möge: ich werde mich mit dem Behelf aller Trägen und Zweydeutigen: man hat nun alles gethan, was möglich war — nicht zufrieden stellen!

Welch ein Tag! O meine Lotte, wie werd' ich Dir schildern können, wovon mein Herz noch stürmisch

überwallt? Und gleichwol kann ich mir's nicht versagen, Dir eben jetzt zu schreiben. Ich zünde neue Lichter an: die Nacht soll Dir gewidmet seyn! Wie schnell wird sie mir verfliegen! —

Natalie ließ sich für den Nachmittag melden, was sie sonst nie thut. Ich schloß daraus, sie wünsche mich allein und ungestört zu sprechen. Ich irrete mich nicht. Sie kam, und ihr Ansehn, ihr Benehmen — alles an ihr fiel mir schon in den ersten Minuten auf. Sie sahe kränklich aus; gleichwol blitzten ihre Augen nicht nur von einem erhöheten, sondern auch (mir schien's wenigstens so) von einem fremdartigen Feuer. Sie sprach ungewöhnlich langsam, gemessen, als wache sie behutsam über jedes Wort. Sie wollte ganz ruhig erscheinen, und doch wechselte ihr Sprachton, wie ihre Gesichtsfarbe, und zeigte durchaus etwas Unnatürliches, etwas Gewaltsames. Ich erwartete — denke Dir, mit welcher Bangigkeit — daß sie das Gespräch auf jene Angelegenheit lenken würde: sie lenkte es nicht dahin, sondern begann nach einer Weile ohne allen Uebergang:

Ich habe Ihnen versprochen, selbst von jener, der wichtigsten Angelegenheit meines Lebens anzufangen: ich thu' es, wenn ich auch nur die Bitte zu wiederholen haben sollte, daß Sie mir die Entscheidung derselben auch ferner ganz überlassen. —

Es war viel mehr Sanftes in ihrem Ton, als in ihren Worten, und unverkennbar, daß ich damit nicht

überhaupt zurückgewiesen werden sollte. Es konnte mich mithin nicht kränken; aber sehr befremden und ängstigen mußte es mich.

So darf ich nicht weiter fragen? sagte ich.

Ich antworte ungefragt, erwiederte sie. Ich will dem nicht widersprechen, was Sie an Richard beobachtet haben. Ich finde sogar, daß eben jene verborgene — Störung oder Verirrung seines bessern Wesens es war, was mich beunruhigte, wenn er sich mir näherte, und was ich mir sonst gar nicht erklären konnte. Auch hab' ich dem, was Sie mir über die Gefahren einer solchen Verbindung sagten, nichts eigentlich entgegenzusetzen: es mag vielleicht als Regel auch gültig und anzunehmen seyn. Ich finde aber, es giebt einen höhern Beruf und ein edleres Loos, als — zufrieden hinzunehmen, was ohne Kampf und Schmerz Annehmlichkeiten und Glück verspricht. Auch an unser Geschlecht, und in gewissen Verhältnissen vielleicht besonders an dieses, ist die Aufforderung ergangen: Dem Irrenden helfet zurecht mit sanftmüthigem Geist——

Schwester, wie mußte mich dies im Innersten erschüttern! War das nicht fast derselbe Ausweg, den vor vier Jahren die entzündete Phantasie und das bestochene Herz unsrer aufgeopferten Emma nahmen? Ich war zu sehr überrascht, als daß ich etwas zu finden gewußt hätte, als folgendes:

Dem Irrenden! — aber dem wissentlich, dem beharrlich Abgewichenen, und immerfort Abweichenden? —

Er ist ja doch auch ein Irrender! sagte sie mit mildem Lächeln.

Der Hülfe verschmähet! —

Wer hat sie ihm, und auf die rechte Weise geleistet, so daß man diese Erfahrung hätte machen können?

Der der Hülfe nicht mehr fähig ist! —

Wer ist der Hülfe nicht mehr fähig? — sagte sie schnell und lebhaft. Und mit wahrhaft großherziger Fassung setzte sie dann hinzu: Den könnte Gott ja nicht mehr leben lassen! —

Schwester, sage, ist es nicht wahr, daß in dem Busen des reinen, unverdorbenen Weibes die Keime des Herrlichsten, des Göttlichsten ruhen? — Natalie fuhr fort, indem sie meine Hand sanft faßte:

Sie nennen das wol Schwärmerey; oder eitles Vertrauen auf eigene Kraft? Ja, ich erinnere mich auch gelesen zu haben, daß verscheuchte Liebe oft zur Andacht flüchte und sich ins Gewand der Religion kleide. Nun — muß es seyn, so will ich diese Urtheile gern tragen, und Sie dennoch immer hochachten und lieben —

Hier brach mein Herz. Die Augen gingen mir über: mein Glaube wankte. Ich fürchtete mich nun, ihr weiter einzureden, und bange Zweifel stiegen in mir auf. Ich schien mir in diesem Augenblicke vermessen mit meinem Eingreifen in das Geschick dieses edlen Wesens; was ich gedacht, was ich gesagt, kam mir vor als kalte, gemeine Lebensklugheit gegen feurige Erhebung des frommen Glaubens und der reinsten Begeisterung; mir war, als stände Natalie hoch über mir, und ich wollte sie herabziehn, herab in den alltäglichen Lauf der Welt. —

„Nun so nimm du sie hin, Allwissender! Ich weiß nichts mehr! ich kann nur noch dir vertrauen!" Diese Worte hatte ich, ohne mir dessen bewußt zu seyn, laut gesprochen, und Natalie schloß mich in ihre Arme. —

Wir sprachen nun beyde lange nicht; was hätten wir einander jetzt auch sagen können! Endlich verduftete die Blüthe frommer Begeisterung in uns beyden. Wir fühlten uns wieder der Erde verwandt; wir suchten einen gewöhnlichern Gegenstand des Gesprächs: es wollte uns aber damit Anfangs nicht gelingen. Hernach fand sich Natalie mehr als ich im Stande, jenes Höhere von dem Gewöhnlichen zu sondern, und ohne Geringschätzung, sogar ohne Gleichgültigkeit wieder in dies einzugehen. Da kam der Major, mir einen kleinen Auftrag für diesen Abend zu geben. Er versuchte wieder seine Galanterieen bey Natalien anzubringen; da sie

über heute durchaus nicht verfangen wollten, ging er bald wieder.

Durch den Zwang, den er Natalien aufgelegt hatte, heiter zu scheinen, war sie es wirklich einigermaßen geworden. Vielleicht war es ihr auch nur lieb, hier endlich etwas gefunden zu haben, worüber sich, ohne Rückblicke auf jene Unterhaltung, sprechen lasse. Sie lobte den Major — seine Munterkeit, seine Gewandtheit, seine Vorzüge für die Gesellschaft. Ich war noch immer nicht im Stande Theil zu nehmen, und ließ sie fortschwatzen. Und dieser Mann, sagte sie endlich, ist der Gemal einer stets kränkelnden Frau? Das muß für beyde sehr traurig seyn! Und wahrscheinlich ist Er noch mehr zu beklagen, als sie; meynen Sie nicht?

Ich sahe, daß sie aus Gefälligkeit mir entgegenkommen, mich in ein Gespräch verwickeln wolle, und wollte aus Erkenntlichkeit antworten — was mir beykommen würde. Da ich aber deswegen die Augen zu ihr aufschlug, und jetzt, nach jener Anspannung Nataliens, genauer bemerken konnte, wie schon in so wenigen Tagen des innern Kampfes und Grams ihre Rosen gebleicht, ihre schöne Lebendigkeit, ihr unbefangener Frohsinn dahin waren; wie sie, nun auch im Aeußern, unsrer Emma, nach wenigen Tagen ihrer Verbindung, ähnelte: da nahm ich denn das Wort: Sie fragen, wer von beyden am meisten zu beklagen seyn möchte? Das kann vielleicht ihre Geschichte erläutern —

Und nun erzählte ich — wie Emma, noch fast ein Kind, vom Major bemerkt, eingenommen, und bis dahin gereizt worden sey, ihm, den Vorstellungen, den Bitten ihrer Freunde, ja auch den geheimen Warnungen ihres Innern entgegen, die Hand zu reichen; wie der Major, seit den ersten Tagen der unseeligen Verbindung, unverkennbar verrathen hatte, es wäre ihm nur um Vermögen und allenfalls um die Reize der ersten Jugendblüthe zu thun gewesen; wie er nun, nachdem er beydes in Sicherheit gebracht, die lachende, belustigende Maske wegwarf, und sich nun ganz in seiner niedrigen, gehässigen Gestalt zeigte; wie das liebende Weib erst lange mit sich selbst kämpfte und sich selbst abstritt, was sie nur allzuschmerzlich empfand, bis endlich eine längere Selbsttäuschung unmöglich war und es vor ihren Blicken hell ward und schrecklich, und sie zurückschauderte; wie sie nun von zurückgewiesenen Freunden mit Kälte, oder mit verwundendem Mitleid, in der größern, gemischten Gesellschaft — von Männern mit lüsternem Lauern, von Weibern mit herzlosem Achselzucken aufgenommen, und in ihrem Hause durch freche, auf die besondere Gunst und Vertraulichkeit des Herrn pochende Dienstboten gemartert wurde; wie sie endlich nur noch in dem Gedanken Zuflucht fand, die Retterin dieses Verwahrloseten zu werden, und, in Versuchen zur Ausführung dieses schönsten aller Vorsätze, Kränkung, Hohn und Spott von dem rohen Manne ertrug: — bis sie endlich sich sagen mußte: es ist vergebens, und du konntest voraus wissen, daß es vergebens seyn würde, wenn

du nicht durch Leidenschaftlichkeit, durch geflissentliches Aufnähren schmeichelnder Wünsche und Träumereyen, durch eitles Selbstvertrauen auf Kräfte, die dir nicht verliehen waren, deinen innern Warner übertäubt hättest; und bis nun jetzt ihr, durch den ausschweifenden Lüstling vergifteter Körper auch den Geist hinabziehet in stumme Resignation, und ermattet, und abstirbt — —

Natalie hörte erst bedenklich, vielleicht sogar argwöhnisch zu: allmählig aber siegte die Kraft der Wahrheit, die aus mir sprach, und mich zu einer Lebendigkeit erhob, deren ich sonst selten fähig bin. Nun wollte das geängstete Mädchen mich unterbrechen: ich ließ es nicht zu; sie drängte sich furchtsam an meine Seite, umschlang mich mit gewaltsamer Heftigkeit: ich konnte nicht drauf achten; und nach den letzten Worten stand ich schnell auf, hob die Decke von dem entzückenden Bilde Emma's:

Da! rief ich — da sehen Sie: das war meine Emma vor vier Jahren!

Und das ist sie jetzt! sagte Emma selbst, und stand in der leise geöffneten Thür, wie ein Schatten, der, zu warnen und zu trösten, aus der Gruft aufgestiegen ist.

Ohne es zu wissen, hatte ich vorhin die Stimme erhoben, daß Emma mich im Nebenzimmer verstehen müssen. Natalie warf sich vor ihr nieder, umfaßte be-

bend ihre Knien — — Doch das läßt sich nicht beschreiben! Natalie war bis zur Ohnmacht erschüttert; sie rührte mich aufs innigste, und ich wollte schon sie zu beruhigen versuchen: da winkte mir Emma, es nicht zu thun. Ich gab ihr nach, und jene Zweifel, über die Rechtmäßigkeit unsrer Bemühungen, schwanden vor dem Gedanken, der mit einemmal hell vor meine Seele trat: Ist denn nicht im Plane der Weltregierung mit angeschlagen, wozu der Mensch Kraft, Willen und Veranlassung bekommen hat? —

Emma sprach zuerst wieder. Mit unwiderstehlicher Sanftmuth und Liebe sagte sie zu Natalien: Ich lebe unter den Fittigen des Todes; ich bin dahin gebracht, daß ich nur durch ihn meine weitere Entwickelung erwarten darf — und er wird mich vielleicht nur noch Stunden warten lassen! Lassen Sie mich mit der Hoffnung hinübergehen, ich habe auch darum so früh abtreten müssen, damit Sie desto weniger die rechte Bahn verfehlen, und sie desto glücklicher durchlaufen! — Und nun wendete sie uns nach dem Klavier, spielte Emanuel Bachs Melodie zu Gellerts Liede: Auf Gott und nicht auf meinen Rath — und, nachdem sie die Hauptidee derselben zart und schön ausgeführt hatte, bat sie mich mit einer Engelsmiene zu singen. Ich that es, wiewol ich's nur mit gebrochener Stimme vermochte. Das wurde aber der lieben Kranken zu viel. Ich hatte eben gesungen:

Nicht, was ich mit ersehe,
Sein Wille, der geschehe —

da mußte sie plötzlich abbrechen — Ein heftiger Bluthusten überfiel und entkräftete sie, fast bis zum Sterben.

Wir brachten sie auf ihr Lager. Sobald nur der heftigste Schmerz vorüber war, heiterte sich ihr Gesicht wieder auf und sie lächelte uns zu. Wir setzten uns um sie. Niemand konnte sprechen. Kaum hatte sie wieder einige Kräfte gesammlet, so flüsterte sie Natalien zu:

Sie mißverstehen uns doch nicht?

Sie haben mich durch Ihr Beyspiel abschrecken wollen, antwortete Natalie. Ich soll Richarden entsagen —

Das haben wir nicht gewollt! fiel sie ein. Dies Mißverständniß besorgte ich eben! —

Und nun winkte sie mir, zu sprechen, da sie vor Brustschmerz es nicht vermochte. Sie fähig zu machen, ruhig zu entscheiden, sagte ich Natalien; in dieser Absicht die Bande zu zerschneiden, da Sie sie nicht auflösen ließen — die Bande, die Ihre Vernunft und Ihr besseres Gefühl fesselten; die geheimen, unerkannten Feinde in Ihrer Brust zu entwaffnen und es Ihnen wieder möglich zu machen, die Stimme der Wahrheit in Ihrem Innern nicht zu mißdeuten: — das, liebste Freundin, das allein ist unsre Absicht gewesen und ist es noch. So weit durften wir gehen: weiter aber auch nicht; und weiter werden wir nicht gehen!

Und was soll mich gewiß machen, daß ich diese Stimme nicht wieder mißdeute? fragte sie.

Vertrauen auf Gott! Hingebung an Gott! Ist man so vorbereitet und nun seiner Leitung in stiller Ergebung gewärtig: dann führt er gewiß und unverkennbar auf Wege, wo das Herz fest werden muß! — —

Hier trat der edle Mann, der als Mensch nicht weniger wohlthätig hier wirkt, denn als Arzt — der verehrte H. trat ins Zimmer. Natalie kannte ihn zwar seinem ausgebreiteten Ruf nach: von Person kannte sie ihn aber so wenig, als er sie.

Er hatte kaum seine Kranke mit dem ihm eigenen festen, doch nicht zurückscheuchenden Blick betrachtet, als er ernsthaft sagte: Ich finde Sie unnatürlich verändert! Und indem er ihren Puls untersuchte: Es ist etwas vorgegangen, womit ich unzufrieden seyn muß —

Als Arzt vielleicht: als Mensch gewiß nicht! antwortete Emma.

Natalie war, ihre Unruhe zu verbergen, aufgestanden und in ein Fenster getreten. H., so wenig er errathen konnte, was vorgefallen, errieth doch leicht, daß jetzt abzubrechen, und ein anderes, erheiterndes Gespräch für uns Alle Wohlthat sey. Er wußte solch ein Gespräch ungezwungen herbeyzuleiten, und fing

schon an, seine Absicht zu erreichen, als wir — erst ein lautes, unverständliches Rufen, und dann ein Getös, wie von schnell zusammenlaufenden Menschen auf der Straße hörten, und indem wir darauf aufmerksam wurden, stürzte Jakob herein, und rief: Erschrecken Sie nicht: es muß Feuer daneben seyn!

Du kannst Dir denken, liebe Lotte, daß wir um so mehr erschraken. Emma sank, an allen Gliedern bebend, zurück. H. allein behielt Fassung. Bleiben Sie bey der Kranken! rief er eilig. Seyn Sie ohne Furcht: es ist nicht wahr, was der ungeschickte Mensch sagt, sonst müßten wir schon das Militair hören. Ich bin sogleich wieder hier und bringe Nachricht.

Er eilte hinaus. Wir waren um Emma beschäftigt: sie bekam Krämpfe und dann von neuem Bluthusten. Das Geräusch auf der Straße vermehrte sich. Da trat unser Schutzgeist wieder herein —

Ein Unglück ist es, aber keins, das Sie berühren kann! sagte er. Und da er bemerkte, daß wir Weiber ihm nicht glaubten, fuhr er fort: Damit Sie sich nur beruhigen, will ich's Ihnen erzählen — es würde ja ohnehin vor Ihnen nicht verborgen bleiben.

Er erzählte nun Folgendes — aber auf eine Weise, die ich nachzuahmen zu schwach bin, und so, daß, ohne daß wir selbst uns dessen bewußt wurden, unsre Heftigkeit allmählig in stilles Mitleid übergehen mußte.

In dem Hause eines rechtschaffenen, achtungswerthen Geschäftsmannes wohnt ein reicher junger Mensch. Jener hat sich vor etwa drey Jahren mit einem sittsamen, liebenswürdigen Bürgermädchen verheyrathet. Beyde leben eingezogen, aber glücklich, und dies Glück wird seit kurzem noch durch ein gesundes, schönes Kind vermehrt. Dem jungen Menschen gefällt das Weib. Er legt ihr Schlingen. Der Mann, der ihn als Hausfreund schätzt, von seinen Unordnungen nichts weiß, und von allem Argwohn frey ist, erleichtert ihm seine Versuche durch Zutraulichkeit — die Frau, durch schuldlose Unbefangenheit. Vor vier Monaten legt der Beruf des Mannes ihm eine Geschäftsreise auf. Sie hält ihn bis heute entfernt. Jener Mensch benutzt seine Abwesenheit: durch Künste des erfahrnen Verführers überlistet — übertäubt er das Weib in unglücklicher Stunde. Von nun an ist aller Friede aus ihrer Seele gewichen; aber bald wird ihr Schmerz noch dadurch vermehrt, daß sie ihren Säugling erkranken siehet, ohne daß der Arzt eine Zeitlang die Krankheit errathen kann. Endlich findet er, das Kind sey von einem verheerenden Uebel vergiftet — die Mutter selbst hat es ihm mit seiner Nahrung beygebracht — denn jener Wüstling hatte zugleich seine andern Unordnungen fortgesetzt — — Diese Entdeckung bringt das unglückliche Weib in Verzweiflung; sie bekömmt momentane Geistesabwesenheiten; man muß sie bewachen. Jetzt empfängt sie einen Brief von ihrem Gatten, worin er ihr mit treuer Sehnsucht und Herzensfreude schreibt, endlich sey sein

Geschäft beendigt und er eile zurück. Sie täuscht die Wärterin, entfliehet, und stürzt sich in die Spree.

Hier rief mich Jakob heraus. Der Bediente der Kriegsräthin war da und brachte mir diesen Zettel:

„Meine Hand zittert vor Entsetzen. Ich weiß „mir nicht zu rathen. Stehen Sie mir bey in der schreck„lichsten Stunde meines Lebens. Lesen Sie jetzt erst „die Einlage“ —

„„Ich würde vergeblich eine gewisse jugendliche „„Unbesonnenheit vor Ihnen verbergen, da die „„Stadt sie weiß und sie Ihnen nur allzuemsig „„zutragen wird. Die Sache hat eine unglück„„liche Wendung genommen, die mich sehr be„„trübt. Aus leicht begreiflichen Rücksichten muß „„ich mich schnell entfernen. Nicht allzulange — „„das versprech' ich. Sie werden billig urthei„„len, mithin mich beklagen, nicht verdammen. „„Verwahren Sie nur mit mütterlicher Behutsam„„keit Natalien vor allzeitfertigen Schwätzerinnen. „„Mein Herz ist ihr immer treu gewesen. Ich „„kenne Sie gut genug, um überzeugt zu seyn, Sie „„lassen diese Bitte stattfinden, und sehen in jener „„unglücklichen Wendung das rohe Walten des „„blinden Geschicks. Bald hoff' ich die liebens„„würdigste Mutter der schönsten Tochter wie„„derzusehn.“ “

„Der Elende! So tief bin ich nie gedemüthigt „worden:' denn, wissen Sie, Richard ist der Urheber „der entsetzlichen Geschichte, die Ihnen schon bekannt „seyn muß, da sie in Ihrer Nähe sich eben geendet. Be„reiten Sie Natalien vor — das ist's, warum ich schrei„be, denn die Sache kann ihr wahrscheinlich kaum einige „Stunden verborgen bleiben." —

So weit die Kriegsräthin. Ich eilte in das zweyte Zimmer, mich zu sammlen. Ich erhob meine Hände zu Gott, der hier im Augenblick bestätigte, was ich vorhin gesagt hatte: der redliche Verirrete wird gewiß auf Wege geführt, wo das Herz fest werden muß! —

Meine Hand zittert; ich kann nicht weiter schreiben. Es ist auch nicht nöthig. Den Erfolg denkst Du Dir ohnehin: er war ganz, wie er nun seyn mußte. Aber wie viele unsers Geschlechts schweben nicht jetzt — mit oder ohne eigene Schuld — in ähnlichen Gefahren? Und wer wird, wer kann diese retten? — Wer? o, der hier rettete, und überall retten wird, wo man treu ihn sucht und wahrhaft gerettet seyn will! —

Aus
dem Leben eines Tonkünstlers.

Fragment.

in ihren Werken zu verleugnen und auch nicht einmal versteckt auf der Bühne mitzuspielen; dies doch bey den Musikern nicht statt haben könne — wenigstens erfahrungsmäßig nicht statt habe. Ich bemerkte sehr bald, daß ich mit meinem Director in Zukunft nicht viel Verkehr haben würde, indem sich schwerlich Berührungspuncte unter uns auffinden lassen möchten; und Du wirst mir Recht geben, wenn ich nur die paar Minuten unsrer Conversation Dir geschildert habe.

Ein etwa fünfjähriger Knabe war auf dem Vorsaal. Ich fragte ihn nach dem Director. „Der Vater?" fragte er stumpf und träge. „Ja; gieb ihm diesen Brief, und sage, der Fremde wünsche ihn zu sprechen." „Der Vater schreibt!" sagte er, und ging nicht zu ihm, sondern rief die Magd, die den Brief hinter tragen sollte. Da wird's nicht viel geben, dacht' ich; denn ein Künstler, der Kinder nicht liebt und von ihnen gescheuet wird, ist mir noch schlimmer, als ein Gelehrter, vor dem die Weiber laufen.

Der Brief war drin; nach einer Weile öffnete sich die Thür, und H. empfing mich mit etwas verblüffter Demüthigkeit. Er vermied erst, wie verlegen, von unsrer Kunst zu sprechen, fragte nach der Erndte in unsrer Gegend, ob wirklich Truppen bey uns mobil gemacht würden u. dgl. Himmel, wie ist das Reden zu etwas so ganz anderm geworden, als wozu es Plato macht — zum Lautdenken! Man sah' es ihm an, daß er von seinen Fragen kaum selbst wußte, und ihm meine

Es war ein heiterer Märztag, als ich ankam. Es that mir wohl, das Gedränge, das Lermen von Menschen und Pferden, und die lächerliche Ernsthaftigkeit, die wichtigthuende Emsigkeit der Vorübergehenden aus meinem Fenster zu bemerken. Ein Hökerweib, das unten am Hause grüne Waare verkauft hatte und eben den Conto laut abschloß, freuete mich ungemein. Ein und dreyßig Kreutzer, sagte sie. Ein guter Markttag! Davon achtzehn an den Gärtner, bleiben dreyzehn für mich. Gott sey Dank! — „Und es ist so ein schönes Wetter!" setzte sie hinzu, blinzte fröhlich auf nach der glänzenden Sonne, belud sich mit den Körben und dem Sessel, und zog guten Muths vondannen.

Dreyzehn Kreutzer für mich. — Gott sey Dank — Und es ist ein so schönes Wetter — wiederholte ich, machte mir die alten, vergeblichen Vorwürfe von neuem vergeblich, und ging hinab, die starr prunkenden Straßen auf und nieder. Die Menge der Menschen zog an mir vorüber: nicht Einen kannte ich, nicht Einer achtete auf mich. Wie sich das von selbst versteht! werdet Ihr sagen, und Ihr habt Recht: mir war aber doch dabey, als wär' ich gestorben, und träte eben in den Virgil'schen Orkus, wo unbekannte Schatten an mir vorüberstreiften und eilig ihr altes Werk, hier wie dort, trieben, und ich wäre der Einzige unter ihnen, der hier nichts trieb, weil er dort nichts liebte. Es drängte mich, Einigen vielleicht Sprache abzugewinnen. Ich fragte, was zu erfahren

mir gleichgültig war: Geh' ich da nach der breiten — geh' ich hier nach der Königsstraße? Nein, dort um die Ecke! dort über den Markt! sagten sie hastig, Manche mürrisch, und eilten vorüber. Ich schlich meiner Wohnung zu; da ging ein schönes Kind munter vor mir her — ein nettes, freundliches Mädchen von acht oder neun Jahren. Ist dies die Klosterstraße, fragte ich, und mußte ebenfalls freundlich aussehen, da ich ihr in das heitere Gesicht blickte. Ja freylich, sagte sie, und schüttelte sich die blonden Locken, die ihr über die Stirn fielen, aus den Augen. Dabey drehete sie das niedliche Köpfchen seitwärts und blickte gar lieblich zu mir herauf. Weißt du etwa auch das Haus zum goldnen Anker? fragte ich. „O ja, ich wohne daneben. Kommen Sie nur mit!" — Das that mir nun wohl, und ich trabte neben ihr, indem ich kein Auge von dem blühenden Gesichtchen verwenden konnte. Eine Frau trug kleines Confekt in einem saubern Korbe vorüber; meine Kleine wendete einen achtsamen Blick darauf. Ist dies zu verkaufen? fragte ich. „Ja." Ich kaufte meinem Mädchen Einiges, um sie vollends zu gewinnen. Lächelnd und erröthend empfing sie die Stücke in ihrem Schürzchen, und sahe mit erfreulicher Lüsternheit darauf. Willst du nicht versuchen? sagte ich. „Auf der Straße? Nein, das würde sich nicht schicken!" Oho, dachte ich, fängst du auch schon an, um den leidigen Schick besorgt zu seyn? „Hier ist der Anker;" sagte sie, und wir standen zu meinem Verdruß davor. Und du wohnst daneben? fragte ich. „Zwey Häuser weiter. Hören Sie das Schnurren?

Das ist meines Vaters Spinnmaschine. Er macht floretne Handschuh' und Strümpfe; und ich zupfe die seidnen Fleckchen dazu." Mit einem Knixchen wollte sie fort. „O bleib doch! Sieh, wo ich wohne! Da, diese Fenster! Komm! Wir sehen von oben der Wachtparade zu" — Ueber und über roth, fiel sie ein: Ey nein; was würden die Leute sagen? Das gehet ja nicht an. Damit schlüpfte sie eilig fort.

So sind wir thörichten Menschen. Es schickt sich nicht, es gehet nicht an — das sind die Zauberformeln, mit welchen wir schon so früh anfangen, unsre Freuden zu besprechen und über ihre Blüthen, wie ein ertödtender Nachtfrost, daherzufahren.

Ich habe das Blatt über eine Woche liegen lassen; ich wollte Euch gern etwas Verständiges schreiben. Es hat sich aber nichts gefunden. Ich bin die Tage über fleißig gewesen, wie Ihr's nennen würdet. Ich habe eine Sonate geschrieben, und zerrissen. Nun wollt' ich's höher treiben, und begann ein Salve Redemtor. Auch damit bin ich bald zu Stande, mag es aber nicht vollenden. Es ist ja doch immer wieder Stückwerk, und füllt das Herz auch nicht eine Stunde aus. Wenn ich mir die fertig gearbeiteten Sätze am Klavier vorsinge, und es noch so sorgsam herausdrehe; so muß ich die Bogen hinwerfen, und es giebt mir mehr Genuß und Genüge, die süßen Worte mir laut vorzusprechen:

Salve Redemtor,
Fons misericordiae,
Vita, dulcedo,
Spes nostra, salve!

Und am Ende, nach so manchem traurigen Blick in die Gegenwart, und kindlichfrohem in die Zukunft:

O clemens, o pie,
O dulcis Redemtor mundi,
Salve, salve!

Ueberhaupt — je länger ich mich mit dem beschäftige, was ich wahrlich nur mit Erröthen meine Kunst nennen kann; je irrer werde ich, an ihr und an mir. Sage: wissen wir denn nur, was wir eigentlich machen? O, unsre Kunst hat ein sichreres Fundament in der Natur, als die andern alle! sprechen sie. Die Natur giebt nicht nur Töne, sie giebt uns auch Accorde — reine Harmonien, in den leise und regelmäßig mitklingenden Lauten jedes einzelnen Tons! Diese haben wir nun frey zu behandeln, und das ist die Sache! Wie abgeschmackt! Wird denn damit 'was andres gesagt, als wenn der Maler sagen wollte: die Natur giebt uns nicht nur Licht, sondern jeder Lichtstrahl spaltet sich auch regelmäßig in die und die Farben: und diese müssen wir nun frey benutzen? —

Ich komme von einem Spaziergang' ins Freye. Die Sonne schien heiter: ich ward es nicht. Der sogenannte Jungfernfrühling flog umher. So lächerlich es klingen mag: ich kam mir vor, wie so eine Spin-

newebe, die, an keinem ihrer Enden festgeknüpft, umherflattert, sich da und dort anhängt, bis ein Windstoß sie weiter treibt, und sie endlich an einen Dornbusch geräth, der sie fest hält und — zerreißt! — Dort drüben wohnt ein Schuster. Ich sehe, der Mann ist fleißig. Was thut er? O, Er weiß das recht gut! Er nimmt ein Stück solches Leder, und ein Stück solches; er hat gelernt, so muß das kommen, so das, und da wird ein Schuh, ganz gewiß ein Schuh, und je sorgfältiger er 'dran gehet, ein um so tüchtigerer Schuh, den alles brauchen kann, was Füße hat, und alles auch ganz gewiß zu schätzen und zu gebrauchen versteht. Mein Wirth hat ein Gärtchen. Der Mann legt seinen Saamen, pflanzt seine Bäume: „Das werden ganz gewiß schöne Anemonen! das leckere Kirschen! Die ganze Welt kennt, die ganze Welt liebt sie; und wird's Jahre, ehe ich Früchte von dem Baume esse, so dauert er selbst auch um so länger — länger, als ich selbst!“ Nun — wir! Wissen wir denn eigentlich woher und wohin? wissen wir, was herauskommen werde? Das aber wissen wir: woran wir unser Bestes, den Kern unsers innersten Lebens setzen — das geräth am seltensten; und geräth es ja, so wissen die Leute nicht, was damit anfangen, legen's bey Seite und vergessen's, wie ein Bonmot von gestern. Ihr sollt euch darum nicht kümmern, predigen sie; ihr sollt singen, wie die Lerche und Nachtigall! O freylich! Meines Wissens singen aber Lerche und Nachtigall, nachdem sie ihr Körnchen und — ihr Liebchen gefunden haben. Ist den Hochfahrenden das zu gemein, so frag' ich sie: machen eure Lerchen und

Nachtigallen es nicht sich selbst vollkommen zu Danke? Wer von uns kann das, wenn er kein Narr ist? — O, ich mag nicht mehr schreiben! —

Ich fange dennoch wieder an. Vielleicht hab' ich einer innern Verstimmung zu viel Raum gegeben. Jetzt bin ich ruhiger; und doch muß ich gestehn: ich habe schon oft bedauert, und bedaur' es noch, daß der Vormund ein Künstler genannt wurde, und auch an mir Gottes Seegen zu diesem Beruf erblicken wollte. Ich kann ihn wahrlich an mir nicht entdecken, diesen Seegen Gottes. Indeß — hätten sie mich nur gehen lassen: vielleicht wäre doch noch Etwas aus mir geworden. Ich erinnere mich noch mit tiefer Rührung so mancher seeligen, ahnungsvollen Stunde meiner frühen Kindheit. Halte mir's zu Gute, Anton, wenn ich auch Dich an einige erinnere, um sie mir selbst lebhafter vorzuführen und mich daran zu weiden!

Nach alter, frommer Sitte hielt der Vormund alle Sonntage nach der öffentlichen, seine Privat-Andacht. Es wurden zwey Kirchenlieder gesungen, und ein Psalm dazwischen gelesen. Wie ich mich auf die Stunde freuete! wie ich mich dazu anschickte! Die Nummern der Lieder wurden groß angeschrieben und die Tafel aufgehangen, wie in der Kirche, obgleich niemand gegenwärtig war, als wir, die wir die Lieder schon wußten. An hohen Festtagen zündete ich viel Lichter an, obschon es heller Tag war, und setzte das durch bey der guten Pflegmutter — Er hieß es albern Zeug. Wenn ich

mich nun die Woche hindurch auf dem alten, klappernden Flügel vorbereitete, ohne alle Leitung die Kirchenmelodien aufsuchte, mir eine Harmonie ersann, und endlich gar Abwechselung in dieselbe bringen lernte, nach dem frohern oder traurigern Inhalt dieses oder jenes Verses; wenn ich darüber stundenlang versank in stilles Anschaun der Geheimnisse des Wohl- oder Uebellauts und meines eigenen innern Wesens, und es mich zuweilen ergriff, wie mit einer Riesenhand aus den Wolken oder aus dem Grabe, ich schüchtern mich verbergen wollte vor den Ahnungen des Unendlichen, die in mir dämmerten, und ich still weinen konnte, aber dabey so unaussprechlich glücklich war: — sieh, Bruder, da, da lebte ich mein eigenes Leben! da war ich religiös, und (lache nicht!) war Künstler, oder ich war beydes nie, und verstehe die Worte gar nicht. O daß man mich mir selber überlassen hätte! Aber nein; da heißt man den glatten, lächelnden Candidaten kommen, der mich über die Religion aufklären soll. Der klärt denn auch — auf und ab, bis er dem unverfälschten Geschenk Gottes, dem stärkenden, aufschwingenden, beseeligenden Wein, sein gefärbtes, süßliches Wasser untergeschoben hat, und es um so höher anpreiset, weil man es zu jeder Stunde, bey Tag und bey der Nacht, in beliebiger Quantität zu sich nehmen, und doch fein ruhig bleiben könne und recht sehr verständig. — Und nun, meine Kunst! — Ach, schon mit jenem Verfahren hatten sie mir, wie sie dem Schwane thun, der auf dem sumpfigen Teiche bleiben soll, die Flügel geknickt. Und diese Flügel würden mich ja doch auch nach ihrem Ziele

getragen haben! Und nun zog man mich langsam in dem A B C und noch langsamer in den Declinationen der Musik hin und her, bis ich um meinen frischen Sinn, um meinen Muth, mein Selbstvertraun, bis ich um alle Innigkeit meiner Gefühle gebracht war, und man mir sagte, nun sey ich ein gemachter Mann, denn ich schreibe keine verpönten Quinten und Octaven mehr, und wisse auch ein mageres Thema nicht übel zu fugiren.

Da haben sie mich erdrückt, und — für immer, fürcht' ich, dem jungen Baume die Krone ausgebrochen. Was er nun noch treiben kann, sind höchstens Schößlinge unten, nahe an der Erde, die sich ins Breite hin machen. Oben aus, himmelan, kann er nicht mehr. So kalt und wirkungslos die erhabenen Lehren und Tröstungen der Religion an mir vorüberhallen: so matt und erstorben finden mich die hohen Anforderungen der Kunst, wenn sie mir zuweilen noch durch die Seele blitzen. Ja, ich würde auch keine Ahnung für beyde in mir finden, sondern mich, wie die Andern, in meinem Handwerk festsetzen und in bequemer Selbstgefälligkeit vegetiren; wenn ich jene Ahnung nicht aus den Jahren meiner Kindheit hervortreten ließ — wenn ich nicht die zarte, goldbesäumte Wolke fest bannete, und dem lächelnden Genius, der auf ihr ruhet und Rosen herabstreut, in das holde Antlitz schauete.

Lebe Du wohl, und preise Gott, daß er Dich zu einem tüchtigen Gewürzkrämer machte, aber auch Dir

feurig, aber dazwischen halten sich einige immerfort an das: „er wird sie reinigen" — worauf ja alles ankömmt.

Nun kündigt ein kurzes Recitativ an, die Jungfrau gebäre den Sohn, „deß Name heißt Immanuel, Gott mit uns." Und eine Altstimme fällt in sanfter Freude ein: „O du, der Gutes predigt zu Zion — erhebe die Stimme mit Macht — Sehe, da ist euer Gott — die Herrlichkeit des Herrn geht auf" — aus welcher Arie dann Händel ein schönes Chor, ohne neue Beymischung, bildet. Bey den beyden letzten der angeführten Gedanken: Seht da u. s. w. und: die Herrlichkeit u. s. w., senket sich einigemal, in der Arie wie im Chor, die Stimme anbetend in die Tiefe und verstummet, indeß nur die Instrumente in tiefem, leisem Rauschen fortgehen und den Sinn des Schweigens ausdeuten. — Sehr düster und trübe, (H moll,) beginnet und bewegt sich die Instrumentalmusik in folgendem Baßsolo: „Finsterniß bedecket das Erdreich, und Dunkel die Völker;" aber erquickend hellet es sich allmählich auf, bey den Worten: „Ueber dir gehet auf der Herr," — woran sich die höchst seltsame, ganz in mystischem Dunkel gehaltene, und ängstlich treibende Arie: „Das Volk, das da wandelt in Finsterniß" u. s. w. anschließt, wo in sehr kurzen Rhythmen, und fremden, wunderbaren Ausbeugungen, alle Instrumente, und die Singstimme obendrein, fast ganz im Einklange gehen, und wo Einem — wenn die Schwierigkeit der Ausführung so glücklich überwunden wird,

wir hier — zu Muthe ist, als ob man auch mit „im Schatten des Todes“ wandelte, und kaum von fernher das ersehnte Morgenroth dämmern sähe. Sehr besonnen giebt Händel dieser Arie einige Takte Ritornell am Ende, wo er den Einklang aufhebt und den Hauptgedanken zweystimmig und klärer hervorgehen läßt, damit man fähig werde, das weltberühmte, und seinen Ruhm dennoch überstrahlende Chor: „Uns ist ein Kind geboren“ — zu fassen und aufzunehmen.

Ueber dieses Chor ließen sich leichter einige Bogen, als einige Zeilen schreiben! Laß Dir an diesem Grundriß genügen, Anton! — Sechs — ich sage, nur sechs Takte Ritornell geben im voraus allen Stoff an, woraus dies sehr lange Chor gewebt ist — einen einzigen Gedanken ausgenommen, welchen Händel, wie Du gleich hören wirst, im voraus nicht verrathen durfte. Diese Gedanken werden plan, aber kräftig hingesprochen. Sie sind so charakteristisch und darstellend, daß alle Gesichter der Zuhörer, die durch die vorhergegangenen Sätze getrübt waren, sich, ehe eine Singstimme begann, aufheiterten. Nun fängt eine Sopranstimme im Hauptthema der Musik an, die frohe Botschaft zu verkündigen: „Es ist uns ein Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben“ — indeß die Instrumente den zweyten Lieblingsgedanken wechselnd und leise für sich dreinspielen. Dann nimmt eine Tenorstimme dieselben Worte mit derselben Melodie auf; wenn diese aber die Botschaft nur halb verkündigt hat, fällt jene, als könne sie sich nicht halten, mit

denselben Tönen wieder ein, und führet es nun mu-thiger, indeß jene vollends ausredet, in einer reichern Figur (der dritte Gedanke) aus, bey welchem freudigern Regen die Instrumente fast ganz verstummen. Nun nimmt der Alt jene Worte und jene erste Melodie; dem gehet es durch den Baß, wie dem Tenor durch den Sopran, bis der Tenor, ohne alle Instrumente (den stets fortgehenden Baß abgerechnet) feyerlich ernst — nur hinsagt: „Die Herrschaft ist auf seiner Schulter!“ was nun die Andern, wie furchtsam, bloß nachsagen, wobey sich das Aufschreiten des singenden Basses in der Tiefe, als fanne er und zweifle noch, gar stattlich ausnimmt. Endlich brechen alle, wie durch plötzliche Offenbarung, aus in die Worte: „Sein Name wird heißen Wunderbar, Rath, Kraft, Held, ewig Vater, Friedefürst“ — und mit diesem Wunderbar stürzt alle Fülle des zurückgehaltnen Orchesters und Chors, wie mehre Gebirgsströme in Eine Fluth, zusammen; und alle Seelen sinken nieder vor der Kraft dieser einfachen Accorde, (die eben Händel im Eingange nicht verrathen durfte, um zu überraschen,) in welchen alle Sing- und Instrumentalstimmen jene hohen Namen laut verkündigen, einige Augenblicke innen halten, damit es weit umher halle, nun den folgenden, in demselben Accord unbeweglich sich haltend, ausrufen, wieder innen halten, und so fort — indeß nur die Violinen jene fröhliche Figur, die, nach der Berührung im Eingange, der Sopran zuerst allein ausführte, ergreifen, sich hoch in die Höhe treiben und nun in schwir-

renden Terzen jene einzelnen Ausrufungen unter einander verbinden. — *)

Anton, meine Augen sind voll Thränen der freudigsten Rührung, indem ich dies schreibe, und ich möchte ablassen, weil das todte Wort Dir ja vielleicht nicht einmal eine Ahnung von dem geben kann, was hier durch Töne gegeben ist. Laß es auch keinen jener Musiker lesen, die hier nichts, als schöne contrapunctische Arbeit finden, noch weniger jene Kritiker, die in dem, was ich darüber sage, lächelnd ein phantastisches, den Gegenstand verklärendes Hineintragen finden. Ich würde jenen Jüden ein Aergerniß, und diesen Griechen (Gräcisirenden) eine Thorheit — —

Es war fast Morgen geworden über meinem Schreiben. Ich hatte mich noch aufs Bett geworfen, und wirklich einige Stunden fest geschlafen. Was verschläft der Mensch nicht alles! und wie fein ruhig und abgekühlt kömmt er dann am Morgen, reibt sich die Augen, und lächelt über das, was er den Abend so hell leuchten sah, und über sich selbst. Und doch war er am Abend so viel mehr! so gewiß etwas Besseres! Mach' es anders, wer kann! —

*) Wer eine ähnliche Analyse des ganzen Händelschen Messias zu lesen wünscht, den verweise ich auf die ersten Stücke der Leipziger musikalischen Zeitung vom Jahr 1802, wo ich dieselbe zu liefern bemüht gewesen bin.

Ich war noch nicht lange aufgestanden, als ein Billet von Franzesco kam: es thue ihm Leid, daß ich ihn verfehlt habe, ich möge heute gegen Mittag kommen; und das alles hingesagt in Phrasen, kalt und starr, wie Eiszacken. Gut! ich muß hier wol auch kalt ankommen, wenn ich nicht lächerlich werden will. — —

Die Stunden schleichen. Ich kann Franzescos „gegen Mittag“ nicht vor dem Schreibtisch erwarten. Ich will ins Grüne. Die Frühlingssonne ringt mit feuchten Dünsten, die befruchtend die Erde umschließen, und wollüstige Gerüche verbreiten. Mit unaufhaltbarer Kraft drängen sich ihr schon Millionen Knospen entgegen, schimmernd in üppiger Fülle, sobald sie ihren Blicken begegnen. Neue Liebe, neues Leben entzündet der milde Athem des Lenzes im Vogel, der nun heftiger durch die Büsche rauscht, im Fische, der heftiger zittert im Sonnenstrahl und lauter schnalzt vor Wohlbehagen. Nur der Mensch fühlt, im Frühling öfter noch, als sonst wol, Ermattung; fühlt erweichendes Sehnen und kränkelnde Freude. — —

Lebe wohl, Anton, und habe Geduld mit mir. Wenn ich auch kein Anderer werde, so will ich doch mehr und besser werden in dem, was ich nun einmal bin. —

Vierter Brief.

Ludolph an Anton.

Wie unrecht Ihr mir thut! Von einem Andern, als von Dir, würde mich der Scherz beleidigen: „Was wir über den Messias haben, das haben wir. Bey Deiner Unstetigkeit glauben wir an kein Fortsetzen, wenn Du einmal abgebrochen hast." Nun vermag ich's wirklich nicht, Euch ein Mehres aus meinem Tagebuche abzuschreiben.

Aber was soll das, daß Du mir, und noch dazu im Namen des Vormunds, so an die Seele knüpfest, ich möchte nachsehen, ob das Portrait bey Franzesco Perlen im Haar habe, und eine Narbe, wie von einer Verwundung, über der linken Brust? Ich bin einigemal bey ihm gewesen. — Nun ja, das Bild hat Perlen im Haar, wie tausende! Von einer Narbe habe ich aber nichts entdecken können, denn es fällt ein weißer Schleyer vom Haupte über diese Brust und läßt sie selbst nur errathen, also viel weniger eine Narbe entdecken. Doch Du hast wol nur Deinen Spott mit mir! und dann thut mir's Leid, daß ich mich mit so steifer Ehrlichkeit darauf eingelassen habe.

Aber von diesem Besuch muß ich Dir mehr erzählen, obschon Du im letzten Briefe es nicht um mich verdient hast.

Der Mann mit seinem kalten Stolz, der imponieren soll, und bey dem er doch zuweilen das Hindurchblitzen einer feurigen Seele nicht verdecken kann, wie schnell er auch, wird er es gewahr, die starre Hülle darüber wirft — dieser Mann, sag' ich, stößt mich ab, und thut mir, hoffentlich ohne es zu wollen, wehe, so oft ich in seine Nähe komme; und doch zieht er mich auch wieder unwiderstehlich an, sobald ich mich von ihm entferne. Seine brennenden Augen verwunden; er scheint das selbst zu wissen, und blickt Niemand gerade an, ohne seinen Blick mit einem leichten Lächeln um den Mund mildern zu wollen: aber eben dies Lächeln ist mir furchtbarer, als alles. Macht das der Zwang, oder das Widersprechende mit seinem übrigen Aeußern, oder was sonst — ich weiß es nicht. Ueber meine Kunst — oder, wenn ich so noch nicht sprechen darf: über meine Kunstliebe, behandelte er mich demüthigend, drückend, bis ich ihm, bey meinem zweyten Besuche, derb zu Leibe ging und ihm in den Bart hin sagte, ich sey bereit für sie zu leben und zu sterben, wenn er auch darin Recht habe, daß ich in ihr nur eine Idee vergöttere und eben darum etwas wahrhaft Schönes und Dauerndes zu schaffen mich unfähig mache, worüber ich denn, wo nicht das Leben, doch sicher seine Vortheile verliere. Wollte Cäsar, als er die Welt eroberte, mehr essen und trinken, mehr Weiber

umarmen, länger leben, ja eigentlich sogar nur mehr besitzen, als vorher? fragt' ich ihn. Nein, eine Idee verfolgte er; für sie lebte, für sie starb er groß! Da lachte er, und ich hätt' ihn anpacken mögen, als er lachte. Indeß, wie gesagt, seitdem geht er säuberlicher mit mir um, und heißt mich nur viel hören, viel schreiben, nicht aber analysiren und grübeln. Ich soll den — Mephistopholes laufen lassen? Ja, das hab' ich mir auch schon hundertmal gesagt: und doch steh' ich wieder, eh' ich mich's versehe, in seinem verhexten Kreise — —

Ich habe den Brief einige Wochen liegen lassen, bin inzwischen in der herrlichen Gegend, die sich immer mehr zur Frühlingsfeyer anschickt, umhergestrichen, und habe weiter nichts gethan; ja, es ist sogar bey mir zum Vorsatz worden, nichts zu thun, bis sich etwa meine Kräfte, geliebt's Gott, so sammeln, daß ich wagen darf, etwas Rechtes zu beginnen, wie ich es nun durch Händel und Andere habe ahnen lernen. Eben komm' ich von einer Streiferey über die herrlich um die Stadt her gruppirten Weinberge, deren Obstbäume von aufbrechenden Blüthen wie mit einem durchsichtigen weißen Schleyer bedeckt sind, und so, wie in schüchterner, noch unberührter Jungfräulichkeit, selbst das Versprechen nur noch versprechen. Jetzt bin ich — vergieb mir meine Offenherzigkeit um ihrer selbst willen — ich bin ermüdet genug, um Dir hübsch vollständig, wie Ihr's verlangt, herzuerzählen, womit ich im Rest bin.

Als ich zu Franzesco kam — doch nein; erst noch ein Wort von jenem Abend der Aufführung! Sie war, wie Du ohnehin voraussetzest, vortrefflich, und ich rühme Dir nur im Besondern die hier nöthige starke Besetzung der aufs genaueste ausgeführten Chöre; die hier eben so nöthige Mäßigung in der Angabe auch der lebhaftern Tempos, und eine Sopranstimme, welche ein Engel zur Feyer der Erlösung vom Himmel schien ertönen zu lassen. Du weißt, ich setze mich, so oft ich eine nicht theatralische Musik von Werth hören will, aus guten Gründen so, daß ich, vom ersten bis letzten Accord, das Orchester nicht sehe, und da die andern Zuhörer während der Musik für mich nicht da sind, so sehe ich gar nichts — mit den Augen des Fleisches nämlich! Schon nach der ersten Hauptarie jener himmlischen Stimme fühlte ich mich nun zwar gereizt, mich vorzudrängen, und zu sehen, von wem sie käme: aber ich bekämpfte mich glücklich. Jetzt war das letzte Amen gesungen, und nun sahe ich, wie eine edle, schlanke Gestalt, in ganz einfaches Weiß gekleidet, zurücktrat, den Schleyer fallen ließ, und ich eben zu dem Moment gekommen war, als ihre strahlenden Augen noch einmal über die Tausende hinstreiften, ehe eben jener mißgünstige Schleyer niedersank. Jetzt erst fiel mir aus dem Schluß jener artistischen Mahlzeit ein: Wird ihre schöne Tochter singen? — „Laura singt!" — Franzesco's Tochter! Ein electrischer Schlag erschütterte meine Nerven, und ich fühlte mit Verdruß meine Wangen brennen, so wie eine wahrhaft alber-

ne Aengstlichkeit und Furchtsamkeit mein Inneres verwenden.

Die Menge trieb mich dem Hauptausgange zu, und ich gab mich ihr ohne Absicht hin. Der Strom ging nahe beym Orchester vorbey. Ich wollte mich herauswinden und hinauf: da sahe ich, wie die herrliche Jungfrau umgeben war mit — nun, was man hier schöne Herren nennet. Und diese hatten Sterne! und Schlüssel! und Federbüsche! Ich lehnte mich also gegenüber an einen Kirchpfeiler und sahe zu, wie die Elegants sich um die Bescheidene drängten, und einander auf die Füße traten, der Eine seine Süßigkeiten dem Andern über die Schulter hinüber flüsternd; wie sie aber sich fast nur leidend verhielt, bis ihr Vater die Stufen hinauftrat, sie diesem den Arm reichte, und mit bescheidener Höflichkeit (mit weiter aber auch nichts) durch die Herren hindurch schritt.

Zu dem Alten mußt' ich. Ich drückte im Vorübergehen seine Hand. Sieh da! guten Abend! sagte er freundlich. Gott! was hab' ich gehört! rief ich ihm zu, aus dem Innersten der Seele. Nicht wahr? antwortete er nachdrücklich, aber nicht im geringsten in dem Enthusiasmus, in welchem er doch — wenigstens däuchte mir's — um Gottes willen hätte lodern müssen.

Ich hätte nun durchaus der schönen Laura ein Wort des Dankes sagen sollen: ich wollt' es auch — ach, so gern wollt' ich's — aber da fiel mir ein, daß

jene vornehmen Herren schon alles erschöpft haben würden, und ich dasselbe wiederbringen möchte, und nicht einmal so fein, und sie mich unter jene Schwätzer werfen müßte: da konnt' ich keine Sylbe herausbringen. Noch mehr! Laura fragte den Vater leise — doch verstand ich's: Bist Du zufrieden, Vater? und er antwortete laut! Vollkommen, meine Tochter! und ich war und blieb dennoch verkehrt, ungeschickt, stöckisch, und that, als ob ich's nicht gehört hätte. Wie Du siehest, Anton — es wird wahrlich aus mir nichts für die Welt, und wenn Ihr mich in zehn Residenzen schicktet! — Mit Schrecken bemerkte ich das Gartenthor, das uns scheiden würde, und doch schlich ich stumm beyher. Wir kamen dahin, sie verweilten einen Augenblick, damit ich gehen sollte; und ich ging, und hatte mir nur vom Vater erbeten, ihn morgen besuchen zu dürfen. Ihr hatte ich nichts, gar nichts gesagt! Ihr gar nichts gesagt! — . . . . .

Erkläre mir's, wenn Du kannst: da die Stunde des versprochenen Besuchs kam, wollte ich nicht hin. Ich ärgerte mich über meine Tollheit, ich schmähete mich: was half's? Hin kam ich wol, Schande halben; aber verblüfft, geängstet, albern, wie ein Bube, der die Lection nicht gelernt hat, zum Präceptor. Kein Wunder, daß Franzesco, als ich, um nur Etwas anzugeben, vom Messias begann, meynte: Sie haben nun den Totaleindruck: nehmen Sie hernach dort die Partitur mit und studiren Sie alle einzelnen Theile ganz genau; hernach wollen wir verständig und ausführlich

So hebt uns gleich Anfangs seine Kunst über die sichtbare, in die geistige Welt, ihre Heimath, und hält sich darin bis zum Ende. In den seltenen Fällen, wo der „große Mann" an Irdisches erinnert, hat er seine besondern, nicht gemeinen Gründe dazu, und nur bey einigen wenigen Sätzen trägt er der allgemeinen menschlichen Schwachheit seinen Tribut ab. Unter jene Sätze zähle ich die, wo er das „Gehen in der Irre," das „Gehen, jedes auf seinen Weg," vor das Auge bringt, oder die „Posaune erschallen" läßt, welche die Todten erweckt; unter diese, etwa zwey oder drey überkünstliche Stücke. Meynst du nicht, Franzesco? setzte er freundlich hinzu und wendete sich an den schweigenden Italiener, oder wozu ich den Schwarzkopf machen soll. Allerdings, antwortete dieser ernsthaft. Du weißt, guter Vater, daß wir fast immer übereinstimmen — wenn nämlich von der Kunst und nicht vom Leben gesprochen wird.

Es erfolgte eine kleine ehrerbietige Stille. Ich will dir meine eitle Hitze nur gestehen, Anton, und das Geständniß mag meine Strafe seyn: ich hielt mich nicht länger, und erklärte mich, wie gestern gegen den matten Director — nur hoffentlich anständiger und bestimmter — über das Wesen des Oratoriums, wie ich es mir denke. Ich wendete mich am Ende ebenfalls an den Italiener, und fragte, ob ich Recht hätte? — Wunderlich! vor der ganzen, wahrlich gescheidten Gesellschaft hatt' ich herdaus reden können; und wie ich das Gesicht gegen ihn kehrte, wurd' ich ängstlich und verle-

Meine Fürstin hält in wenig Tägen auf ihren Zimmern das erste der Concerte, die uns den Sommer über für Opern und andere öffentliche Musik entschädigen sollen. Ich werde Sie mitnehmen, und Sie hören eine Messe für fünf Singstimmen einzeln oder im Chor, und für ein grosses Orchester, die Feo hinterlassen hat, und die sein vorzüglichstes Werk ist, so wie eins der vorzüglichsten unter allen Werken für die Kirche. Dann — ja, dann sprechen wir auch hierüber weiter! —

Ich fühlte nie drückender, wie unwissend ich sey, und daß ich eine solche derbe Nachhülfe noch als Güte gegen mich erkennen müsse. Es ergriff mich — seht Ihr, wie kindisch ich bin? es ergriff mich so, daß ich die Fäuste ballete, um mich zu stemmen, daß meine Thränen nicht gewaltsam hervorbrächen. Da sah er mich an, starr, aber nicht abschreckend, und es riß mich an ihn, und ich drängte mein Gesicht an seine starke Brust. Plötzlich umpfing er mich, und hielt mich fest an sich, indem er mit starker, klingender Stimme sagte: Ruhig, ruhig! Die Jugend muß ja einseitig seyn; sie kann ja nur immer für Eins erglühen; da muß sie ja dies Eine für Alles halten! Ist sie doch nur eine fortgesetzte Kindheit, die am Augenblick hängt, aber ganz: nur eine gekräftigte Kindheit, und die nach höhern Gütern trachtet! Ha, wie lieb' ich sie in solcher Heftigkeit, und, weil's denn nicht anders seyn kann, in solcher Ausschließlichkeit! Wie fühl' ich da mich selbst wieder in meiner Jugend — in meiner schönen Jugend! — Hier preßte ich mich fester an ihn. Doch still davon!

still! rief er nun, wie durch sich selbst beschämt, fuhr sich heftig mit der flachen Hand über's Gesicht, und richtete dann mich sanft zurück, von sich ab. Indem ich aber mich getrösteter an ihm aufrichten will, fällt mein Blick, über seine Schulter, auf das Portrait, und — hänge das zusammen, wie es will — die Maske mit schwarzem Harnisch trat herzu, Entsetzen ging aus von dem Bilde und traf mich unwiderstehlich. Schaudernd riß ich mich los, eilte von Franzesco, der mir folgte, und indem er mich anfaßte: „Junger Mensch, was ist Dir?“ und ich, wie aus einem tiefen Traume zu mir selbst kam, ertönte eine süße weibliche Stimme im Nebenzimmer. Wer? — rief ich noch halb in Betäubung. „Meine Tochter! — Doch nein, dies ist unsre Prinzessin, die Lauren zuweilen besucht, wenn sie der Spazierweg hieher führt. Sie singen dann mit einander.“

Jetzt wurde es erst wieder hell in mir; ich wurde meiner mächtig und wollte mich entschuldigen. Er ließ dies nicht zu, setzte sich zu mir aufs Sopha, und bezeigte viel Theilnahme. Ich wünschte jenen Gesang zu hören: da schwieg er und wir hörten. Die vorige Stimme sang eine italienische Romanze, und Laura wurde hernach von der Prinzessin gebeten, ihr eine ihrer alten Balladen zu wiederholen. Sie sang eine — irr' ich nicht aus Herders Sammlung von Volksliedern. Die Wirkung der schauerlichen Worte, der höchst einfachen Melodie, die nur aus fünf Tönen bestand, der kühnen Harmonie, die geglättete Uebergänge ver-

schmähete, der vortrefflichen, zurückgehaltenen und gedämpften Stimme — diese Wirkung kann ich Dir nicht beschreiben. Ich saß noch lange schweigend da, als das Lied zu Ende war. Franzesco störte mich nicht. Wir hörten die beyden Freundinnen gehen — Sie wird die Prinzessin nach dem Schlosse begleiten, sagte Franzesco. Ich trat zum Fenster. Sie kamen hinab in den Garten. Ich sahe sie nur von hinten. Die Prinzessin hat eine schwesterliche Aehnlichkeit in der ganzen Gestalt mit Lauren, nur daß jene etwa zwey Finger breit höher aufgeschossen ist. Laura schien munter, die Prinzessin still und ernst. Vielleicht wollte jene die Freundin nur aufheitern. Sie tändelte um sie her und schwatzte freundlich auf sie zu. Die Oberhofmeisterin, die in einiger Entfernung folgte, fand frühe Veilchen, und reichte sie der Prinzessin. Diese nahm sie und steckte sie Lauren an die Brust. Es war ein herrliches Bild, als diese still und lächelnd, die Brust etwas vorgebeugt, dastand, jene schaffen ließ, und da die Veilchen gepflanzt waren, sich schäkernd höher brüstete. Die Prinzessin zog sie an sich, dann nahm sie ihren Arm und so kamen sie über die gothische Brücke und waren mir aus den Augen.

Ich bemerkte jetzt, daß ich unschicklich so lange still nachgesehen hatte, fing an von der Ballade zu sprechen, die Laura gesungen hatte, pries sie, und erhob hernach, meiner Ueberzeugung gemäß, die ganze Gattung.

Sie haben Recht, sagte Franzesco. Es giebt zwey Gattungen, die, nicht sorgsamer zu bilden und

höher zu halten, ich den deutschen Dichtern und Musikern sehr zum Vorwurf mache: die Ballade und die Canzonette. Beyde werden von den Deutschen gewöhnlich verfehlt. Aus der Ballade wird unter der vollgefüllten, kunstreichen Hand der Meisten eine ausführliche, prunkende Erzählung in Versen; aus der Canzonette, ein inhaltschweres Lied: so werden sie, glück't's sonst, gar ehrenwerthe Werke, nur aber nicht gute Balladen und Canzonetten. Die Componisten geben dann jener eine kahle, charakterlose Musik, wenn sie für jede Strophe passen soll, oder einen cantatenmäßigen Zuschnitt, wenn jede Strophe besonders in Musik gesetzt wird; und aus der Canzonette machen sie eine verzierte Arie mit Ueberladung der Begleitung. Etwas Vollkommnes in beyden Gattungen, von Seiten der Poesie und Musik, weiß ich aus den Sammlungen deutscher Originale kaum anzugeben. Und gleichwol zähle ich Ballade und Canzonette unter das Selbstständigste, Gediegenste und auch Effectvolleste, was Poesie und Musik vereinigt hervorbringen können.

Ich, in meiner Unwissenheit, glaubte das besser zu verstehen, und führte ihm eine feine Zahl deutscher Gedichte an, die sich unter jene Klassen bringen ließen und mit Ehren darin auftreten könnten. Aus seinen Einwendungen lernte ich aber erst verstehen, was es eigentlich mit der Sache selbst für eine Bewandtniß habe, und daß auch dies für mich ein unbekanntes Land sey.

Ich bin nicht der Mann dazu, sagte er unter anderm, Ihnen theoretisch zu erweisen, wie so Etwas beschaffen seyn müßte; ich kann Ihnen nur Muster empfehlen, die ich für vollkommen halte. Sie mögen sie durchempfinden und beurtheilen lernen, und dann sich Grundsätze und Regeln abziehen. Studiren Sie die Ballade aus den bekannten Sammlungen der Volkslieder sogenannter roher, besonders nordischer Völker. Sehen Sie, wie da nirgends weit ausgesponnene, nirgends ruhig ausgepünktelte Schilderey, nirgends hochtrabendes Pathos, wol gar im Wechsel mit kalter Erzählung oder Reflexion, sondern wie alles Leben, Vorwärtsstreben, Handlung und Einheit ist. In der Diction — welche Kraft, ohne Schwulst, welche Würde, ohne anmaßliches Wortgepränge! im Versbau — welche Mannichfaltigkeit, welcher Wohlklang, welcher darstellende Ausdruck! Lernen Sie die Canzonette von ältern Spaniern, und von ältern oder neuern Italienern kennen: dies schöne Tändeln, fast ohne daß man weiß, womit? dies anmuthige Scherzen, fast ohne daß man weiß, worüber? dies süße Erseufzen, fast ohne daß man weiß, warum? wie sie nur einen einzigen, flüchtigen Moment des geheimern, innigern Seelenlebens erfasset, ihn einige Minuten mit süßem Wohlgefallen festhält, und dann ihn mit Ruhe flattern läßt, wie einen schönen Schmetterling, wohin er will. Haben Sie nur erst den Sinn für beyde Gattungen in der Poesie, so haben Sie auch die Musik dafür in Ihrer Seele: denn ich behaupte, beyde sind zugleich mit ihrer Musik empfangen und geboren, und können ohne

dieselbe gar nicht ganz verstanden werden. Es bedarf hernach nur einer, von allem andern ganz freyen Viertelstunde, wo jener Sinn des Gedichts lebendiger und bestimmter vor Ihren Geist tritt: und Sie schreiben die Musik nieder, und werden wohlthun, später nichts von Belang daran zu ändern.

Ich bat ihn, mich auch mit Mustern in Ansehung der Musik bekannt zu machen, weil dergleichen mir fremd wären. Ich wollte wol, sagte er, Sie befasseten sich jetzt nicht mit Andern, sondern versuchten erst, ganz aus sich selbst zu schöpfen, da Sie die richtige und kunstmäßige Behandlung der Materie der Musik verstehen, und da man, wenn Einen Gott wirklich zum Musiker geschaffen hat, besonders bey solchen Blumen, erzeugt von Einem Hauch warmer Frühlingsluft, gar keiner Hülfsmittel bedarf. Ich drang dennoch in ihn; denn — ist's nicht wahr, Anton, ich bin auch hier so unglücklich, daß man mehr in mir vermuthet, als da ist? Nun — sagte er, wenn Sie darauf bestehen und durchaus kein Zutrauen zu sich selbst fassen mögen! — Es wird wol eine von den Sammlungen hier liegen, die sich meine Tochter gemacht hat.

Er ging zum Pianoforte, ich trat neben ihn. Der weiße Schleyer, den Laura trug, als ich sie das erstemal sahe, lag auf dem Stoß Noten. Er wollte ihn verdrüßlich weglegen. Ich nahm das zarte Gewebe, und es war mir wunderlich, als ich es langsam und sehr säuberlich über die Stuhllehne hing.

Franzesco fand die gesuchte Sammlung. Da stehen italienische Canzonetten im Original, altschottische Balladen und andere nordische Volkslieder in deutscher Nachbildung — sagte er. „Und die Musik?“ — „Zu jenen, von ältern und neuern Italienern; zu diesen, von mir oder ihr.“ — „Von ihr?“ fragte ich verwundert. „Ja; sie schreibt sich wol zuweilen so Etwas nieder. Sie werden sehen, den Geist trifft sie fast immer glücklich, wenn auch zuweilen das Herkömmliche in der Schreibart verletzt ist.“ —

Ich mußte denn doch endlich einmal gehen, belud mich mit Noten und Büchern, und nahm, wiewol vergebens, den Umweg über die gothische Brücke durch das neue Schloß. Seitdem hab' ich nun diese Dichter und Musiker studirt. Ich lebe in einem Wechsel der Extreme. Jetzt schwebt meine Seele auf Fittigen dieser mächtigen oder zarten Naturen in lieblichem Licht und schwelgerischem Genuß; dann sinke ich wieder zusammen im Gefühl eigener Schwäche und Nichtsnützigkeit. Das ist eben, was mich so umhertreibt, warum ich nichts thun kann, warum ich mich verzehre! Ich komme mir selbst von dem Wesen jener Heroen so entfremdet vor, wie unser tagtäglicher Verkehr von dem Leben in jenen Werken der Dichtung. Das meiste, was ich von vielen neuern Meistern der Tonkunst hochgehalten habe, mag ich nun auch nicht mehr. Ich finde es gekünstelt, aufgeschraubt und ausgeklügelt, daß es nur im Kopfe, wo nicht gar nur in den Augen, wenn die Partitur vor Einem liegt, haften will: Phan-

tasie und Gefühl gehen leer aus; oder es zeigt sich mir eine Art von Ernst, von Feyerlichkeit, oder auch von Freude, wie bey den feinen Gesellen in den eleganten Cirkeln, wo die Leute hernach, gleich den Kindern bey ihren Spielen, sagen: wir thun nur so! —

Ich hatte neulich einige Melodien zu Balladen und Canzonetten geschrieben, und brachte sie Franzesco. Er verwarf sie nicht ganz, meynte aber, jene wären noch zu einheimisch, modern und glatt; diese zu geputzt und reich — Heißt das etwas anders, als: es gebricht ihnen beyden an nichts, als an dem Ersten und Wesentlichsten, was so recht um aller Heiligen willen daseyn sollte? — Und doch will ich's weiter damit versuchen.

Sie bat mich neulich um gute, wirklich musikalische Texte. Ich bin in allen sieben Leihbibliotheken der Residenz umhergekrochen, und habe fünf Tage von früh bis Nachts geblättert. Du wirst mir nicht glauben, Anton, wie ich, außer dem Bekanntesten, was schon in Jedermanns Munde und gewissermaßen zu Grunde gesungen ist, so blutwenig Ausbeute zu Tage gefördert habe. Ich selbst habe also versucht . . . Darf ich Dir's gestehen? Gerade, was ich für so gar leicht hielt, ist mir schlechterdings nicht gelungen: die kleine, unscheinbare Canzonette. Meine Musik wird schwer oder flach, und der Text ebenfalls. Ich begreife gar

nicht, worin es, besonders bey dem letztern, eigentlich liegt. Ich kann denn doch dem „Cara amato — dove sei tu“ — dem „Addio mia bellina etc.“ keine tiefe Poesie abmerken, und gleichwol, wenn ich mir's laut vorspreche, so läßt sich's sehr gut hören, und sing' ich es, so ist es gar allerliebst. Da es mir, wie vielen Andern, mit deutschen Originalen nicht gelang, da mir alles unter den Händen bleyschwer wurde, versuchte ich mit größter Sorgsamkeit hübsche italienische Stücke nachzubilden. Und wenn ich durch unablässiges Beharren es endlich dahin hatte, daß wirklich eine deutsche Copie auf dem Papier stand, ich mir diese nun aber laut recitirte oder vollends gar sang: so war doch wieder alles umsonst; alles kam mir kleinlich, kindisch, ja lächerlich vor. Sage mir doch, wenn Du's weißt, wie das zusammenhängt? Will unsre Sprache gerade dies durchaus nicht tragen und dulden? oder sind wir nur so verwöhnt, daß wir in derselben bloß gewichtige und hübsch solide Dinge ausgesprochen, und an das, was nicht markig, vollkörnig, zur Tiefe sich senkend, sondern locker, leicht, freyschwebend und dahinschlüpfend ist, wie dort das Abendwölkchen über mir — daß wir daran, sag' ich, keine Worte verwendet haben wollen, und wenn sie ja daran verwendet worden, auf die ganze Sache einen höhnenden Blick und ein entstellendes Seitenlicht fallen lassen? Eben so, wie schon gesagt, ist mir's mit der Musik ergangen. Erst macht' ich sie frey hin; da wurde sie zu voll, bewegte sich zu schwerfällig, und Manches blieb gar sitzen; nun sahe ich mir die italienischen Sätzchen von Cimarosa, Paisiello, Martin u. a. näher an

— Es ist ja gar nichts! sagte ich, suchte es nachzumachen, brachte auch Etwas zu Stande, das ähnlich aussahe: aber, Gott sey's geklagt, es klang nicht so. Ob auch das wirklich, oder nur Verwöhnung und Einbildung ist, weiß ich nicht. Ich ließ es liegen.

Mit Balladen ging es leidlicher, in Worten und Musik, und mit Liedern noch besser, seitdem ich, nach Franzesco's Rathe, alles zu vergessen gesucht habe, was ich zu hören gewohnt war. So wie die Idee eines solchen Stücks recht lebendig in mir erwacht, ist die Musik da; ja, es stellt sich mir auch kein Metrum, sogar kein Bild, als in Beziehung auf Musik dar. Was ich denke, sehe, und empfinde, höre ich auch; und was ich da höre, schreibe ich schnell nieder. Wenn ich dann in kälterer Stunde dies ansehe, so kommt es mir manchmal selber wunderlich vor; meine Schulweisheit regt sich wol auch gegen manche ungebräuchliche Nachbildung der Sylbenmaße und Rhythmen, (ich habe wirklich neue Takteintheilungen erfinden, oder vielmehr von den gebräuchlichen mehre in einem Satze wechseln lassen müssen;) ich schüttle den Kopf über unvermittelte schroffe Wege der Harmonie, wie wir sie in den ältesten Kirchenliedern haben u. dgl.: aber wenn ich es nun singe und spiele, finde ich's recht, lasse mir das Beschneiden und Aufstutzen nicht zu, und (lache mich aus!) muß mich zuweilen selber wundern, woher mir diese oder jene fremde Wendung gekommen, da ich ja nie etwas Aehnliches gehört habe und auch nicht überall mir Rechenschaft ablegen kann, warum ich das so, und

nicht anders gemacht habe. Ich will es versuchen und einige, ohne den Verfasser zu verrathen, unter jene für Lauren gesammleten werfen. Ob ihr wol eins gefallen, ob sie wol das und jenes singen — gern singen wird?

Franzesco ist wie verlupt von oben bis unten in einen Schuppenharnisch von Magnet. Er selbst ist feurig, tief und herzlich; aber alles, was er äußert, ohne daß es ihm entwischt, ist so hart, so starr, so drückend — so zugleich anziehend und auskältend! Ich ehre ihn, ich bin überaus gern um ihn und geize nach jedem freundlichen Blick, und bin wunderfroh, wenn er mir etwa einmal die Hand drückt: doch aber kann ich die Scheu vor ihm nicht wegbringen und kein Herz zu ihm fassen. Wie tyrannisch fuhr er neulich mit giftiger Rede die gute Laura an, um eine armselige Kleinigkeit, worin sie es versehen hatte! Sie schwieg und wollte gehen. Der Despot befahl ihr mit funkelnden Blicken: Bleib! und schielte noch lange seitwärts, indem er mit abscheulicher Ruhe über — Gott weiß was, zu mir sprach, ob's einbisse und ihr doch die Augen trocken blieben. Sie wagte es nicht, sich die Wohlthat der Thränen zu gönnen. Ich zitterte, es krampfte mich innerlich, ich hätt' ihn bey den starren, rabenschwarzen, kurzgekräuselten Haaren fassen mögen, und vermochte einige Tage nicht, sein Haus zu betreten.

Die Aehnlichkeit seiner Bildung mit einer gewissen, mir noch immer unerklärlichen, tief im Hinter-

grunde meiner Erinnerung, ist doch vielleicht nur Täuschung gewesen. Es ist mir, als habe sich einer von jenen mir vormals auffallenden Zügen nach dem andern aus seinem Gesicht und ganzem Wesen verloren; vielleicht täuscht mich aber auch nur der öftere Umgang — wie etwa Menschen, die sich täglich sehen, zwar einzelne, unbedeutende Verschiedenheiten, aber nicht das im Ganzen Aehnliche ihrer Bildungen erkennen. Jedoch etwas anderes hat mich heute wieder erschreckt; und ist das Zufall, so spielt dieser wahrlich grausam mit mir.

Ich war allein mit ihm. Er hatte mich auf Mancherley in der Messe von Feo, die ich morgen bey der Fürstin Mutter hören soll, aufmerksam gemacht. Ich weiß nicht, wie es kam, ich konnte die Combinationen der Harmonie heute nicht so schnell übersehen, wie wol sonst. War es, daß mir, nach dem Wenigen, das ich nun, doch bisher nur durch Lesen, kennen gelernt, die ganze Gattung nicht ganz zusagen will, so daß ich vermuthe, es ist einiger Nationalstolz oder düstre Religionsschwärmerey im Spiele, wenn Franzesco die ältern Italiener so gar hoch hebt: — kurz, meine Augen fielen, von ihm unbemerkt, als ich hinter ihm stand, wieder auf das Portrait im himmelblauen Gewande, mit den Perlen in den Haaren, uns gegenüber. Er stand hernach auf und ich konnte mich nicht von dem Bilde losmachen.

Gefällt es Ihnen? sagte er mit seiner gewöhnlichen Gleichgültigkeit.

Ungemein. Es ist mir, als hätte ich diese Person irgendwo vor Zeiten gesehen —

Mit jedem guten Portrait, das nicht nackte Copie gröberer Aeußerlichkeiten ist, gehet es Einem so. —

Hier machte ich aber eine Entdeckung, und diese eben schreckte mich: der Schleyer schien mir nicht von der Hand desselben Meisters zu seyn. Ich äußerte das, und er warf hin:

Die Draperie ist überhaupt etwas vernachlässigt.

Das meyn' ich nicht: sondern der Schleyer scheint mir weniger leicht und frey behandelt, als . . .

Nun ja: er ist von späterer Hand eines Andern! fiel er mir ein, und brach ab.

Schreibe mir ja, ob Deine vormaligen Erkundigungen nach der Narbe über der linken Brust Scherz waren und also dieses Zusammentreffen Zufall ist. Ich gestehe Dir, daß mir die Sache bange macht, und ein dunkles, aus dem Zusammenfließen so mancher wunderlichen Bilder entspringendes Gefühl mich immer mehr von Franzesco verschüchtert: und doch kann ich nicht von ihm lassen. — —

An dem Sommertage, den ein schweres Gewitter beschließen soll, strahlt die Sonne am glänzendsten. Die

warnende Stimme der Ahnung regt sich in unserm Innern öfter bey Schicksalen, mit denen wir es aufnehmen können, als bey denen, die uns aus unsrer Bahn werfen oder gar zertrümmern. Ludolph ging freudig mit Franzesco nach dem Schlosse, um in dem Musiksaale der Fürstin Mutter die Messe, von welcher gesprochen worden, aufführen zu hören. Ganz unbefangen ging er den Stunden entgegen, wo alles, was er bisher als Künstler gedacht, geliebt, geleistet, (so mußte sich's ihm nun darstellen,) vergebens, ohne Grund und Folge war; und wo zugleich sein Schicksal als Mensch sich für immer zu entscheiden schien.

Die Einrichtung jener Versammlungen war ganz nach der Fürstin, oder vielmehr nach Franzesco's Plan. Sie wechselte, diese Einrichtung; doch war dies feststehend: die musikalische Unterhaltung hat nur Einen Theil — es wird immer ein ganzes Werk aufgeführt — die Zuhörer werden darauf vorbereitet. Die erste dieser Regeln hatte die Weltklugheit, die zweyte die Kunstliebe, die dritte die Menschenkenntniß dictirt. Zur Vorbereitung sprach gewöhnlich Franzesco oder ein Anderer über das, was gegeben werden sollte. Er sprach über die Gattung, unter welche es gehörte, weil den meisten Menschen nur dann erst der Sinn über Etwas recht aufgehet, wenn sie wissen, wo es einzufachen ist; sprach über den Verfasser, als Künstler, und, wo es galt, wol auch als Menschen, weil dadurch bey Vielen erst das lebhaftere Interesse am Werk erregt, und auch bey Gebildeten dies erhöhet

wird; sprach über die Theile des Werks, auf welche, als auf die wesentlichsten, die originellsten, die schönsten, oder sonst in irgend einem Betracht merkwürdigsten, die Aufmerksamkeit zunächst zu richten sey — —

Heute war der regierende Fürst gegenwärtig. Dieser hört Musik nicht so gern, als die Artigkeiten, die er selbst nebenbey dieser oder jener Dame sagt. Ich bin kein Kenner, ich bin bloß Liebhaber — sagt er, und mag von der Geliebten nicht viel reden hören. Man mußte also diese Vorbereitung unterlassen, und eine andere wählen.

Als jeder der Sänger und Instrumentisten seinen Platz genommen hatte, setzte sich Franzesco ans Pianoforte und phantasirte in ernstem, strengem Styl. Dann winkte er der Tochter. Sie setzte sich vor das Instrument, spielte und sang, ohne andere, als ihre eigene Klavierbegleitung, eine kurze, sanfte Arie aus einem Hasseschen Oratorium. So gut die Arie war, so trefflich Laura sie sang — der Vater schien unzufrieden. Nicht ohne Unwillen im Gesicht wendete er sich an Ludolph: Setzen Sie sich und singen Sie etwas Kräftigers, etwas tiefer Greifendes! Ludolph, von dem süßen Gesange der Geliebten innig gerührt, durch den Unwillen und die rauhe Anrede des Vaters aufgeschreckt, konnte sich auf nichts besinnen, das jener Forderung entspräche, als auf eine Ballade, die ihm freylich gegenwärtig seyn mußte, weil er selbst sie die Nacht vorher erst gedichtet und in Musik gesetzt

Vierter Brief.

Ludolph an Anton.

Wie unrecht Ihr mir thut! Von einem Andern, als von Dir, würde mich der Scherz beleidigen: „Was wir über den Messias haben, das haben wir. Bey Deiner Unstetigkeit glauben wir an kein Fortsetzen, wenn Du einmal abgebrochen hast.“ Nun vermag ich's wirklich nicht, Euch ein Mehres aus meinem Tagebuche abzuschreiben.

Aber was soll das, daß Du mir, und noch dazu im Namen des Vormunds, so an die Seele knüpfest, ich möchte nachsehen, ob das Portrait bey Franzesco Perlen im Haar habe, und eine Narbe, wie von einer Verwundung, über der linken Brust? Ich bin einigemal bey ihm gewesen. — Nun ja, das Bild hat Perlen im Haar, wie tausende! Von einer Narbe habe ich aber nichts entdecken können, denn es fällt ein weißer Schleyer vom Haupte über diese Brust und läßt sie selbst nur errathen, also viel weniger eine Narbe entdecken. Doch Du hast wol nur Deinen Spott mit mir! und dann thut mir's Leid, daß ich mich mit so steifer Ehrlichkeit darauf eingelassen habe.

„Nicht fürder mir ins Auge schaut,
Mutter, Mutter!
Nicht fürder mir ins Auge schaut!
Dem Tode gabt ihr des Sohnes Braut:
Ich kann's nicht tragen!"

Ludolph war über dem Singen von seinem eigenen Gefühl so überrascht worden, daß er die letzten Zeilen mit gebrochener Stimme fast nur zu stöhnen vermochte. Ein Geräusch unter den Zuhörern erweckte ihn, und richtete seinen Blick dahin. Die Prinzessin war aufgestanden und schwankte, gestützt auf eine Hofdame, nach der Thür; die Fürstin Mutter blickte mit tiefster Verachtung nach ihm; der Fürst befahl Franzesco, laut und herrisch, anzufangen; dieser schoß einen stechenden Blick des Grimms nach Ludolph, und der erste mächtige Accord des Orchesters begann. Alles das war Ein Moment. Ludolph erschrak, begriff von dem allen nichts. Er sahe nach Lauren; blaß stand sie am Pulte und erhob kein Auge. Er trat einigen der Umstehenden näher: sie wichen in sichtbarer Verlegenheit ihm aus. Auf das heftigste erschüttert zog er sich zurück in einen Winkel: da begann das Chor: Kyrie, Kyrie eleison! Die Solostellen zwang Laura sich nur mit sichtbarer Gewalt ab, und während der Pausen schloß sie die gesenkten Augen, um unbemerkt ihre hervorquellenden Thränen mit den Wimpern festzuhalten. Unter dem verstärkten Chor des wiederholten Kyrie entfernte sich eine junge Dame auf den leisen Wink der verwittweten Fürstin. Das feurig prächtige Gloria war Ludolphen jetzt fürchterlich —

er konnt' es nicht tragen; und als das wehmüthige Qui tollis peccata mundi, begann, hatte er kaum Kraft genug, sich leise durch die Thür zu entfernen, an deren Pfoste er stand.

Was ist das? Was haben sie unter sich? Was haben sie mit dir? fragte er sich hundertmal auf dem Wege nach seiner Wohnung, ohne auch nur einen fernen Schimmer von Licht zu gewinnen. In seinem Hause erwartete ihn ein Bote — „Wo kömmst du her?“ — „Von Ihrem Vormund. Ich habe Tag und Nacht reiten müssen.“ „Was ist vorgefallen?“ „Ich weiß es nicht. Ich habe nur diesen Brief: muß aber einige Zeilen Antwort sogleich zurückbringen.“ Ludolph riß auf und las:

„Augenblicklich nach Empfang Deines letzten Briefes schreibe ich Dir diese Zeilen. Gehe fort, gehe plötzlich, gehe in dieser Stunde fort von — —. Ich beschwöre Dich darum. Siehe Niemand Deiner Bekannten vor Deiner Abreise — N i e m a n d! Wende Dich hieher; oder gefällt Dir dies nicht, wohin Du willst: nur bleibe nicht länger. Du sollst in wenig Tagen vollkommen befriedigende Auskunft haben; jetzt müssen nur diese Zeilen sogleich zu Dir. Gieb mir durch den Boten Dein Wort, daß Du sogleich reisest, und wohin, Ludolph, gieb es mir ja! Dein treuer Vormund bittet Dich bey Deinem und seinem Wohl! Beyliegendes sende an Franzesco.“

Wie Einer, den auf Felsenspitzen an Abgründen, aus denen Waldströme braußen, plötzliches Grauen überfällt — wie so Einer stehet, keinen Schritt wagt, nicht auf Rettung sinnet, nur gespannet nach allem, was noch bänger machen kann, lauschet, als sey es der größte Verlust für ihn, irgend ein Schrecknis nicht zu kennen: so stand Ludolph und wiederholte sich unaufhörlich die Vorfälle der letzten Stunden. Kein Urtheil, wie viel weniger einen Entschluß vermocht' er daraus zu ziehen. Der Bote drängete: Ludolph wollte reisen und diese Entscheidung schreiben. Der Bote verlangte das Blatt: Ludolph wollte bleiben, was auch geschehen möchte. „Ein Billet vom Herrn Concertmeister" — trat sein Bursche ein. So lautete es:

„Man mag Sie Ihre Rolle gut haben einlernen lassen, aber spielen können Sie sie noch nicht. Die Prinzessin ist krank; mir haben Sie den heftigsten Unwillen meiner Fürstin, die öffentliche Beleidigung des Fürsten, die Erbitterung des Hofs zugezogen. Ich verachte Sie zu sehr, um Rache an Ihnen zu nehmen. Sehen will ich Sie nicht wieder, damit mein gerechter Zorn mich nicht übereile. Sollten Sie wirklich etwas von meinem verstorbenen Sohne an mich zu bringen haben, so thun sie es schriftlich."

Das gab Ludolphen Festigkeit und Entschluß. Er schrieb an den Vormund: „Ich würde gehen, wenn nicht eben jetzt meine Ehre verlangte, daß ich blieb.

Sobald diese es erlaubt, eil' ich davon, und zunächst zu Ihnen." —

Schnell ging er mit dem Paket zu Franzesco. Der Herr hat Kapellisten aus dem Concert mit heimgebracht: sie speisen — sagte man ihm. „Meldet ihm, ich müsse ihn sprechen, und allein!" — Man kam zurück: „Der Herr kann die Gesellschaft nicht verlassen" — „Ich müsse ihn sprechen, sagt ihm das noch einmal!" — „Um Vergebung; wenn der Herr uns einmal etwas so bestimmt gesagt hat, dürfen wir weiter nichts an ihn bringen" — „Und seine Tochter?" — „Sie ist unpaß auf ihrem Zimmer." Ludolph gab Geld, daß man ihn bey ihr meldete. Sie dürfe Niemand sprechen, ließ sie zurück sagen. Ludolph wollte mit Gewalt in Franzesco's Zimmer, aber die wilde Lustigkeit der Gäste scheuchte ihn zurück. Er ging, und kam in einer Stunde wieder. Er sahe noch immer das helle Licht und hörte das rohe Getöse dieser Menschen. Er kam um Mitternacht wieder. Noch war es eben so. Da sandte er das Paket hinein. Franzesco hatte es angenommen, ohne ihm eine andere Antwort, als vorhin, zurück sagen zu lassen. Den Morgen kam Ludolph nochmals zurück, fest entschlossen, nun sich durch nichts in der Welt abhalten zu lassen. Es herrschte eine Todtenstille im Hause. Endlich fand er die alte Haushälterin — „Der Herr ist vor einer Stunde mit der Signora verreiset." — „Sie war ja krank." — „Ja wohl, aber — lieber Gott! sie mußte doch fort!" — „Wohin sind sie?" — „Ich weiß es nicht." — „Wann

Franzesco fand die gesuchte Sammlung. Da stehen italienische Canzonetten im Original, altschottische Balladen und andere nordische Volkslieder in deutscher Nachbildung — sagte er. „Und die Musik?“ — „Zu jenen, von ältern und neuern Italienern; zu diesen, von mir oder ihr.“ — „Von ihr?“ fragte ich verwundert. „Ja; sie schreibt sich wol zuweilen so Etwas nieder. Sie werden sehen, den Geist trifft sie fast immer glücklich, wenn auch zuweilen das Herkömmliche in der Schreibart verletzt ist.“ —

Ich mußte denn doch endlich einmal gehen, belud mich mit Noten und Büchern, und nahm, wiewol vergebens, den Umweg über die gothische Brücke durch das neue Schloß. Seitdem hab' ich nun diese Dichter und Musiker studirt. Ich lebe in einem Wechsel der Extreme. Jetzt schwebt meine Seele auf Fittigen dieser mächtigen oder zarten Naturen in lieblichem Licht und schwelgerischem Genuß; dann sinke ich wieder zusammen im Gefühl eigener Schwäche und Nichtsnützigkeit. Das ist eben, was mich so umhertreibt, warum ich nichts thun kann, warum ich mich verzehre! Ich komme mir selbst von dem Wesen jener Heroen so entfremdet vor, wie unser tagtäglicher Verkehr von dem Leben in jenen Werken der Dichtung. Das meiste, was ich von vielen neuern Meistern der Tonkunst hochgehalten habe, mag ich nun auch nicht mehr. Ich finde es gekünstelt, aufgeschraubt und ausgeklügelt, daß es nur im Kopfe, wo nicht gar nur in den Augen, wenn die Partitur vor Einem liegt, haften will: Phan-

tasie und Gefühl gehen leer aus; oder es zeigt sich mir eine Art von Ernst, von Feyerlichkeit, oder auch von Freude, wie bey den feinen Gesellen in den eleganten Cirkeln, wo die Leute hernach, gleich den Kindern bey ihren Spielen, sagen: wir thun nur so! —

Ich hatte neulich einige Melodien zu Balladen und Canzonetten geschrieben, und brachte sie Franzesca. Er verwarf sie nicht ganz, meynte aber, jene wären noch zu einheimisch, modern und glatt; diese zu geputzt und reich — Heißt das etwas anders, als: es gebricht ihnen beyden an nichts, als an dem Ersten und Wesentlichsten, was so recht um aller Heiligen willen daseyn sollte? — Und doch will ich's weiter damit versuchen.

Sie bat mich neulich um gute, wirklich musikalische Texte. Ich bin in allen sieben Leihbibliotheken der Residenz umhergekrochen, und habe fünf Tage von früh bis Nachts geblättert. Du wirst mir nicht glauben, Anton, wie ich, außer dem Bekanntesten, was schon in Jedermanns Munde und gewissermaßen zu Grunde gesungen ist, so blutwenig Ausbeute zu Tage gefördert habe. Ich selbst habe also versucht . . . Darf ich Dir's gestehen? Gerade, was ich für so gar leicht hielt, ist mir schlechterdings nicht gelungen: die kleine, unscheinbare Canzonette. Meine Musik wird schwer oder flach, und der Text ebenfalls. Ich begreife gar

nicht, worin es, besonders bey dem letztern, eigentlich liegt. Ich kann denn doch dem „Cara amato — dove sei tu" — dem „Addio mia bellina etc." keine tiefe Poesie abmerken, und gleichwol, wenn ich mir's laut vorspreche, so läßt sich's sehr gut hören, und sing' ich es, so ist es gar allerliebst. Da es mir, wie vielen Andern, mit deutschen Originalen nicht gelang, da mir alles unter den Händen bleyschwer wurde, versuchte ich mit größter Sorgsamkeit hübsche italienische Stücke nachzubilden. Und wenn ich durch unablässiges Beharren es endlich dahin hatte, daß wirklich eine deutsche Copie auf dem Papier stand, ich mir diese nun aber laut recitirte oder vollends gar sang: so war doch wieder alles umsonst; alles kam mir kleinlich, kindisch, ja lächerlich vor. Sage mir doch, wenn Du's weißt, wie das zusammenhängt? Will unsre Sprache gerade dies durchaus nicht tragen und dulden? oder sind wir nur so verwöhnt, daß wir in derselben bloß gewichtige und hübsch solide Dinge ausgesprochen, und an das, was nicht markig, voll, körnig, zur Tiefe sich senkend, sondern locker, leicht, freyschwebend und dahinschlüpfend ist, wie dort das Abendwölkchen über mir — daß wir daran, sag' ich, keine Worte verwendet haben wollen, und wenn sie ja daran verwendet worden, auf die ganze Sache einen höhnenden Blick und ein entstellendes Seitenlicht fallen lassen? Eben so, wie schon gesagt, ist mir's mit der Musik ergangen. Erst macht' ich sie frey hin; da wurde sie zu voll, bewegte sich zu schwerfällig, und Manches blieb gar sitzen; nun sahe ich mir die italienischen Sätzchen von Cimarosa, Paisiello, Martin u. a. näher an

— Es ist ja gar nichts! sagte ich, suchte es nachzumachen, brachte auch Etwas zu Stande, das ähnlich aussahe: aber, Gott sey's geklagt, es klang nicht so. Ob auch das wirklich, oder nur Verwähnung und Einbildung ist, weiß ich nicht. Ich ließ es liegen.

Mit Balladen ging es leidlicher, in Worten und Musik, und mit Liedern noch besser, seitdem ich, nach Franzesco's Rathe, alles zu vergessen gesucht habe, was ich zu hören gewohnt war. So wie die Idee eines solchen Stücks recht lebendig in mir erwacht, ist die Musik da; ja, es stellt sich mir auch kein Metrum, sogar kein Bild, als in Beziehung auf Musik dar. Was ich denke, sehe, und empfinde, höre ich auch; und was ich da höre, schreibe ich schnell nieder. Wenn ich dann in kälterer Stunde dies ansehe, so kommt es mir manchmal selber wunderlich vor; meine Schulweisheit regt sich wol auch gegen manche ungebräuchliche Nachbildung der Sylbenmaße und Rhythmen, (ich habe wirklich neue Takteintheilungen erfinden, oder vielmehr von den gebräuchlichen mehre in einem Satze wechseln lassen müssen;) ich schüttle den Kopf über unvermittelte schroffe Wege der Harmonie, wie wir sie in den ältesten Kirchenliedern haben u. dgl.: aber wenn ich es nun singe und spiele, finde ich's recht, lasse mir das Beschneiden und Aufstutzen nicht zu, und (lache mich aus!) muß mich zuweilen selber wundern, woher mir diese oder jene fremde Wendung gekommen, da ich ja nie etwas Aehnliches gehört habe und auch nicht überall mir Rechenschaft ablegen kann, warum ich das so, und

nicht anders gemacht habe. Ich will es versuchen und einige, ohne den Verfasser zu verrathen, unter jene für Lauren gesammleten werfen. Ob ihr wol eins gefallen, ob sie wol das und jenes singen — gern singen wird?

Franzesco ist wie verlupt von oben bis unten in einen Schuppenharnisch von Magnet. Er selbst ist feurig, tief und herzlich; aber alles, was er äußert, ohne daß es ihm entwischt, ist so hart, so starr, so drückend — so zugleich anziehend und auskältend! Ich ehre ihn, ich bin überaus gern um ihn und geize nach jedem freundlichen Blick, und bin wunderfroh, wenn er mir etwa einmal die Hand drückt: doch aber kann ich die Scheu vor ihm nicht wegbringen und kein Herz zu ihm fassen. Wie tyrannisch fuhr er neulich mit giftiger Rede die gute Laura an, um eine armselige Kleinigkeit, worin sie es versehen hatte! Sie schwieg und wollte gehen. Der Despot befahl ihr mit funkelnden Blicken: Bleib! und schielte noch lange seitwärts, indem er mit abscheulicher Ruhe über — Gott weiß was, zu mir sprach, ob's einbisse und ihr doch die Augen trocken blieben. Sie wagte es nicht, sich die Wohlthat der Thränen zu gönnen. Ich zitterte, es krampfte mich innerlich, ich hätt' ihn bey den starren, rabenschwarzen, kurzgekräuselten Haaren fassen mögen, und vermochte einige Tage nicht, sein Haus zu betreten.

Die Aehnlichkeit seiner Bildung mit einer gewissen, mir noch immer unerklärlichen, tief im Hinter=

grunde meiner Erinnerung, ist doch vielleicht nur Täuschung gewesen. Es ist mir, als habe sich einer von jenen mir vormals auffallenden Zügen nach dem andern aus seinem Gesicht und ganzem Wesen verloren; vielleicht täuscht mich aber auch nur der öftere Umgang — wie etwa Menschen, die sich täglich sehen, zwar einzelne, unbedeutende Verschiedenheiten, aber nicht das im Ganzen Aehnliche ihrer Bildungen erkennen. Jedoch etwas anderes hat mich heute wieder erschreckt; und ist das Zufall, so spielt dieser wahrlich grausam mit mir.

Ich war allein mit ihm. Er hatte mich auf Mancherley in der Messe von Feo, die ich morgen bey der Fürstin Mutter hören soll, aufmerksam gemacht. Ich weiß nicht, wie es kam, ich konnte die Combinationen der Harmonie heute nicht so schnell übersehen, wie wol sonst. War es, daß mir, nach dem Wenigen, das ich nun, doch bisher nur durch Lesen, kennen gelernt, die ganze Gattung nicht ganz zusagen will, so daß ich vermuthe, es ist einiger Nationalstolz oder düstre Religionsschwärmerey im Spiele, wenn Franzesco die ältern Italiener so gar hoch hebt: — kurz, meine Augen fielen, von ihm unbemerkt, als ich hinter ihm stand, wieder auf das Portrait im himmelblauen Gewande, mit den Perlen in den Haaren, uns gegenüber. Er stand hernach auf und ich konnte mich nicht von dem Bilde losmachen.

Gefällt es Ihnen? sagte er mit seiner gewöhnlichen Gleichgültigkeit.

Ungemein. Es ist mir, als hätte ich diese Person irgendwo vor Zeiten gesehen —

Mit jedem guten Portrait, das nicht nackte Copie gröberer Aeußerlichkeiten ist, gehet es Einem so. —

Hier machte ich aber eine Entdeckung, und diese eben schreckte mich: der Schleyer schien mir nicht von der Hand desselben Meisters zu seyn. Ich äußerte das, und er warf hin:

Die Draperie ist überhaupt etwas vernachlässigt.

Das meyn' ich nicht: sondern der Schleyer scheint mir weniger leicht und frey behandelt, als . . .

Nun ja: er ist von späterer Hand eines Andern! fiel er mir ein, und brach ab.

Schreibe mir ja, ob Deine vormaligen Erkundigungen nach der Narbe über der linken Brust Scherz waren und also dieses Zusammentreffen Zufall ist. Ich gestehe Dir, daß mir die Sache bange macht, und ein dunkles, aus dem Zusammenfließen so mancher wunderlichen Bilder entspringendes Gefühl mich immer mehr von Franzesco verschüchtert; und doch kann ich nicht von ihm lassen. — —

An dem Sommertage, den ein schweres Gewitter beschließen soll, strahlt die Sonne am glänzendsten. Die

warnende Stimme der Ahnung regt sich in unserm Innern öfter bey Schicksalen, mit denen wir es aufnehmen können, als bey denen, die uns aus unsrer Bahn werfen oder gar zertrümmern. Ludolph ging freudig mit Franzesco nach dem Schlosse, um in dem Musiksaale der Fürstin Mutter die Messe, von welcher gesprochen worden, aufführen zu hören. Ganz unbefangen ging er den Stunden entgegen, wo alles, was er bisher als Künstler gedacht, geliebt, geleistet, (so mußte sich's ihm nun darstellen,) vergebens, ohne Grund und Folge war; und wo zugleich sein Schicksal als Mensch sich für immer zu entscheiden schien.

Die Einrichtung jener Versammlungen war ganz nach der Fürstin, oder vielmehr nach Franzesco's Plan. Sie wechselte, diese Einrichtung; doch war dies feststehend: die musikalische Unterhaltung hat nur Einen Theil — es wird immer ein ganzes Werk aufgeführt — die Zuhörer werden darauf vorbereitet. Die erste dieser Regeln hatte die Weltklugheit, die zweyte die Kunstliebe, die dritte die Menschenkenntniß dictirt. Zur Vorbereitung sprach gewöhnlich Franzesco oder ein Anderer über das, was gegeben werden sollte. Er sprach über die Gattung, unter welche es gehörte, weil den meisten Menschen nur dann erst der Sinn über Etwas recht aufgehet, wenn sie wissen, wo es einzufachen ist; sprach über den Verfasser, als Künstler, und, wo es galt, wol auch als Menschen, weil dadurch bey Vielen erst das lebhaftere Interesse am Werk erregt, und auch bey Gebildeten dies erhöhet

wird; sprach über die Theile des Werks, auf welche, als auf die wesentlichsten, die originellsten, die schönsten, oder sonst in irgend einem Betracht merkwürdigsten, die Aufmerksamkeit zunächst zu richten sey — —

Heute war der regierende Fürst gegenwärtig. Dieser hört Musik nicht so gern, als die Artigkeiten, die er selbst nebenbey dieser oder jener Dame sagt. Ich bin kein Kenner, ich bin bloß Liebhaber — sagt er, und mag von der Geliebten nicht viel reden hören. Man mußte also diese Vorbereitung unterlassen, und eine andere wählen.

Als jeder der Sänger und Instrumentisten seinen Platz genommen hatte, setzte sich Franzesco ans Pianoforte und phantasirte in ernstem, strengem Styl. Dann winkte er der Tochter. Sie setzte sich vor das Instrument, spielte und sang, ohne andere, als ihre eigene Klavierbegleitung, eine kurze, sanfte Arie aus einem Hasseschen Oratorium. So gut die Arie war, so trefflich Laura sie sang — der Vater schien unzufrieden. Nicht ohne Unwillen im Gesicht wendete er sich an Ludolph: Setzen Sie sich und singen Sie etwas Kräftigers, etwas tiefer Greifendes! Ludolph, von dem süßen Gesange der Geliebten innig gerührt, durch den Unwillen und die rauhe Anrede des Vaters aufgeschreckt, konnte sich auf nichts besinnen, das jener Forderung entspräche, als auf eine Ballade, die ihm freylich gegenwärtig seyn mußte, weil er selbst sie die Nacht vorher erst gedichtet und in Musik gesetzt.

tasie und Gefühl gehen leer aus; oder es zeigt sich mir eine Art von Ernst, von Feyerlichkeit, oder auch von Freude, wie bey den feinen Gesellen in den eleganten Cirkeln, wo die Leute hernach, gleich den Kindern bey ihren Spielen, sagen: wir thun nur so! —

Ich hatte neulich einige Melodien zu Balladen und Canzonetten geschrieben, und brachte sie Franzesco. Er verwarf sie nicht ganz, meynte aber, jene wären noch zu einheimisch, modern und glatt; diese zu geputzt und reich — Heißt das etwas anders, als: es gebricht ihnen beyden an nichts, als an dem Ersten und Wesentlichsten, was so recht um aller Heiligen willen daseyn sollte? — Und doch will ich's weiter damit versuchen.

Sie bat mich neulich um gute, wirklich musikalische Texte. Ich bin in allen sieben Leihbibliotheken der Residenz umhergekrochen, und habe fünf Tage von früh bis Nachts geblättert. Du wirst mir nicht glauben, Anton, wie ich, außer dem Bekanntesten, was schon in Jedermanns Munde und gewissermaßen zu Grunde gesungen ist, so blutwenig Ausbeute zu Tage gefördert habe. Ich selbst habe also versucht . . . Darf ich Dir's gestehen? Gerade, was ich für so gar leicht hielt, ist mir schlechterdings nicht gelungen: die kleine, unscheinbare Canzonette. Meine Musik wird schwer oder flach, und der Text ebenfalls. Ich begreife gar

„Nicht fürder mir ins Auge schaut,
Mutter, Mutter!
Nicht fürder mir ins Auge schaut!
Dem Tode gabt ihr des Sohnes Braut:
Ich kann's nicht tragen!"

Ludolph war über dem Singen von seinem eigenen Gefühl so überrascht worden, daß er die letzten Zeilen mit gebrochener Stimme fast nur zu stöhnen vermochte. Ein Geräusch unter den Zuhörern erweckte ihn, und richtete seinen Blick dahin. Die Prinzessin war aufgestanden und schwankte, gestützt auf eine Hofdame, nach der Thür; die Fürstin Mutter blickte mit tiefster Verachtung nach ihm; der Fürst befahl Franzesco, laut und herrisch, anzufangen; dieser schoß einen stechenden Blick des Grimms nach Ludolph, und der erste mächtige Accord des Orchesters begann. Alles das war Ein Moment. Ludolph erschrak, begriff von dem allen nichts. Er sahe nach Lauren; blaß stand sie am Pulte und erhob kein Auge. Er trat einigen der Umstehenden näher: sie wichen in sichtbarer Verlegenheit ihm aus. Auf das heftigste erschüttert zog er sich zurück in einen Winkel: da begann das Chor: Kyrie, Kyrie eleison! Die Solostellen zwang Laura sich nur mit sichtbarer Gewalt ab, und während der Pausen schloß sie die gesenkten Augen, um unbemerkt ihre hervorquellenden Thränen mit den Wimpern festzuhalten. Unter dem verstärkten Chor des wiederholten Kyrie entfernte sich eine junge Dame auf den leisen Wink der verwittweten Fürstin. Das feurigprächtige Gloria war Ludolphen jetzt fürchterlich —

er konnt' es nicht tragen; und als das wehmüthige Qui tollis peccata mundi, begann, hatte er kaum Kraft genug, sich leise durch die Thür zu entfernen, an deren Pfoste er stand.

Was ist das? Was haben sie unter sich? Was haben sie mit dir? fragte er sich hundertmal auf dem Wege nach seiner Wohnung, ohne auch nur einen fernen Schimmer von Licht zu gewinnen. In seinem Hause erwartete ihn ein Bote — „Wo kömmst du her?“ — „Von Ihrem Vormund. Ich habe Tag und Nacht reiten müssen.“ „Was ist vorgefallen?“ „Ich weiß es nicht. Ich habe nur diesen Brief: muß aber einige Zeilen Antwort sogleich zurückbringen.“ Ludolph riß auf und las:

„Augenblicklich nach Empfang Deines letzten Briefes schreibe ich Dir diese Zeilen. Gehe fort, gehe plötzlich, gehe in dieser Stunde fort von — — Ich beschwöre Dich darum. Siehe Niemand Deiner Bekannten vor Deiner Abreise — Niemand! Wende Dich hieher; oder gefällt Dir dies nicht, wohin Du willst: nur bleibe nicht länger. Du sollst in wenig Tagen vollkommen befriedigende Auskunft haben; jetzt müssen nur diese Zeilen sogleich zu Dir. Gieb mir durch den Boten Dein Wort, daß Du sogleich reisest, und wohin. Ludolph, gieb es mir ja! Dein treuer Vormund bittet Dich bey Deinem und seinem Wohl! Beyliegendes sende an Franzesco.“

Wie Einer, den auf Felsenspitzen an Abgründen, aus denen Waldströme braußen, plötzliches Grauen überfällt — wie so Einer stehet, keinen Schritt wagt, nicht auf Rettung sinnet, nur gespannet nach allem, was noch bänger machen kann, lauschet, als sey es der größte Verlust für ihn, irgend ein Schreckniß nicht zu kennen: so stand Ludolph und wiederholte sich unaufhörlich die Vorfälle der letzten Stunden. Kein Urtheil, wie viel weniger einen Entschluß vermocht' er daraus zu ziehen. Der Bote drängete: Ludolph wollte reisen und diese Entscheidung schreiben. Der Bote verlangte das Blatt: Ludolph wollte bleiben, was auch geschehen möchte. „Ein Billet vom Herrn Concertmeister" — trat sein Bursche ein. So lautete es:

„Man mag Sie Ihre Rolle gut haben einlernen lassen, aber spielen können Sie sie noch nicht. Die Prinzessin ist krank; mir haben Sie den heftigsten Unwillen meiner Fürstin, die öffentliche Beleidigung des Fürsten, die Erbitterung des Hofs zugezogen. Ich verachte Sie zu sehr, um Rache an Ihnen zu nehmen. Sehen will ich Sie nicht wieder, damit mein gerechter Zorn mich nicht übereile. Sollten Sie wirklich etwas von meinem verstorbenen Sohne an mich zu bringen haben, so thun sie es schriftlich."

Das gab Ludolphen Festigkeit und Entschluß. Er schrieb an den Vormund: „Ich würde gehen, wenn nicht eben jetzt meine Ehre verlangte, daß ich blieb.

Sobald diese es erlaubt, eil' ich davon, und zunächst zu Ihnen." —

Schnell ging er mit dem Paket zu Franzesco. Der Herr hat Kapellisten aus dem Concert mit heimgebracht: sie speisen — sagte man ihm. „Meldet ihm, ich müsse ihn sprechen, und allein!" — Man kam zurück: „Der Herr kann die Gesellschaft nicht verlassen" — „Ich müsse ihn sprechen, sagt ihm das noch einmal!" — „Um Vergebung; wenn der Herr uns einmal etwas so bestimmt gesagt hat, dürfen wir weiter nichts an ihn bringen" — „Und seine Tochter?" — „Sie ist unpaß auf ihrem Zimmer." Ludolph gab Geld, daß man ihn bey ihr meldete. Sie dürfe Niemand sprechen, ließ sie zurück sagen. Ludolph wollte mit Gewalt in Franzesco's Zimmer, aber die wilde Lustigkeit der Gäste scheuchte ihn zurück. Er ging, und kam in einer Stunde wieder. Er sahe noch immer das helle Licht und hörte das rohe Getöse dieser Menschen. Er kam um Mitternacht wieder. Noch war es eben so. Da sandte er das Paket hinein. Franzesco hatte es angenommen, ohne ihm eine andere Antwort, als vorhin, zurück sagen zu lassen. Den Morgen kam Ludolph nochmals zurück, fest entschlossen, nun sich durch nichts in der Welt abhalten zu lassen. Es herrschte eine Todtenstille im Hause. Endlich fand er die alte Haushälterin — „Der Herr ist vor einer Stunde mit der Signora verreiset." — „Sie war ja krank." — „Ja wohl, aber — lieber Gott! sie mußte doch fort!" — „Wohin sind sie?" — „Ich weiß es nicht." — „Wann

wollen sie zurück kommen?" „Ich weiß es nicht: aber diese Papiere und dies Buch gab mir Signora an Sie." — Beydes unversiegelt. Ludolph riß den Umschlag aus einander: er fand nichts, als seine, Lauren neulich gegebenen Gedichte, und Lessings Nathan den Weisen, den er ihr geliehen hatte.

Ludolph kam außer sich vor Unwillen nach Hause. Er warf die Blätter, er warf das Buch auf den Tisch. Ein seidner Faden hing aus dem Buche. Ohne Absicht öffnete er es, wo es so eingezeichnet war. So schlug sich die letzte Seite auf, und er sahe die Verse roth unterstrichen:

Ich deines Bluts! — So waren jene Träume,
Womit man meine Kindheit wiegte, doch —
Doch mehr als Träume! — —

Die Freunde.

Schauspiel in einem Act.

Personen.

Adolph von Werdau.
Ludwig von Klaren.
Emilie von Lind, eine junge Wittwe.

Vorzimmer, mit einer Haupt- und einer Seitenthüre.

hatte. Hier ist sie. Sie scheint dem Nachhall eines alten nordischen Liedes, das Herder bekannt gemacht hat, ihre Entstehung zu verdanken.

Ballade.

„Wo kömmst du her im Dämmerlicht,
August, August?
Wo kömmst du her im Dämmerlicht,
So matt und leis? und sprichst mir nicht?
Ziehst ab auch die Blicke?“

„Ich hab' gebrochen dies Blümelein,
Mutter, Mutter!
Ich hab' gebrochen dies Blümelein,
Will mich der dunkeln Blüthe freun,
Und seiner warten.“

„Drum ließest die kranke Mutter nicht,
August, August!
Drum ließest die kranke Mutter nicht;
Kein stilles Freun dein Auge spricht,
Kein liebend Warten!“

„Die Blumen pflückt' ich an ihrem Grab,
Mutter, Mutter!
Die Blumen pflückt' ich an ihrem Grab:
Da stieg ihr Engel mir herab
Voll milden Trostes.“

„Voll milden Trostes ließ sie dich,
August, August?
Voll milden Trostes ließ sie dich:
Und blickst doch um dich schauerlich,
Und lässest mich zagen?“

gleich zu ihr? — Ich bin wol jetzt zu schwerfällig. Morgen ist auch ein Tag. — Nun bin ich aber einmal da: ich will sie wenigstens sehen und begrüßen.
(Indem er zur Seitenthür geht, kömmt Emilie heraus.)

Zweyter Auftritt.

Emilie und Adolph.

Emilie. Sieh da, lieber Werdau! Sie hier, und nicht näher?

Adolph. Eben wollt' ich eintreten.

Emilie. Und eben kann ich Sie nicht brauchen. Ich muß ausgehn. Nur eine Treppe hinauf. Zu Julien. Ich soll sie lieber herunterbitten? Ja, mein Herr, das thät' ich Ihnen schon zu Gefallen: aber diesmal läßt sich's nicht machen! Sie steht morgen Gevatter — und mit wem! Nun, ich verwunde Ihr Herz nicht . . .

Adolph. Wirklich nicht?

Emilie. Der schönste Putz muß ausgewählt und geordnet werden. Dazu bedarf man meines Raths. Ich wollte schon vor einer Stunde oben seyn. Aber so 'was steckt an: ich war selbst in's Kramen gekommen und hatte die Zeit verhört. Indessen wird viel vorgearbeitet seyn und ich komme um so eher wieder. Sie bleiben doch hier den Abend?

Adolph. Ich weiß nicht . . .

Emilie. Was denn? Ich weiß, daß Sie recht gut wissen! Sie haben mir ja neulich die wunderliche Geschichte noch nicht zu Ende gelesen. Hab' ich seitdem auch ein bischen in's Buch geguckt: ich muß sie doch von Ihnen aushören. Oder Sie spielen mir 'was vor. Drinnen liegt ein Schub neue Musik: suchen Sie indessen 'was aus.

Adolph. Gern, gern, liebe Freundin!

Emilie. Und dennoch sehen Sie mir bald aus, wie „nicht gern!" —

Adolph. Das sollte mir Leid thun.

Emilie. Und doch ist's so. Ja, ja! — Ueberhaupt, lieber Werdau, kommen Sie mir seit einiger Zeit gar nicht mehr so — wie sag' ich? — so innerlich zufrieden, und auch nicht so zutraulich vor, wie sonst. Fehlt Ihnen was?

Adolph. Kaum; wenn Sie mir diesen Antheil schenken.

Emilie. Ist das auch nicht bloß eine hübsche Redensart?

Adolph. Hoffentlich ist die Frage bloß eine.

Emilie. Nun, meinen Antheil, meinen herzlichen Antheil, den haben Sie; und haben ihn so lebendig und wahrhaftig, als irgend Jemand auf Erden. Das wissen Sie recht gut. Nun: ist's so recht? Dann sehen Sie mich auch wieder freundlich an! Nein, nicht so durch und durch! das macht mich verlegen. Ihr Männer findet selten in uns, was ihr erwartet, wenn ihr so durch und durch seht. Man muß nicht wissen, wie tief ein Brunnen ist, um ihn für tief

zu halten. Nicht? — Nun Adieu! Ich bin bald wieder da! (Geht. An der Thür:) Ach, was ich noch sagen wollte: — wie geht's denn Ihrem Freunde?

Adolph. Klaren?

Emilie. Nun ja.

Adolph. Ich hoffe, gut, wie immer. Ich hab' ihn aber seit drey Tagen nicht gesehen.

Emilie. So? — Nun, Adieu! (ab)

Adolph. (Allein.) Wie liebenswürdig, und wie unbefangen! Wem sollte nicht gelüsten, dies Unbefangene zu fangen? — —

Dritter Auftritt.

Ludwig und Adolph.

Ludwig. (In Uniform.) Da bist Du ja! Ich laufe mir fast die Füße kurz, Dich zu finden. Zu Hause warst Du nicht, im Clubb auch nicht: hier wird er stecken, rief meine weissagende Seele; und hier steckst Du! Aber allein? wo ist Frau von Lind?

Adolph. Sie ist den Augenblick ausgegangen —

Ludwig. Diesmal gilt auch mein Besuch Dir, Dir allein. Hör', lieber Bruder, die Freude treibt mich zu Dir; die helle Freude! und Freude über Trauer. Der liebe Gott wird mir's vergeben, und der liebe Onkel auch. Sechs Jahre hatt' ihn die Gicht zusam-

mengeschnürt wie ein Felleisen; er hatte keinen Wunsch mehr, als entbunden zu seyn; nun ist er's, und sanft, und, denke, denke! sein herrliches Lindenthal ist mein!

Adolph. O das ist schön! meinen herzlichen Glückwunsch!

Ludwig. Mein, wie's steht und liegt! ganz, einzig mein! Der herzliebe Alte! Aber ein Denkmal soll er haben, ein Denkmal! — Wenn nur die guten Bildhauer nicht so viel zu thun hätten! — Sieh', das mußt' ich Dir, treue Seele, sagen, augenblicklich sagen: bis dahin fehlte 'was an meiner Freude. Nun hab' ich's gesagt: nun fehlt nichts mehr. — Höre: Du bist doch draußen gewesen, in Lindenthal?

Adolph. Vor Jahren; Du weißt ja —

Ludwig. Richtig! Nun, nicht wahr, das heißt ein Sorgenfrei? Felder und Wiesen, wie in England; Rinder, wie in der Schweiz; Schaafe, wie in Spanien; Wald, wie in Norwegen; Teiche, wie — wie — ich weiß nicht wo?

Adolph. Ein Wohnhaus, wie in Italien —

Ludwig. Nun, wenigstens dem Schmuz und Umfang nach! Aber das will ich schon scheuern und anstreichen —

Adolph. Und decoriren und meubliren, bis es voll ist —

Ludwig. O wart': voll soll's schon werden; ohne dies! denn nun bin ich in dem Hafen, um den ich bisher nur gekreuzt habe. Nun will ich heirathen; ja, heirathen will ich: nun, da ich kein Geld brauche, und — da Jedermann sieht, ich freyete nicht

wollen sie zurück kommen?" „Ich weiß es nicht: aber diese Papiere und dies Buch gab mir Signora an Sie." — Beydes unversiegelt. Ludolph riß den Umschlag aus einander: er fand nichts, als seine, Lauren neulich gegebenen Gedichte, und Lessings Nathan den Weisen, den er ihr geliehen hatte.

. . . .

Ludolph kam außer sich vor Unwillen nach Hause. Er warf die Blätter, er warf das Buch auf den Tisch. Ein seidner Faden hing aus dem Buche. Ohne Absicht öffnete er es, wo es so eingezeichnet war. So schlug sich die letzte Seite auf, und er sahe die Verse roth unterstrichen:

Ich deines Bluts! — So waren jene Träume,
Womit man meine Kindheit wiegte, doch. —
Doch mehr als Träume! — —

Die Freunde.

Schauspiel in einem Act.

Personen.

Adolph von Werbau.
Ludwig von Klaren.
Emilie von Lind, eine junge Wittwe.

Vorzimmer, mit einer Haupt- und einer Seitenthüre.

Erster Auftritt.

Adolph allein, mit einem aufgeschlagenen Briefe.

Adolph. So sey es, und dabey soll's bleiben! Es muß zu Ende! — Was mich sonst erheiterte und erquickte, fängt an, mich trüb' und besorgt zu machen: bald würd' es mich quälen — zu Ende also! — Der Brief — ist er nicht gut, so kann ich ihn doch nicht besser schreiben. Meine Gedanken, meine Wünsche drückt er aus: und meine Empfindungen muß sie ja doch aus mir selbst lesen — Will sie's anders! — Vielleicht hat sie's längst! — Es wird sich zeigen. — — Freilich beraube ich mich selbst damit eines schönen, lebenerfrischenden Gutes: der Hoffnung beraub' ich mich; und verfehl' ich meine Wünsche, so wird's eine Schmucklosigkeit des Daseyns, wol gar eine Leere geben, die nichts ersetzt, nichts ausfüllt: doch, was seyn muß, muß seyn; und leben wird sich's ja lassen auch ohne Schmuck und Zier, wenn auch nicht leicht! nicht fröhlich! — Nein, wahrlich nicht leicht, und nicht fröhlich! — — Thu' ich's, und gehe

gleich zu ihr? — Ich bin wol jetzt zu schwerfällig. Morgen ist auch ein Tag. — Nun bin ich aber einmal da: ich will sie wenigstens sehen und begrüßen.
(Indem er zur Seitenthür geht, kömmt Emilie heraus.)

Zweyter Auftritt.

Emilie und Adolph.

Emilie. Sieh da, lieber Werdau! Sie hier, und nicht näher?

Adolph. Eben wollt' ich eintreten.

Emilie. Und eben kann ich Sie nicht brauchen. Ich muß ausgehn. Nur eine Treppe hinauf. Zu Julien. Ich soll sie lieber herunterbitten? Ja, mein Herr, das thät' ich Ihnen schon zu Gefallen: aber diesmal läßt sich's nicht machen! Sie steht morgen Gevatter — und mit wem! Nun, ich verwunde Ihr Herz nicht . . .

Adolph. Wirklich nicht?

Emilie. Der schönste Putz muß ausgewählt und geordnet werden. Dazu bedarf man meines Raths. Ich wollte schon vor einer Stunde oben seyn. Aber so 'was steckt an: ich war selbst in's Kramen gekommen und hatte die Zeit verhört. Indessen wird viel vorgearbeitet seyn und ich komme um so eher wieder. Sie bleiben doch hier den Abend?

Adolph. Ich weiß nicht . . .

Emilie. Was denn? Ich weiß, daß Sie recht gut wissen! Sie haben mir ja neulich die wunderliche Geschichte noch nicht zu Ende gelesen. Hab' ich seitdem auch ein bischen in's Buch geguckt: ich muß sie doch von Ihnen aushören. Oder Sie spielen mir 'was vor. Drinnen liegt ein Schub neue Musik: suchen Sie indessen 'was aus.

Adolph. Gern, gern, liebe Freundin!

Emilie. Und dennoch sehen Sie mir bald aus, wie „nicht gern!" —

Adolph. Das sollte mir Leid thun.

Emilie. Und doch ist's so. Ja, ja! — Ueberhaupt, lieber Werdau, kommen Sie mir seit einiger Zeit gar nicht mehr so — wie sag' ich? — so innerlich zufrieden, und auch nicht so zutraulich vor, wie sonst. Fehlt Ihnen was?

Adolph. Kaum; wenn Sie mir diesen Antheil schenken.

Emilie. Ist das auch nicht bloß eine hübsche Redensart?

Adolph. Hoffentlich ist die Frage bloß eine.

Emilie. Nun, meinen Antheil, meinen herzlichen Antheil, den haben Sie; und haben ihn so lebendig und wahrhaftig, als irgend Jemand auf Erden. Das wissen Sie recht gut. Nun: ist's so recht? Dann sehen Sie mich auch wieder freundlich an! Nein, nicht so durch und durch! das macht mich verlegen. Ihr Männer findet selten in uns, was ihr erwartet, wenn ihr so durch und durch seht. Man muß nicht wissen, wie tief ein Brunnen ist, um ihn für tief

zu halten. Nicht? — Nun Adieu! Ich bin bald wieder da! (Geht. An der Thür:) Ach, was ich noch sagen wollte: — wie geht's denn Ihrem Freunde?

Adolph. Klaren?

Emilie. Nun ja.

Adolph. Ich hoffe, gut, wie immer. Ich hab' ihn aber seit drey Tagen nicht gesehen.

Emilie. So? — Nun, Adieu! (ab)

Adolph. (Allein.) Wie liebenswürdig, und wie unbefangen! Wem sollte nicht gelüsten, dies Unbefangene zu fangen? — —

Dritter Auftritt.

Ludwig und Adolph.

Ludwig. (In Uniform.) Da bist Du ja! Ich laufe mir fast die Füße kurz, Dich zu finden. Zu Hause warst Du nicht, im Clubb auch nicht: hier wird er stecken, rief meine weissagende Seele; und hier steckst Du! Aber allein? wo ist Frau von Lind?

Adolph. Sie ist den Augenblick ausgegangen —

Ludwig. Diesmal gilt auch mein Besuch Dir, Dir allein. Hör', lieber Bruder, die Freude treibt mich zu Dir; die helle Freude! und Freude über Trauer. Der liebe Gott wird mir's vergeben, und der liebe Onkel auch. Sechs Jahre hatt' ihn die Gicht zusam-

mengeschnürt wie ein Felleisen; er hatte keinen Wunsch mehr, als entbunden zu seyn; nun ist er's, und sanft, und, denke, denke! sein herrliches Lindenthal ist mein!

Adolph. O das ist schön! meinen herzlichen Glückwunsch!

Ludwig. Mein, wie's steht und liegt! ganz, einzig mein! Der herzliebe Alte! Aber ein Denkmal soll er haben, ein Denkmal! — Wenn nur die guten Bildhauer nicht so viel zu thun hätten! — Sieh', das mußt' ich Dir, treue Seele, sagen, augenblicklich sagen: bis dahin fehlte 'was an meiner Freude. Nun hab' ich's gesagt: nun fehlt nichts mehr. — Höre: Du bist doch draußen gewesen, in Lindenthal?

Adolph. Vor Jahren; Du weißt ja —

Ludwig. Richtig! Nun, nicht wahr, das heißt ein Sorgenfrei? Felder und Wiesen, wie in England; Rinder, wie in der Schweiz; Schaafe, wie in Spanien; Wald, wie in Norwegen; Teiche, wie — wie — ich weiß nicht wo?

Adolph. Ein Wohnhaus, wie in Italien —

Ludwig. Nun, wenigstens dem Schmuz und Umfang nach! Aber das will ich schon scheuern und anstreichen —

Adolph. Und decoriren und meubliren, bis es voll ist —

Ludwig. O wart': voll soll's schon werden; ohne dies! denn nun bin ich in dem Hafen, um den ich bisher nur gekreuzt habe. Nun will ich heirathen; ja, heirathen will ich: nun, da ich kein Geld brauche, und — da Jedermann sieht, ich freyete nicht

darnach. Das war der Krampf, der mir immer das Herz zusammenzog, wenn's warm ward und sich aufthun wollte.

Adolph. Ich weiß ja, und hab's oft in Worten bestritten, im Herzen aber nie ganz tadeln können. Nun, desto besser! Nimm auch zu diesem Entschlusse meinen herzlichen Glückwunsch — Lieber Junge, wie freu' ich mich deiner Freude!

Ludwig. Und meine Idee — die leuchtet Dir auch ein? wirklich?

Adolph. Aufs herrlichste.

Ludwig. Wetter, was wollen wir glücklich seyn! Sieh, Adolph: schon lange, lange hätt' ich herausgerückt mit meiner Neigung und meinen Wünschen — erst gegen Dich, dann gegen sie — wenn sie nicht so verzweifelt reich wäre: nun kümmr' ich mich nicht so viel drum!

Adolph. „Sie" — wer?

Ludwig. Wer? ist das noch die Frage? Sie, Sie, die allerliebste Sie auf der ganzen weiten Welt — Emilie!

Adolph. Was? Emilie? Nimmermehr!

Ludwig. Possen! warum denn nicht?

Adolph. Nein, sag' ich Dir — Sie nicht —

Ludwig. Wie kömmst Du mir denn vor? Sie, Sie, Sie, und keine Andere, so weit die Sonne läuft! Doch Du neckst mich nur —

Adolph. Seh' ich darnach aus?

Ludwig. Nein: das ist eben der Spaß.

Adolph. Spaß, und immer Spaß! — Aber — es ist wahr ... Du hattest mich überrascht —

Ludwig. Ueberrasche mich wieder und sprich den Seegen — —

Adolph. Lieber Ludwig, ich möchte Dich um alles nicht stören in Deiner hellen Freude; und gleichwol ... Nun, bedenke wenigstens, daß man für so hochwichtige Dinge in solchem Rausche nicht handelt. Und wenn ich Dich dann einmal ernsthaft sehe ...

Ludwig. Ich bin in meinem Leben nicht ernsthafter gewesen. Denkst Du denn, mein Vorhaben sey ein Einfall von gestern? Ich sag' Dir ja: ich hab's bey mir herumgetragen seit hundert Jahren —

Adolph. Emilie scheint mir keine Frau für Dich —

Ludwig. Was? Sie — Sie keine Frau für mich?

Adolph. Kannst Du ein verständig Wort aufnehmen?

Ludwig. Tausend, wenn sie wirklich verständig sind.

Adolph. Und ohne Aufwallung?

Ludwig. Ich will mich setzen dazu.

Adolph. Sieh: gänzliche Gleichheit im Sinn, im Geschmack, im ganzen Wesen giebt keine gute Ehe. Nur bey Rohen wird, wer den Menschen kennt, dazu rathen: denn bey ihnen führt freilich Verschiedenheit zu Excessen.

Ludwig. Ey so müßte ja ...! Doch ich bin ruhig: rede nur aus!

Adolph. Emilie — Du weißt es — nimmt alles im Leben leicht: Du auch. Sie scheuet den Ernst, sucht stets die Freude: Du auch. Sie ist gutherzig, aber mit Unbedacht: Du auch. Sie . . .

Ludwig. Bemüh' dich nicht: ich geb' Dir das alles im Voraus zu —

Adolph. Nun: da schwebt man im Himmel und reitet auf goldigen Abendwolken — ein Jahr etwa: dann aber sitzt man unversehens, wie entzaubert durch Rübezahl, tief unten im einförmigen Thal, und gähnt. Und um nicht länger zu gähnen . . .

Ludwig. Klettert man leise wieder hinauf, Eins rechts, Eins links, auf Schleifwegen! Das willst Du doch sagen — nicht? Ganz gut, mein Freund! Aber ich denke gleich von vorn herein anders. Ich denke: was sich liebt, das paßt zusammen, im Allgemeinen: und im Besondern, wo's etwa nicht paßt, da fügt sich's, Eins in's Andre, eben weil sich's liebt.

Adolph. Was sich liebt — weil sich's liebt —

Ludwig. Nun, beym Himmel, ich muß doch am besten wissen, ob ich Emilien liebe? freilich nicht wie ein Schäfer, der verschmachtet, oder wie ein Student, der sich erschießt, wenn's nicht klappt; aber wie ein ehrlicher Mann, der nie eine Schlafmütze aufgehabt, dem jenes Geschlecht immer theuer gewesen, der mit einem Fuße schon im acht und zwanzigsten Jahre steht, und der so viel von der Welt gesehen hat, daß er ohngefähr weiß, was er will!

Adolph. Aber Sie Dich — kannst Du das auch so sicher voraussetzen?

Ludwig. Nichts setz' ich voraus, gar nichts, als was sich mit Händen greifen läßt: Sie hat mich gern um sich, mein Seyn und Wesen gefällt ihr, sie ist mir gut — Oder weißt Du das anders?

Adolph. Ganz und gar nicht.

Ludwig. Nun also! Aus solchem Gutseyn wird sicher und leicht eine Liebe — gerade eine solche Liebe, wie sie zum Heirathen die beste ist! vorausgesetzt, man hängt nicht schon entschieden nach andrer Seite hin —

Adolph. Du wolltest nichts voraussetzen.

Ludwig. O davon müßt' ich auch wissen! Wer ist denn um sie? Die Fluth schöner Herrn, die in der Gesellschaft an sie heranplätschert? Possen! Emilie ist zwey und zwanzig Jahr' alt, und rudert seit früher Mädchenzeit auf dem Gewässer solcher Gesellschaft herum. Eine achtzehnjährige Novize kann da einen Schuß wegkriegen: ihr wird kein Haar gesengt! Und sonst ist ja Niemand . . . Doch, mein Gott — was kömmt mir in diesem Augenblick erst bey! Einer ist doch noch um sie, Einer, den ich freilich mein Lebenlang höher gestellt habe, als mich. Du bist es, Adolph. Herzensbruder, liebst Du sie? liebt sie Dich?

Adolph. Lieber, guter Ludwig! Laß mich Aufrichtigkeit mit Aufrichtigkeit vergelten —

Ludwig. Das versteht sich.

Adolph. Ja, ich liebe sie.

Ludwig. Mein Gott! —

Adolph. Ich liebe sie, und wie Du, auch nicht von gestern her. Freilich auch wie Du, nicht — nach Deinem Ausdruck — wie ein Schäfer oder ein Student,

und das um so weniger, da ich meine vollen zwey und dreyßig auf dem Rücken habe. Aber ich liebe sie — herzlich und redlich, und weiß auch, was ich will. (Ludwig geht summend hinten umher) — Ludwig: bist Du mir bös?

Ludwig. In meinem ganzen Leben nicht. Ich denke nur auch ein verständig Wort zu sagen; und dazu braucht's Zeit, bey mir. (Geht umher, wie vorhin.)

Adolph. Liebe, treue Seele: es schmerzt mich wahrlich im Innersten . . .

Ludwig. Hör' mir zu! Ich setze erst an nach Deiner Art.

Adolph. Rede! sag' alles, und in jeder Art, die Dir gefällt: nur behalt' mich lieb.

Ludwig. Sicherlich! — Du fingst an: Emilie scheint mir keine Frau für Dich! So fang' ich auch an.

Adolph. Wie so?

Ludwig. Gänzliche Verschiedenheit im Sinn, im Geschmack, im ganzen Wesen giebt noch viel weniger eine gute Ehe, als gänzliche Gleichheit —

Adolph. Unter Gebildeten?

Ludwig. Eben unter diesen! Die sind, wie am ganzen Leibe wund; sie fühlen jede nicht ganz sanfte Berührung wie einen Anstoß, und keinen Anstoß ohne zuckenden Schmerz. Und wie sollten im unabgezirkelten Verkehr der Ehe lauter ganz sanfte Berührungen möglich seyn? Ueberdies sind wir Gebildeten alle es doch nur bis — auf gewisse Pünktchen; und gerade diese kommen in der Ehe am meisten zur Ansprache. Gieb mir Unrecht, wenn Du kannst.

Adolph. — Ich kann's nicht.

Ludwig. Siehst Du? Und da weiß ich auch, wenn ich nach Jahr und Tag hinabgucke in's Thal, wen ich da ganz unten sitzen sehe. Und die da unten sitzen, haben nicht einmal die Wonne der Wolkenreiterei genossen — die doch auch 'was werth ist; und sie gähnen nicht einmal, sondern sie grämeln, seufzen, schmollen; und um das nicht länger zu müssen . . .

Adolph. Laß doch: ich setze ja nichts entgegen. Aber widersprich mir nur auch nicht, wie ich Dir nicht widersprochen habe, wenn ich, gerade wie Du, behaupte: Wo's etwa nicht paßt, da fügt sich's, Eins in's Andere, weil sich's liebt.

Ludwig. Da sind wir am Fleck! Liebt sie Dich? Ja? Sag's glatt heraus, wenn's so ist. Einmal wissen muß ich's doch. Liebt sie Dich?

Adolph. Lieber Bruder: da müßt' ich wieder fast ganz so antworten, wie Du. Sie hat mich gern um sich, sie achtet mich, sie vertrauet mir, sie ist mir gut — vielleicht in anderer Weise, als Dir: aber sollte daraus nicht auch Liebe werden können, und, um mich Deines Ausdrucks zu bedienen, eben eine solche Liebe, wie sie zum Heirathen die beste ist?

Ludwig. „In anderer Weise!" — Ganz recht. Ich begreife; und eben darum will ich nicht antworten. Wir werden ja sehen! Thue Du das Deine: ich thue das Meine. Nur laß uns Eins seyn und stets aufrichtig gegen einander.

Adolph. Lebenslang! und in allem!

Ludwig. Gelingt's Dir, erlangst Du ihre Liebe: nun, so nimm auch ihre Hand hin! Du bist mehr werth, als ich, und immer mehr werth gewesen: so gebührt Dir auch der schönste Preiß. (Adolph ziehet ihn in seine Umarmung. Ludwig verweilt an seiner Brust, und spricht:) Ich dacht' es sonst freilich anders. Der Adolph, dacht' ich, darf gar nicht heirathen. Er ist gewohnt, viel mehr in der innern Welt zu leben, als in der äußern. Gäbe er sich einmal hin, so thät er's, ohn' alle Einschränkung, mit Leib und Seele ganz unbedingt: und wo fänd' er ein Weib, das dies nach Würden aufzunehmen wüßte, und ohne Mißbrauch! Er brächte ihr weit mehr dar, als sie brauchen könnte: damit machte er sie schüchtern oder aufstützig — wo nichts schlimmeres. Er würde eben bey dieser gänzlichen Hingebung auch mehr verlangen, als sie vermag, oder darzubringen Lust hat! Und was dergleichen mehr war. Wie er ein Freund ist, dacht' ich, so muß er ein Freund bleiben; nur noch ein Hausfreund werden, für Dich und Weib und Kinder. Wir aber, dacht' ich, wir alle müssen ihn beschicken, und hegen, und ihm zu sorgen geben; und vor allem, ihn unaussprechlich lieb haben —

Adolph. Ludwig! Ludwig! Sie muß Dich lieben, und sie muß Dein seyn!

Ludwig. (Ohne sich unterbrechen zu lassen.) Nun kömmt's freilich anders — alles kömmt anders! Na, wenn's nur gut kömmt! Und wenn ihr dann recht glücklich seyd, oder auch, wenn einmal eine recht unglückliche Stunde droht: dann — kommt nach Linden-

thal! nach dem einsamen Lindenthal, in's weite, leere Haus!

Adolph. Ludwig! Bruder! ich kann nicht sprechen! (Sie ruhen eine Weile, Herz an Herz. Dann tritt Ludwig, wie beschämt, zurück.)

Ludwig. Wo war ich denn? Hat mich's einmal wieder überlaufen? Nun, laß gut seyn. Es kömmt nicht mehr so oft, als sonst wol! Das verdank' ich Dir auch.

Adolph. O es war die schönste Aufwallung. Ich werde sie Dir nimmermehr vergessen.

Ludwig. Nun gut. Laß nur.

Adolph. Nein; sammle Dich, lieber Bruder; ich will's auch. Diese Minuten dürfen nicht ohne einen Entschluß verfliegen —

Ludwig. Ich will mich auf's Pferd werfen und Eins hintraben: das bringt's wieder in's Gleiche.

Adolph. Nein, guter Ludwig, bleib dennoch: es ist ja eigentlich schon alles im Gleichen; wir müssen's nur dafür erkennen. Willst Du mich anhören?

Ludwig. Wenn's seyn muß: sprich nur.

Adolph. Wir sind durch einen Fall, der Andere trennte, nur um so inniger vereinigt worden. Nicht wahr?

Ludwig. Gewiß.

Adolph. So können wir, auch nach diesem Ziel, klaren Auges, Hand in Hand vordringen —

Ludwig. Nun ja. Gott geb's!

Adolph. Er wird's geben. Jetzt richte Dein klares Auge einmal einen Schritt rückwärts: haben wir

nicht so eben, wenn auch mit bestem Willen, etwas gewissermaßen Verkehrtes vorgenommen?

Ludwig. Wie so?

Adolph. Haben wir nicht über Emilien, diese freye, selbstständige Seele, gewissermaßen disponiert?

Ludwig. Nun, das wol nicht, wir haben nur erwogen, wozu sie, unter gewissen Bedingungen, sich selbst disponieren werde.

Adolph. Vielleicht, hoffentlich sich disponieren werde —

Ludwig. Nun gut. Was weiter? Zerknittre und zerkrülle mir nicht, was so schön glatt und rein vor mir daliegt.

Adolph. Das will ich nicht: Du sollst's nur schärfer ansehn. Ueber jenes „vielleicht" und „hoffentlich" müssen wir zuerst in's Reine. Nichtwahr?

Ludwig. Nun, das wird sich von selbst ergeben, wenn wir näher gegen sie anrücken.

Adolph. Ganz recht. Das wollen wir also?

Ludwig. Nun freilich; und jeder rückt aus mit einer Doppelflinte. Vergieb mir das alberne Bild.

Adolph. Du meynst —

Ludwig. Ich meyne: jeder führt seine Sache bey ihr nach Kräften; und sieht er, es gelingt ihm nicht: na, so versucht er's für den Andern —

Adolph. Jeder führt seine Sache — führt, was ihm zunächst am Herzen liegt — was er vor allem wünscht —

Ludwig. Nun ja. Und wer fängt an? Wer anfängt, hat einen Vorsprung.

Adolph. Vielleicht aber nicht zum Glück. Er muß das Feld erst anbauen.

Ludwig. So wollen wir loosen.

Adolph. Jetzt kömmst Du wieder in Deinen Zug. Wol gut: wir wollen loosen.

Ludwig. Dreh' Dich 'rum. Dort auf den Tisch leg' ich meinen Degen und meinen Hut. Wer die Seite wählt, wo der Hut liegt, hat's erste Wort. Nun also: Rücken oder Schneide?

Adolph. Schneide!

Ludwig. Schelm! da sieh', Du bist Nummer Eins. — Und wenn geht's los?

Adolph. Sobald sich Gelegenheit zeigt.

Vierter Auftritt.

Emilie tritt unbemerkt ein und verweilt im Hintergrunde.

Emilie. Adolph. Ludwig.

Ludwig. Was Gelegenheit! — die muß herbey! Es ist 'was Gutes: das darf man nicht verschieben. Also heute noch — vorwärts! auf und dran!

Adolph. Ich dächte aber doch . .

Emilie. (Vortretend.) Der Hauptmann hat Recht. Ist's 'was Gutes: heute noch!

Adolph. Ja, wenn Sie das wollen —

Ludwig. Nichtwahr? — Guten Abend, herrliche Frau!

Emilie. Siehet man Sie auch einmal? Ich dachte, Sie wären gestorben.

Ludwig. Ich nicht: nur mein Onkel.

Emilie. Wie?

Ludwig. Der gute, geplagte Gichtbrüchige, der mir sein herrliches Lindenthal hinterlassen hat —

Emilie. Garst'ger Mensch! — (zu Adolph) Es war wirklich schon alles vorgearbeitet. Nichtwahr, ich bin nicht lange geblieben?

Adolph. Ich denke nicht.

Emilie. Und das können Sie einer Frau sagen! Die muß immer entsetzlich lange weggewesen seyn!

Adolph. Ich sage aller Welt, was ich denke, und sollt' es Ihnen nicht?

Emilie. Ey, man glaubt darum nicht an das Andere, und auch nicht, daß der Andere dran glaube: man hört's nur gern. — Aber wovon sprachen Sie denn, als ich kam? Es klang ja wie Streit?

Ludwig. Zwischen Mann und Mann klingt Manches so und ist's nicht: zwischen Mann und Frau ist's umgekehrt, sagen die Leute.

Emilie. Was war denn das Gute, wozu Sie „vorwärts" commandierten?

Ludwig. Das — ach lieber Gott! — das wird Ihnen Werdau vortragen, sobald ich meine Wege gegangen bin.

Emilie. Scheuen Sie sich, Gutes zu hören?

Ludwig. Manches — ja! Aber ich darf doch bald wiederkommen, liebenswürdiges Wittfrauchen? (Zu Adolph bey Seite) Ich schieße nur die Allee auf und

ab: dann muß ich sehen, wie Du aussiehst. (zu Emilien) Bis dahin — bis also das Gute im Gange ist oder ein anderes in Gang kömmt: bis dahin sag' ich Ihnen meinen herzlichen Gruß. (ab.)

Fünfter Auftritt.

Emilie und Adolph.

Emilie. Was hat er wieder einmal für Possen?

Adolph. Sie kennen ja seine Art: es war ihm darum doch gewiß ernst genug um's Herz.

Emilie. Und Ihnen ist's auch so; ich seh' es Ihnen an, obgleich Sie's verbergen wollen.

Adolph. Nein, ich will's nicht verbergen. Es ist mir wirklich ernst — es ist mir feyerlich zu Muthe, meine Freundin!

Emilie. Was haben Sie? was haben Sie Beyde? Reden Sie doch, lieber Werdau!

Adolph. Das möcht' ich wol: ich finde nur keine Einleitung.

Emilie. So suchen Sie gar keine. Kurz und rund heraus: was ist's?

Adolph. Nun denn: ich stehe vor Ihnen als Werber.

Emilie. Als Werber? Da Sie keine Uniform tragen, so heißt das wol gar . . .

Adolph. Als Freywerber, wie man zu sagen

pflegt; als Werber um Ihr Vertrauen, um Ihre Liebe, um Ihre theure, schöne Hand.

Emilie. Herr von Werdau! — Für Scherz ist das zu ernst: für Ernst zu scherzhaft.

Adolph. Scherzhaft? —

Emilie. Wenigstens ist's allerdings kurz und rund heraus!

Adolph. Sie wollten das —

Emilie. Und hätte einer Einleitung bedurft —

Adolph. Die wollten Sie nicht —

Emilie. Ja, wer wird auch so 'was vermuthen?

Adolph. So will ich sie nachbringen, die Einleitung!

Emilie. Nun — ein andermal, dächt' ich, mehr davon.

Adolph. Es ist 'was Gutes! wahrlich, es ist 'was Gutes!

Emilie. Aber ich bin überrascht, ich bin verlegen —

Adolph. Das lös't sich bald auf —

Emilie. — Soll's denn seyn: so . . . so hab' ich selbst erst eine Einleituug anzubringen.

Adolph. Thun Sie das.

Emilie. Sie wissen, ich war vier Jahre verheirathet. Man hatte mich zu meiner Verbindung nicht gezwungen, nicht einmal überredet. Ich war noch ein halbes Kind: nur an Körper früh ausgewachsen, an Geist gar nicht. Ich war nicht schlimm, aber leichtsinnig, eitel, unbesonnen. Der Mann, der mich wünsch-

te, gefiel mir nicht übel; die Geschenke, die er mir machte, die Vergnügungen und Auszeichnungen, womit er mich überhäufte, gefielen mir noch mehr; Aeltern wünschten die Verbindung; meine Gespielinnen beneideten mich: da gab ich denn meine Hand hin.

Adolph. Jedermann hielt Sie und Ihren Gemahl für glücklich —

Emilie. Wir wären wenigstens nicht das Gegentheil; und, wie man sich ausdrückt, wir lebten recht gut mit einander, und genossen manche Lebensfreude. Was wir aber an Freude genossen, das kam uns nicht aus unserm Innern, sondern, vielleicht aus Gefälligkeit des einen gegen den andern Theil veranlaßt, bloß von außem — aus unsern Gesellschaften, aus öffentlichen Vergnügungen, aus vortheilhaften Verhältnissen. Mir war das ganz recht; und wenn sich doch zuweilen ein anderer Wunsch regte: so ward er durch den Weltglauben, er gehöre bloß einer idealen, einer poetischen Welt an, die nun einmal nicht wirklich sey und nur in der Phantasie genossen seyn wolle — dadurch ward er bald beseitigt. Oft beseitigt, hat er sich nun fast gänzlich verloren; ich bin gewohnt worden, ihn abzuweisen; ich habe in Hinsicht auf ihn kein Vertrauen mehr, und — merken Sie wohl — ich befinde mich nicht übel dabey. Das ist denn der Punct, mein Freund! Haben Sie mir, nach dieser Erklärung, noch etwas zu sagen: so . . . Doch ich setze erst hinzu: So wenig ich ein solches Verhältniß, wie es mir zu Theil gewesen, herabsetze; so — zufrieden ich im Ganzen darin gelebt habe: so würde ich

es doch in keinem Fall erneuern. Warum sollt' ich's auch? Sein Gutes kann ich so haben, und ohne das Nicht-Gute, was es denn doch auch mit sich führt. Dagegen: an ein Verhältniß, wie ich mir's wol denken und in der Phantasie ausbilden kann, glaub' ich nicht — ich wiederhole das; und schien' es mir dennoch möglich, ja, käm' es mir, vielleicht auch Andern, in begeisterter Stunde sogar vor, es würde mir dargeboten: so würde ich schüchtern davor zurücktreten, denn ich selbst fühle mich dessen nicht mehr fähig. — Jetzt bin ich fertig. Himmel, wie ernsthaft haben Sie mich gemacht! Jetzt, noch einmal: haben Sie, nach dieser Erklärung, mir wirklich etwas zu sagen?

Adolph. Viel, um so Mehres hab' ich zu sagen; und eben nach dieser Erklärung mit nicht verminderter, eher mit vermehrter Hoffnung.

Emilie. Das wundert mich. Doch — ich höre.

Adolph. Erst ein allgemeines Wort! Sie thun sich Unrecht, liebste Freundin! Wer das Höhere im Menschen kennt, und, wie das dann nicht anders seyn kann, wer es liebt, aber im Leben nur das Gewöhnliche erfährt, der gewöhnt sich — oder, darf ich's sagen? er verwöhnt sich, beydes als ganz getrennt zu betrachten. Aber, vergeben Sie: er irret. Beydes soll nicht so getrennet seyn, und ist es auch nicht — ist es wenigstens nicht überall —

Emilie. Still davon, mein Freund! Hier werden wir nie zusammenkommen, oder höchstens — Sie am Stabe, und ich im Matronenhäubchen. Was das Leben lehrte, könnte, wär' es irrig, nur das Leben be-

richtigen. Und das Leben berichtigt langsam. Fruchtlose Störungen meines Innern aber — die scheu' ich.

Adolph. Sie wollen es: gut; ich schweige hiervon; bin aber gewiß, wir kommen hier, eben hier, viel früher zusammen, als Sie meynen, und vornämlich auch durch das, was ich eigentlich vorzutragen hatte.

Emilie. So tragen Sie es denn vor.

Adolph. Ich werbe also um Ihr Vertrauen, Ihre Liebe, Ihre Hand, für einen Mann, der — den ich jetzt noch nicht nennen will.

Emilie. Da ich doch etwas von ihm wissen muß: so schildern Sie ihn.

Adolph. Das will ich. Mein Ungenannter ist...

Emilie. Guter Werdau, werden Sie nicht ungeduldig; ich muß Sie noch einmal unterbrechen. Der Mann, für den Sie solch eine Freiwerberey unternehmen, muß Sie sehr nahe angehen; Sie müssen großen Antheil an ihm nehmen —

Adolph. So ist's auch.

Emilie. Nun kenn' ich Sie: Sie werden ihn vollkommen treu darzustellen glauben, und doch nur Ihre Idee von ihm aussprechen. Da würde ihm Unrecht geschehen, von der einen oder der andern Seite. Darf ich Ihnen Fragartikel vorlegen? ganz simple, alltägliche Fragartikel?

Adolph. Wenn Sie das wünschen: warum nicht?

Emilie. Lassen Sie uns von unten anfangen. — Was sich bey einem Vorschlag von Ihnen von selbst

versteht, setz' ich ungefragt voraus. Aber — ist Ihr Mann jung?

Adolph. Nicht alt genug, um gegen jede Thorheit gesichert zu seyn: aber noch jung genug, daß sie ihm, beging er sie, gern vergeben werden würde.

Emilie. Das läßt sich hören. — Kennt mich Ihr Mann? nämlich, etwas näher. Antworten Sie mir lieber auch so schlicht und geradehin, als ich frage. Kennt mich Ihr Mann?

Adolph. O ja.

Emilie. Kenn' ich ihn?

Adolph. — Wollen Sie nicht diese Frage noch etwas weiter hinausrücken?

Emilie. (Wirft schnell einen Seitenblick auf ihn, den sie dann gleich wieder abwendet) — Gut! — Er ist noch nicht vermählt gewesen?

Adolph. Nein.

Emilie. Er hat noch nie ähnliche Gesinnungen und Absichten gegen mich geäußert?

Adolph. Wissentlich — nie.

Emilie. In seinem gewöhnlichen Seyn, in seiner Manier, in seinem Umgang — ist er da mehr sanft und sinnig, oder mehr rasch und leidenschaftlich, oder wie ist er sonst?

Adolph. Das Zweyte — entschieden das Zweyte.

Emilie. (Schnell) Das Zweyte? — So! — (vor sich) Ich habe mich geirrt. —

Adolph. Wie sagen Sie?

Emilie. Sie behaupten, er kenne mich, und näher: ist das seit kurzem?

Adolph. Seit geraumer Zeit.

Emilie. Wie sind ihm aber jene — Gesinnungen und Absichten eben jetzt erst gekommen?

Adolph. Sie sind ihm nicht erst jetzt gekommen. Er verehrt, er liebt Sie längst.

Emilie. Und wird erst jetzt laut darüber: warum das?

Adolph. Er besitzt ein sehr reizbares Ehrgefühl. Seine Verhältnisse ließen ihn — nicht von Ihnen, aber von Andern, Mißdeutungen befürchten. Diese Verhältnisse haben sich nun geändert.

Emilie. So! — Die übrigen Fragen, mein Freund, kann ich jetzt mir selbst beantworten.

Adolph. Nun ja! Klaren ist es. — Sie stehen nachdenkend? Sie sagen gar nichts? O theure Freundin: vertrauen Sie ihm und mir! Geben Sie mir ein freundlich Wort für ihn! wahrlich er verdient es, und Sie werden solch eines Worts sich lebenslang erfreuen.

Emilie. Geduld, Geduld, mein Herr! Sie gehn mit vollen Segeln —

Adolph. Desto besser: ich kenne das Ziel. O wär' Ihnen diese lebensvolle, treue, innige Seele bekannt, wie mir: Sie würden keinen Augenblick zögern mit dem freundlichen Wort —

Emilie. Ich hab' ihn gern; ich freue mich seines Umgangs; ich acht' ihn, und weiß recht gut, daß hinter seiner Hast und Faseley mehr steckt, als was sie ankündigt und er wissentlich verrathen mag: aber —

Adolph. Weg, weg mit dem „Aber!“

Emilie. Mein Gott: man kann doch nicht alle lebensvolle, innige Seelen — heirathen!

Adolph. Ich sagt' Ihnen ja: er verehrt, er liebt Sie, und schon längst. Weg mit jenem „Aber!“ und dann . . .

Emilie. Und dann begnügen Sie sich wenigstens mit jenem Geständniß ohne das „Aber.“

Adolph. Aber wenn er doch . . . .

Emilie. Nun will ich auch kein „Aber!“ Ueberhaupt, lieber Werdau: nichts weiter jetzt; ich bitte darum.

Adolph. Da ist Klaren! (Ludwig tritt ein in lebhafter Unruhe und Spannung, die er Anfangs zu beherrschen sucht.)

Sechster Auftritt.

Ludwig. Emilie. Adolph.

Ludwig. Hier bin ich wieder: (zu Emilien) doch nicht ungelegen? dann ein Wink, ein Blick, und ich fahre ab!

Emilie. Sie sind willkommen — wie immer. — Wollen Sie, meine Herrn, daß ich den Thee hier bereiten lasse, oder drinn, in meinem Wohnstübchen?

Ludwig. Wo Sie sind, ist's schön — mit oder ohne Thee, mit oder ohne die ganze übrige Welt.

Emilie. Tausend: das klang nach 'was! Nun, ich will Anstalt machen! (Sie geht hinein.)

Siebenter Auftritt.

Ludwig und Adolph.

Ludwig. Wie ist's? wie steht's?

Adolph. (Nimmt mit Rührung seine Hand.) Herzlieber Ludwig!

Ludwig. Du hast sie? Du hast sie? O ich dacht's wol! Nun gut! gut! gut!

Adolph. Verdirb mir nicht die Stunde, die ich nicht leicht errungen habe, und die so schön ist!

Ludwig. Das sey ferne! Und doch würd' ich vielleicht ... Drum laß mich lieber gehn. Adieu! Adieu, Freund!

Adolph. Lieber Ludwig: zwing' mich doch nicht, selbst von etwas zu sprechen, das ich so gern verschwieg.

Ludwig. Zwingen? Ich zwinge keinen Menschen. Wen zwing' ich? Und vollends Dich! — Das war nicht gut gesprochen.

Adolph. Du verstehst mich nicht —

Ludwig. Drum laß mich fort —

Adolph. Du wirst mich verstehn, und auch, warum ich jetzt nicht weiter rede.

Ludwig. Dies Warum — ich dächte, das erriethe sich; und es ist recht gut, es ist recht schonend von Dir.

Adolph. Du thust mir wehe.

Ludwig. Du mir — wenn Du glaubst, ich erbittre mich über Dein Glück. Ich sage ja: es ist recht so; ich hätt's auch so gemacht an ihrer Stelle. O das

versteht sich, alter, lieber Junge! Nun gut! Sey nur recht glücklich! recht übermenschlich glücklich!

Adolph. Wenn Du doch nur bedenken wolltest ....

Ludwig. Was ist da zu bedenken? Du sagst, Du habest sie ...

Adolph. Das sag' ich? Du sagst's —

Ludwig. Wie? ich?

Adolph. Und ohne den geringsten Grund —

Ludwig. Wie denn? was denn? Was hast Du denn gemacht in dieser ganzen Zeit?

Adolph. Ich habe freilich gethan, was ich versprochen hatte: ich habe geführt, was mir zunächst am Herzen liegt; was ich vor allem wünsche, hab' ich nach Kräften betrieben.

Ludwig. Nun also! — Und sie? sie?

Adolph. Sie hörte mich gütig an —

Ludwig. Gütig — das ist sie gegen mich nicht immer! Und endlich entschied sie? —

Adolph. Sie entschied nicht. Bedenke: wie hätte sie das auch so schnell gekonnt?

Ludwig. Na, man schickt nicht gleich zum Pastor: aber man spricht doch! man zeigt doch!

Adolph. Nichts — gar nichts, als was ich Dir gesagt habe. Jetzt ist's an Dir: jetzt hast Du das Wort. Ich will Platz machen. Fasse Dich nur, und führe nur auch, wie gesagt, Deine Sache, und führe sie gut — —

(Emilie kömmt wieder heraus.)

Achter Auftritt.

Emilie. Adolph. Ludwig.

Emilie. Nun — hier oder drinnen?

Adolph. Sie wollten, daß wir hernach Musik machten, und ich sollte neue Stücke durchlaufen. Es ist noch nicht geschehen. Wollen Sie erlauben, daß ich's jetzt thue? und indessen . . .

Ludwig. Ja, wollen Sie indessen einige Dissonanzen von mir vernehmen?

Emilie. Ich liebe die Dissonanzen eben nicht.

Adolph. Schön aufgelöset, sind sie das Reizendste. (Leise zu ihr) Freundin: lösen Sie sie schön auf! (Er geht hinein.)

Neunter Auftritt.

Emilie und Ludwig.

Emilie. Meine Ohren sind bereit: geben Sie sie denn an!

Ludwig. Das wird gut werden. Ich bin eben der rechte Maestro; und vollends alleweile, und wenn Sie so ernsthaft vor mir stehen! — Schönstes, bestes Frauchen: lassen Sie mich lieber mit der Thür in's Haus fallen!

Emilie. Wenn Sie's nicht lassen können! — Sie können's aber —

Ludwig. Ich kann's nicht: ist man einmal im Schuß, so geht's drauf los, daß Schloß und Riegel springen.

Emilie. Gott bewahr' uns!

Ludwig. Sie spotten? Nun ja, ich verdien' es. Warum fahr' ich umher, wie eine wilde Katze, indeß mir wahrlich das Herz blutet!

Emilie. Seyn Sie doch vernünftig, lieber Klaren!

Ludwig. So viel ich kann. Helfen Sie mir dazu. Sie können das. Und es wär' nicht das erstemal.

Emilie. Hören Sie mich an. Es ist mir vielleicht nicht unbekannt, was Sie so beunruhigt. Ich will's nur gestehen: Werdau hat über gewisse Dinge mit mir gesprochen.

Ludwig. Ich weiß schon — ja ja, ich weiß.

Emilie. Wissen Sie auch, was ich geantwortet habe?

Ludwig. So halb und halb. Ich dacht's zu errathen; und hatt' ich's auch überpoltert: die Hauptsache hab' ich doch getroffen. Das seh' ich ja; das seh' ich auch jetzt an Ihnen.

Emilie. Wie? und damit wären Sie unzufrieden? Wie würden Sie nach einiger Zeit von mir urtheilen, wär' ich anders verfahren!

Ludwig. Mein Gott: glauben Sie doch nur nicht, es sey mir nicht recht, daß Sie — darf ich's heraussagen? — daß Sie ihm Hoffnung gegeben haben —

Emilie. Das glaub' ich freilich nicht. Wie wunderlich schwatzen Sie doch!

Ludwig. Ich hab's ihm selbst gesagt, ich sag's auch Ihnen: Es ist recht, es ist schön so! ich hätt's an Ihrer Stelle nicht anders gemacht! Sie mußten ihm 'was Gütiges sagen: und bald werden Sie ...

Emilie. Klaren! —

Ludwig. Bald werden Sie alle seine Wünsche erfüllen ...

Emilie. Sie beleidigen mich ...

Ludwig. Und ich will mich ja drüber freuen; ich freue mich schon jetzt drüber: aber der Schmerz will doch erst einiges Recht haben, eh' er sich besiegen läßt. Nu, nu: ich krieg' ihn schon nieder — mit der Zeit!

Emilie. Herr Hauptmann: Sie mögen vielleicht wissen, was Sie reden: ich weiß es nicht. Das aber weiß ich: es ziemt mir nicht, dergleichen länger anzuhören. (Sie will gehen: er hält sie auf.)

Ludwig. Aber — ich bitte Sie; was sag' ich denn, was thu' ich denn, das Sie beleidigen, das Sie kränken könnte? Ich kenne seine Liebe zu Ihnen; ich weiß, daß er sie Ihnen gestanden hat ...

Emilie. Was kennen Sie? was soll er mir gestanden haben?

Ludwig. Träum' ich denn, oder hat mich die Tarantel gestochen?

Emilie. Ha! jetzt ahn' ich — jetzt wird mir's licht —

Ludwig. Jetzt — jetzt erst? Sie hätten ihn nicht verstanden?

Emilie. Und Sie, der Sie Ihren Freund noch viel näher kennen müssen: Sie verstehn ihn noch immer

nicht? Sie tappen immer fort im Dunkeln? O mein Herr: Sie sehen mich bewegter, als je. Wohlan: der Fall ist zu schön und zu selten, als daß ich gewöhnlichen Rückhalt nicht verschmähen sollte. Ihr Freund hat keines Gefühles gedacht, das er für mich habe, keines Wunsches, der ihn betreffe —

Luwig. Und hat doch? . . . Herr Gott! Was schießt mir durch's Gehirn! O ich eigennützige, ich gemeine Alltagsseele! (Mit innigster Rührung) Nicht einmal seinen Gedanken konnt' ich fassen? O er muß mich verachten: ich bin's werth! Und auch Sie — wie lernen auch Sie mich da kennen!

Emilie. Lieber Klaren: wie Sie nun wieder übertreiben!

Ludwig. Nein! Es soll alles heraus; wie ein Schacherjude will ich meinen Bettel vor Ihnen auslegen, daß seine Juwelen desto herrlicher glänzen — ob's mir gleich bey Ihnen den Hals bricht. Wissen Sie denn: wir begegneten einander ganz unerwartet in gleichen Empfindungen für Sie, in gleichen Wünschen: Wir wurden eins, Freunde zu bleiben, wie es auch komme; alles, natürlicher Weise, Ihnen anheim zu stellen: aber jeder sollte auf Erfüllung seiner Wünsche bey Ihnen nach Möglichkeit dringen. Da macht' er's zu seinem Wunsche, mich glücklich zu sehn, und seine Freuden mir hinzuopfern. Und sagt' es nicht einmal, ließ mich's nicht einmal ahnen — damit ich's nicht hinderte. Sagte nichts, und that's! that's treulich und herzlich! Und ich — ja ja — ich kam jetzt, ohne seiner nur gedenken zu wollen: bloß mein Heil zu versu-

chen! Nichts als meine Ungeschicktheit, mein tolles, wirres Wesen hat mich nicht dazu kommen lassen. Werdau! Freund! Bruder! (Er eilt zur Thür: Emilie hält ihn auf.)

Emilie. Bleiben Sie doch, Klaren! keine neue Uebereilung!

Ludwig. Was wär' hier zu übereilen? Für mich bleibt nur: Geständniß, und fort! Denn das ist doch nun keine Frage: ihn werden, ihn müssen Sie erhören! O wahrlich, schöne, herrliche Frau: hätten Sie's nicht längst gewußt, jetzt müßten Sie's erkennen: er ist tausendmal besser, als ich! Seine Liebe, und auch diese seine That muß den schönsten Lohn haben; und den haben Sie, Sie allein in Händen! Sagen Sie: Ja! sagen Sie gleich jetzt: Ja! bestes Frauchen: daß ich's ihm hineinrufen kann, mit Eins hineinrufen, wie aus Kartätschen geschossen! Sie können in Ihrem ganzen Leben kein schöneres Wort sagen! Heraus, heraus mit der Sylbe!

Emilie. Lieber Klaren: Sie haben mir noch nie so wohl gefallen, als jetzt. Folgen Sie mir aber und seyn Sie still.

Ludwig. Still? still? ich? warum denn still? jetzt?

Emilie. Verdien' ich keine Rücksicht?

Ludwig. Alle ersinnliche! Nun, was soll ich denn? Still seyn? das ist fürchterlich!

Emilie. Und doch! — Da, lieber Klaren, da setzen Sie sich hin, dort in den Winkel, und rühren Sie sich nicht. Mir zu Gefallen. Ich muß mich samm-

len. Ich bin dergleichen gar nicht gewohnt, und möchte das Rechte, und auch das Kluge nicht verfehlen.

Ludwig. Nun, da sitz' ich — im Stock! Ich will mich kneifen, daß es schmerzt, damit ich an mich halten könne.

Emilie. Bst! (Sie setzt sich vorn, ernstlich nachdenkend. Nach einer Weile:)

Ludwig. Aber wenn nun . . .

Emilie. Bst! (Wie vorhin. Wieder nach einer Weile:)

Ludwig. Ich wollt' nur sagen . . .

Emilie. Bst! (Wie vorhin. Wieder nach einer Weile springt Ludwig auf.)

Ludwig. Heißen Sie mich lieber fortgehn: auf der Pritsche dort halt' ich's nicht aus.

Emilie Nein, jetzt bleiben Sie, und seyn Sie ernsthaft —

Ludwig. Ich bin's, als würd' ich zu meinem Ende vorbereitet.

(Emilie geht langsam zur Seitenthür und öffnet. Von nun an immer ernsthaft und sanft.)

Emilie. Lieber Werdau: wollen Sie nicht zu uns kommen?

Zehnter Auftritt.

Adolph. Emilie. Ludwig.

Adolph. (So wie er eintritt, fliegt Ludwig an seine Brust. Adolph hält ihn mit dem einen Arm umschlossen, und reicht die andere Hand Emilien, indem er beyde wechselweis anblickt, um sie zu errathen.)

Seh' ich recht, so ist die Dissonanz wirklich schön aufgelös't.

Emilie. Noch nicht: aber sie wird's ja werden.

Ludwig. O lieber, lieber Bruder: was hast Du gethan!

Emilie. Lassen Sie mir das Wort, Herr von Klaren!

Ludwig. Ach, wie gern, in meiner Beschämung!

Emilie. (Zu Werdau.) Sie haben uns beyde das Bild eines treuen, edlen, großmüthigen Freundes sehen lassen, wie wir ihn in der Wirklichkeit nicht erwartet: dafür vorerst unsern Dank —

Ludwig. Den innigsten — aus tief gedemüthigter Seele!

Emilie. So etwas bereichert auf seltene, hochwichtige Weise, und stärkt Herz und Lebensmuth. Sie hatten doch Recht mit jener Vereinigung zweyer Welten, wovon wir vorhin sprachen.

Adolph. Beste Freundin —

Emilie. Lassen Sie mich fortfahren. Daß ich Sie darum lebenslang noch mehr ehre, daß ich Sie bewundere, brauch' ich kaum hinzuzusetzen —

Ludwig. Und daß ich mich darum für Dich todtschlagen lasse, hunde-, mausetodt, wenn's nöthig wird: das versteht sich auch von selbst.

Emilie. Aber ich bin ein Weib —

Ludwig. Desto besser!

Emilie. Schwerlich. — Ehren, Bewundern: — mögen wir uns hinauftreiben, wie wir wollen: das ist

bey uns doch nur höchstens Nummer zwey: es entscheidet nicht in uns, nicht über uns —

Ludwig. Ich hab' Ihnen ja geschworen, daß er auch ...

Emilie. Sie haben: — ja doch! ich muß aber fortfahren: Liebe, mit so Hochverehrtem, so sehr Bewundertem überreich gesättigt, wird ein allzureichhaltiger, ein schwerer Körper für uns, der uns niederzieht, der uns drückt, unten festhält: und doch wollen wir, es koste, was es wolle, auch obenauf; wir müssen's auch, oder wir bleiben nichts, als ...

Adolph. Weiber: das Schönste und Liebenswürdigste in der Natur!

Emilie. Weisen Sie uns diese Ihre Natur nach, außer — in euern Köpfen und Büchern: so wollen wir auch versuchen, solche Weiber zu werden, wie Sie sie meynen! Sie können's nicht; in der Welt, wie sie ist, können Sie's nicht: wenigstens nicht in der Welt, die uns umgiebt, in ihrer Verfeinerung und Kunst, über die ihr schmält, indem ihr sie doch immer höher hinaufschraubt. Und wir können ja auch nicht aus ihr heraus —

Adolph. Wenn wir nicht wollen: ja!

Emilie. Mögen's die verantworten, die Schuld haben, daß alles nun so ist, wie es ist, und daß auch wir Weiber so sind, wie wir sind — daß wir nicht heraus wollen!

Ludwig. Nun, wenn's hier gilt, Verehrens- und Bewunderswerthes zu scheuen: so weiß ich, wem von uns Dreyen das zu Gute kommen könnte.

Emilie. Mein Herr: Nicht zu viel, oder wenig, bleibt immer zweyerley!

Ludwig. Und vollends: gar nichts! — Hab's verstanden. — Aber worauf zielt denn das alles endlich? (bey Seite) Wol gar auf einen Doppelkorb, wie für Masthühner!

Emilie. Ihr Freund scheint mich besser zu verstehen: er schweigt und giebt mir Recht.

Adolph. Ich schweige, weil ich die Emilie von heute nicht ganz mit der von sonst vereinigen kann; ich müßte denn voraussetzen — was ich aber lieber von ihr erst erfahren will.

Ludwig. Na, was Sie am Ende herausgrübeln, wird gut seyn: dabey will ich bleiben, kömmt auch 'was, das sticht und beißt.

Emilie. — Wunderlich! Wir waren sonst alle drey so ruhig und heiter, wir verstanden einander so leicht, und alles war beym Gleichen: nun kömmt einmal ein bedeutender Fall — da brennt's in allen Gassen, und wir alle sind — ein jedes wie aus seinem Charakter gefallen. Jedes sinnt und sinnt, jedes durchkreuzt den Weg des Andern, versteht sein wohlgemeyntes Zuwinken nicht, und rettet wol am Ende kaum sich selbst, wie es geht und steht!

Adolph. Ist's doch im ganzen Leben nicht anders; und es ist gut, daß es so ist. Thue nur ein jedes sein Bestes in solchem bedeutenden, störenden Fall: so kömmt's endlich auch wieder in's Gleiche und Heitere.

Ludwig. Das verleihe der Himmel!

Emilie. Hierzu sag' ich: Amen! Mein Bestes aber, hier, im gegebnen Fall, scheint mir das zu seyn: Bleiben Sie beyde meine Freunde, wie bisher —

Ludwig. (Bey Seite) Sagt' ich's doch!

Emilie. Bleiben Sie auch einander Freunde, wie bisher —

Adolph. Gewißlich.

Ludwig. Bey meiner Seele!

Emilie. Sprechen Sie beyde so fleißig bey mir ein, wie bisher —

Ludwig. Wer könnt's lassen?

Emilie. (Reicht jedem eine Hand.) Und wegen Ihrer beyden besonderm Verhältniß zu mir, überlassen Sie mich ganz mir selbst; wir sprechen wol wieder darüber — in einem halben Jahre. Sagen Sie mir das zu?

Adolph. Von Herzen.

Ludwig. In einem halben Jahre? Alles, nur das nicht; wenn Sie nicht wollen, daß ich derweile meinem Onkel Gesellschaft leisten soll.

Emilie. In einem halben Jahre —

Ludwig. Lassen Sie nur etwas nach; sagen Sie: in — acht Tagen! Sie lachen? Nun, setzen wir: vierzehn!

Emilie. Ich werde indessen mich und Sie beyde genau beobachten; ich werde mich und Sie auf die Probe stellen. Hören Sie? auf die Probe werd' ich Sie stellen! — Jetzt aber endlich genug; und nun Töne statt der Worte! Wollen Sie mir folgen? (Sie gehet einige Schritte nach der Seitenthür und wartet. Die Männer ste-

hen leber für sich und folgen nicht. Emilie kömmt wieder vor, zwischen sie.) Und wie denn, lieben Herrn und Freunde, wenn dies schon eine Probe gewesen wäre? (Adolph siehet sie unverwandt scharf an.)

Ludwig. Das, mit dem gräulichen halben Jahre?

Emilie. Und was dazu gehörte. (Zu Adolph halblaut.) Und wer wäre dann in der Probe am besten bestanden?

Adolph. (Lächelnd, noch leiser.) Wenigstens ich, nach Ihnen, am schlechtesten. (Ludwig tritt zurück; man merkt ihm an, er begreife nach und nach seinen Vortheil.) Indessen . . .

Emilie. (Adolphen immer nähertretend. Wie vorhin.) War das artig von Ihnen? — Lieber Werdau: Sie reizen mich, und treiben mich so vielleicht weiter, als ich eigentlich will.

Adolph. Ich sage gar nichts mehr.

Emilie. Aber vorhin, vorhin sprachen Sie — ich meyne, als wir allein waren — da sprachen Sie so schön, so beredt! Ja, wozu könnten Sie Einen nicht fast verleiten — fast, fast verleiten; zumal, da, was Sie wünschen, gewiß allezeit 'was Gutes ist — (Sie reicht ihm die Hand. Er ziehet unvermerkt einen Ring von seinem Finger.) Wär' ich ein Mann: kein Zweifel, wie ich wählte, und was ich thäte; es wäre das gewiß auch das Rühmlichste: das Sicherste ohnehin! Aber ich bin ein Weib. Liebe mit halbjähriger Geduld . . . Sie lächeln? Ich habe bey Ihnen verloren. Nicht? wirklich nicht? (Sie steht an ihn gelehnt und bietet ihm die Lippen: er küßt sie sanft.)

Ludwig. (Noch zurückstehend, vor sich.) Hm, auch eine Probe? (Indem hat Adolph jenen Ring an Emiliens Finger gesteckt, hebt plötzlich ihre Hand hoch empor und ruft.)

Adolph. Er sitzt, wie angegossen!

Ludwig. Ha, der Ring?

Emilie. Was machen Sie? Wahrhaftig, er will nicht wieder herunter.

Ludwig. Bey meiner Seele, das war nicht schön! ein Andrer hieß es überlistend!

Adolph. Sieh' ihn doch an, den Ring! Ludwig: es ist ja derselbe, den Du mir gabst, als Du in den spanischen Krieg zogst. Ich sollte Dein dabey gedenken, wenn Du dort fielest: nun will ich Dein dabey gedenken — aber an dieser Hand — indem Du hier siegst!

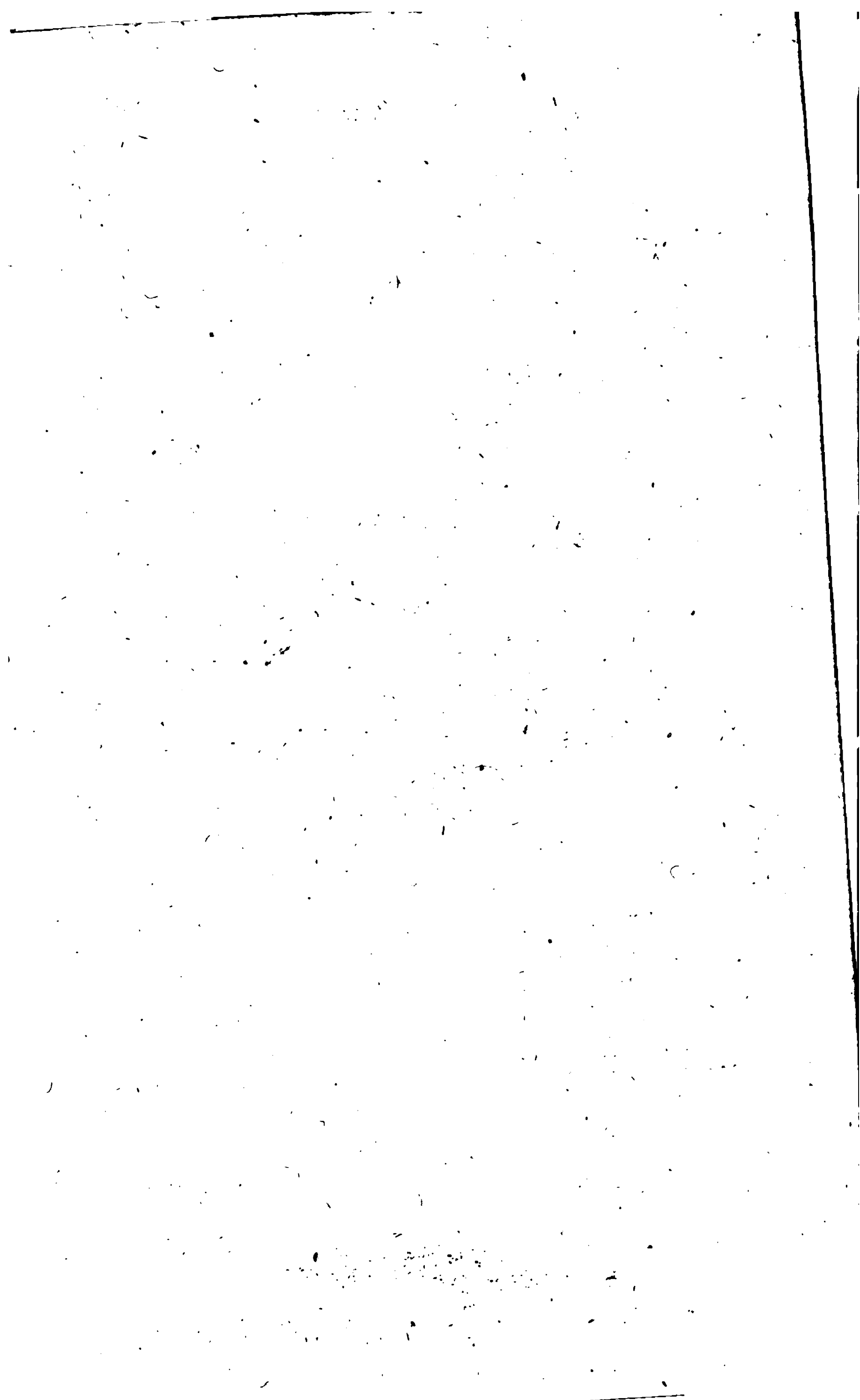
Ludwig. Was? So wahr ich lebe, es ist der Ring! Was heißt das? Bruder! Emilie!

Emilie. Ja, er will wirklich nicht wieder herunter, und muß nun schon bis auf Weiteres stecken bleiben: (Gegen Ludwig) aber nur zur Probe!

Ludwig. (Zieht sie mit einer Hand an sein Herz und reicht die andere um sie herum dem Freunde.) Zur Probe? Ha, so wär' das ganze Leben, von der Wiege bis in's Grab, nur zur Probe!

Adolph. — Das möcht' es wol auch seyn. — —

Inhalt des fünften Bandes.




Stanford University Libraries
3 6105 015 288 066

